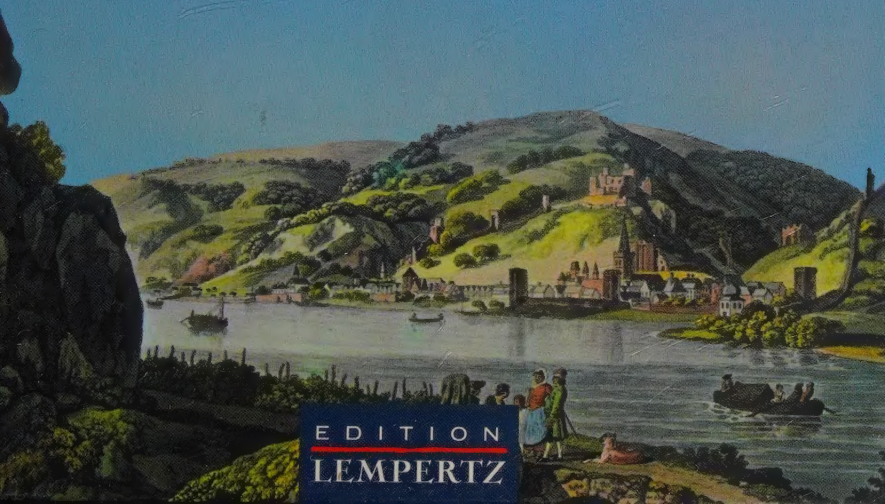





Wilhelm Ruland

Rheinisches Sagenbuch

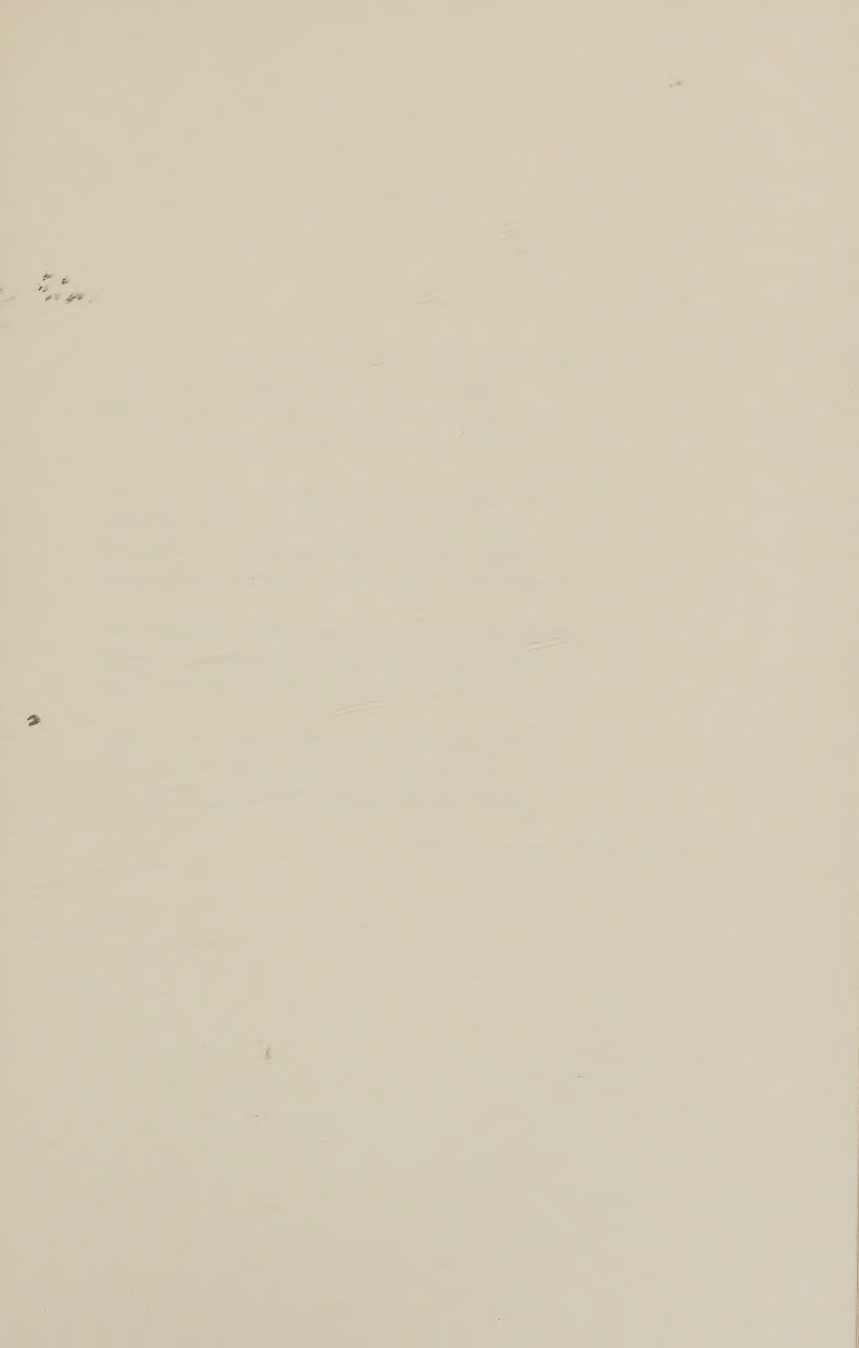
Vom Oberlauf bis Xanten



EDITION
LEMPERTZ



Digitized by the Internet Archive
in 2023



Vorspruch

„Schau hin und schreib!“ Und an den Rebenhügeln
Ließ Bild auf Bild erstehen mir die Sage;
Ich sah aufs neu der Vorzeit schöne Tage,
Abtei und Burg, die sich im Strome spiegeln.

Und von mir warf mein Dichten ich und Klügeln
Und bat die Holde, daß sie sing' und sage;
Sie winkte und stand Antwort jeder Frage,
Bis grüßend sie entschwand auf lichten Flügeln.

Der Schreiber schrieb und setzt den Wunsch ans Ende:
Mög' Gott, mein Rheinland, allzeit dich behüten!
Doch zagend legt er auf die Schrift die Hände.

Ob er den rechten Ton wohl stets gefunden?
Derweil er's fragt, nehmt lächelnd ihr die Blüten,
Die ich für euch als Heimatgruß gewunden.

Wilhelm Ruland

© 2007 Edition Lempertz GmbH

Umschlagentwurf: Grafikbüro Schumacher, Königswinter

Titelbild: The Yorck Project / Zenodot Verlagsgesellschaft mbH, Berlin

Printed and bound in Germany

ISBN: 978-3-939908-08-1

Reprint von 1923

Rheinisches Sagenbuch

Vom Oberlauf bis Xanten

von

Wilhelm Ruland



Die Loreley
Nach dem Gemälde von E. Steinle

Geht mir Märchen und Sagen zum Lesen ; denn in ihnen ist der
Keim zu allem Schönen, Großen und Guten enthalten!

S c h i l l e r

Die Sage ist ein Lagerfaß voll edlen, alten Weines: wann er
angesetzt worden, weiß niemand mehr; jeder sonnige Herbst
bringt ihm frischen Aufguß, und vom ersten Stoff ist wohl
nichts mehr vorhanden, als der immer duftende Geist. Draußen
aber auf den grünen Bergen tränen und blühen die Reben, und
wenn sie blühen, gärt es auch innen im Fasse ; blutrote Trauben
reifen und goldhelle. Die Zeiten steigen am Weinberge
geschäftig auf und nieder und tragen den neuen Gewinn herzu.
Indes fließt unten rein und klar der goldene Quell, und die
Sänger sind die Schenken, die das duftige Getränk umherbieten.

L u d w i g U h l a n d

Inhalts - Übersicht

*

I. Der junge Rhein

St. Gotthard / Die versteinerte Alpe	11
Thusis am Hinterrhein / Der letzte Hohenrätier	14
Bodensee / Insel Mainau	16

II. Der Oberrhein

Basel / Eine Stunde vor	22
Straßburg / Die Münsteruhr	24
Das Männlein bei der Engelssäule	25
Das Armsünderhaus	27
Des Ammeisters Sohn	28
Burg Nideck / Das Riesenspielzeug	30
Baden / Kellers Bild	32
Karlsruhe / Karls Ruhe	36
Speyer / Die Glocken von Speyer	38
Heidelberg / Der Wolfsbrunnen	40

III. Der romantische Rhein

Worms / Die Nibelungen	42
Mainz / Heinrich Frauenlob	48
Bischof Willigis	49
Kloster Eberbach / Die Weinzungen	53
Johannisberg / Der Johannisberger	55
Ingelheim / Eginhard und Emma	59
Rüdesheim / Die Brömserburg	69
Bingen / Der Mäuseturm	73
Die Klemenskapelle	76
Burg Rheinstein / Die Brautwerbung	81
Sooneck / Der blinde Schütz	84
Lorch / Die Wispermüllerin	87

Bacharach / Burg Stahleck	89
Kaub / Burg Gutenfels	92
Die Pfalz-Aventiure	97
Oberwesel / Die sieben Jungfrauen	101
Rheinfels / Die Georgslinde	105
Die Loreley	112
Sternberg und Liebenstein / Die feindlichen Brüder	118
Boppard / Kloster Marienberg	127
Rhense / Kaiser Wenzel	130
Burg Lahneck / Die Templer von Lahneck	133
Stolzenfels / Des Kämmerlings Töchterlein	136
Koblenz / Riza	141
Andernach / Genoveva	143
Hammerstein / Der töchterreiche Ritter	153
Schloß Rheineck / Die Weinprobe	157
Rolandseck / Ritter Roland	163
Siebengebirge / Die Entstehung des Siebengebirges	174
Das Nachtigallenwäldchen bei Honnef	175
Der Drachenfels	177
Die Drachenburg	181
Der Mönch von Heisterbach	184
Bonn / Die Cassiushunde	189
Köln / Richmodis von Aducht	192
Der Dombaumeister	195
Die Heinzelmannchen	204
Jan und Griet	206
Albertus Magnus	209

IV. Seitentäler und -höhen

Frankfurt a. M. / Der Schelm von Bergen	214
Die Neun in der Wetterfahne	218
Der Taunus — Wiesbaden / Des Teufels Kür am Kochbrunnen	220
Das Nahetal — Kreuznach / Der Stiefeltrunk	223

Sponheim / Der Burg Sponheim Gründung	225
Die Ebernburg / Der heilsame Wildfrevel	229
Das Moseltal / Der Bernkastler Doktorwein	231
Das Miseräbelchen	233
²⁶ Die Eifel / Das Weinfelder Maar	236
²⁶ Der Pfeil zu Prüm	237
Der Laacher See / Das versunkene Schloß	239
Das Ahrtal / Der letzte Ritter von Altenahr	242
St. Peter von Walporzheim	244
Die Fadenbrücke	246
Der Spielmann von Neuenahr	248
Das Siegtal / Der schlafende König	255
Aachen / Der Münsterbau	258
Der Ring der Fastrada	263
Das Bergische Land / Gründung der Abtei Altenberg	267

V. Der Niederrhein

²⁶ Xanten / Siegfried	272
Cleve / Der Schwanenritter	277
Zuidersee / Stavoren	281

I.

Der junge Rhein

Vom St. Gotthard bis zum Bodensee

*

St. Gotthard

Die versteinerte Alpe

*

Im Quellengebiet des Rheins ragte in uralter Zeit eine grüne Alpe gegen Himmel. Sie gehörte einem biedern Bauersmann und bildete mit einem schmucken Häuschen drunten im Tal seinen einzigen Besitz. Da starb der Mann eines jähen Todes, tief betrauert von Weib und Kind.

Etliche Tage darauf meldete sich bei der Witwe unerwartet ein Besucher an. Der hatte droben viel Weideland; aber sein Trachten galt schon lange der benachbarten Alpe des Verstorbenen, durch die sein Besitz in erwünschter Weise abgerundet worden wäre. Kurz entschlossen erklärte er der bestürzten Frau, die Alpe sei sein Eigentum: ihr Mann habe sie ihm nach der vorjährigen Mißernte gegen ein Darlehen insgeheim verpfändet.

Als die Witwe ihn einen Lügner schalt, zog jener einen Schuldschein hervor, breitete ihn aus und zeigte ihr mit hartem Lächeln, daß seine Behauptung hier schwarz auf weiß bestätigt sei. Da brach die bedrängte Frau in Tränen aus und erklärte, ihr seliger Mann könne ein derartiges geheimes Abkommen unmöglich getroffen haben. Die Alpe sei ihres Sohnes einziges Erbe und sie werde das unentbehrliche Grundstück nie und nimmer gutwillig hergeben.

„Ich werde euch, wenngleich nichts mich dazu verpflichtet, für den Verzicht eine Entschädigung zahlen,“ erklärte der Nachbar in scheinbarem Mitleid und zog seine Geldbörse hervor. Die Frau aber wies weinend das Geld zurück und hieß ihn gehen. Und der Andere ging davon.

Drei Tage später wurde die Witwe vor den Richter geladen. Hier wiederholte der Nachbar unter Vorweis des Schriftstücks seine Forderung auf den Besitz der strittigen Alpe. Der Richter, von jenem schmähsch bestochen, erklärte den Schuldschein für echt und sprach dem Kläger die Alpe zu. Gebrochen wankte die Witwe nach Hause.

Der neue Besitzer der Alpe dagegen eilte spornstreichs hinauf ins Gebirge. Hier hatte seit drei Tagen ununterbrochen ein Unwetter gerast. Seine Ungeduld, das listig erschlichene Weideland erstmals als sein gerichtlich zuerkanntes Eigentum zu besichtigen, konnte er nicht länger meistern. So rasch als die aufgeweichten Wege es ermöglichten, erkletterte er die Höhe.

Oben angekommen, starrte er mit entsetzten Augen ringsum und fiel dann ohnmächtig vor Bestürzung zur Erde. Auf die saftiggrüne Alm war von unsichtbarer Hand fußhoher Schotter gerollt worden. Von dem Besitz, den der ungerechte Richter ihm zugesprochen hatte, war nichts mehr zu sehen. Aber auch seine eigenen Almen nebenan hatten Schlamm und Steingeröll verwüstet, während darunter die Matten der anderen Äpler gleich samtnen Teppichen im Morgenlicht ausgebreitet lagen.

Gegen Mittag ist ein gebrochener Mann talwärts heimgeschritten, sich und den Bösen verwünschend, der ihm solch unseliges Tun eingegeben hatte. Die Leute drunten aber raunten einander zu: „Das Fronfasten-Mütterli, Frau Sälga, ist diese Nacht mit den säligen Jungfrauen über unser Tal gezogen, und über dem Haus jenes habstüchtigen Reichen hat das gespenstische Gefolge verweilt, womit derjenige bestimmt

wird, der binnen Jahresfrist sterben muß." Also geschah es. Die versteinerte Alpe aber steht noch heute, ein stummer Warner aus uralter Zeit, inmitten grüner Almen, dort, wo der junge Rhein zwischen Schluchten und Schlünden ungestüm herunterbraust.



Thusis am Hinterrhein

Der letzte Hohenrätier

*

Im Domleschger Tal, das vor einem halben Jahrtausend bei den Freiheitskämpfen der schweizerischen Bauern vom grauen Bund wiederholt der Schauplatz erbitterter Gefechte gewesen ist, erhob sich einst auf hohem Fels die Burg der Hohenrätier. Der letzte Sproß des entarteten Geschlechtes auf der hohen Realt war in der ganzen Gegend mit Recht gefürchtet. Er war der Schrecken der friedsamten Landbewohner und brandschatzte nicht nur sie, sondern auch die Kaufleute und Pilger, die drunten des Weges zogen.

Mächtig wuchs ringsum der Haß gegen den ritterlichen Unhold. Eines Tages entlud er sich zu einer beherzten Gewalttat. Der Freiherr hatte auf einem Streifzug im Tal eine liebreizende Maid entdeckt, die im einsamen Wald Beeren suchte. In frevelnder Gier riß er das Mägdlein auf sein Roß und jagte, an ihrem Wehklagen sich weidend, mit seiner Beute den steilen Schloßberg hinauf. Ein Wilderer hatte den Vorfall bemerkt und rief die Dorfbewohner herbei. Diese trugen die Kunde ungesäumt in das Domleschg.

Da erhoben sich rings die unterdrückten Insassen, rotteten sich zusammen und zogen zur selbigen Nacht den Fels hinan. Sie schlugen über den Wallgraben eine Brücke aus gefällten Baumriesen, warfen Feuerbrände ins Innere der Feste und stürmten durch Tor- und Mauerlücke in den Schloßhof.

Da erschien dort hoch zu Roß der Burgherr, den die züngelnden Flammen aus seinen Gemächern vertrieben hatten.

Vor sich hielt er das geraubte Mädchen, und im nächtlichen Feuerschein blitzte das blanke Schwert in seiner Rechten. Wuchtige Hiebe nach beiden Seiten austeilend, trieb er das Pferd, dem die Augen verbunden waren, zur Flucht bergabwärts. Aber die lebende Wand der Bauern war undurchdringlich. Da jagte der Ritter kurz entschlossen zur Seite, wo die Felswand über zweihundert Meter gegen den jungen Rhein jäh abfällt.

Zitternd steht das schäumende Tier vor dem gähnenden Abgrund. Ein vielstimmiger Schrei verhallt in der Nacht. Tausend Arme zugleich strecken sich nach dem Reiter aus. Einem von ihnen gelingt es in letzter Sekunde, dem Räuber den Raub zu entreißen, gerade in dem Augenblick, da das gepeinigte Pferd, von Schwert und Sporen blutig geritzt, mit einem gewaltigen Satz in die Tiefe stürzte.

Also endigte der letzte der Hohenrätier. Als die qualmende Finsternis dem grauenden Tage wich, standen von der stolzen Burg nur noch rauchende Ruinen. Dafür verkündigten die Morgenglocken ringsum den umwohnenden Bauern die langersehnte Freiheit. Der letzte Hohenrätier aber soll gleich manchen andern ehemaligen Zwingherren des Rätigaus alljährlich in der Johannisnacht, wo jenes Geschehnis sich ereignete, in schwarzer Eisenrüstung funkensprühend um die zerfallenen Mauern seiner Burg reiten, die oberhalb Thusis am Hinterrhein noch heute zu sehen sind.



Bodensee

Insel Mainau

*

Mit dem lieblichen Eiland im schwäbischen Meer ist der Name der Herren von Bodmann seit vielen Jahrhunderten fest verknüpft. Anfangs im Besitz dieses edlen Geschlechtes, ging die Insel im dreizehnten Jahrhundert in die Hand des deutschen Ritterordens über. Wie jene Besitzveränderung vor sich ging, darüber gibt die Sage Auskunft. Dazumal ruhte der gesamte herrliche Besitzstand in zwei zarten Frauenhänden. Das Fräulein hatte die mit allen Reizen der Natur geschmückte Insel zum Erbteil erhalten. Groß war die Zahl der Freier, welche nach der Hand und Herrschaft der schönen Erbin strebten. Ihr Herz aber hatte bereits gewählt. Der wackere Junker von Langenstein war der Glückliche. Allabendlich, wenn die Sonne in den Fluten des Sees versank, schritt die Jungfrau hinab an den Strand und lauschte hinaus über die dämmernde Flut. Und nicht lange währte es, dann klang Ruderschlag nah und näher, und dem landenden Boot entstieg ein jugendlicher Ferge, den begrüßte die Maid mit verschämtem Kuß. Mit seligen Zukunftsträumen maß das bräutliche Paar die kurze Spanne Zeit, die sie noch von dem Tage trennte, wo sie offen einander gehören wollten vor aller Welt.

Da ist eines Abends der Junker in tiefer Niedergeschlagenheit gelandet und hat der Verlobten mit Trauer im Antlitz und Herzen berichtet, daß sein von der Gicht heimgesuchter Vater ihn verpflichtet habe, das

Kreuzfahrergelübde, das er selber Gott und dem Kaiser abgelegt hatte, statt seiner zu lösen.

Heiße Tränen entstürzten den Augen der Jungfrau. Er aber tröstete sie sanft.

„Vertraue mir und dem, für dessen Namen ich dies Opfer bringe. Ich kehre heim. Diese Zuversicht beseelt mich.“

Und strahlenden Auges blickt der jugendliche Kreuzfahrer auf das trauernde Edelfräulein.

*

Und allabendlich, wenn die Sonne in den Fluten des Sees versank, schritt das Fräulein hinab an den Strand und schaute mit heißem Hoffen hinaus in die nebelfahle Ferne. Der Frühling schwand, ihm folgte der Sommer, und über dem See hinweg zogen die Wandervögel nach dem Süden. Wünsche und Grüße gab ihnen die Jungfrau mit. Als aber dann die Winterstürme über den See und das Eiland brausten, da ward ihr liebliches Antlitz weiß wie die Flocken, die vor ihrem Fenster stoben. Denn aus den Morgenland waren die Kreuzfahrer zurückgekehrt und hatten berichtet, daß der Langensteiner in Türkenhaft schmachte auf dem entlegenen Schloß eines Paschas. In tränenlosem Weh verbrachte das edle, starke Fräulein ihre Tage. Sie redete wenig und betete viel.

*

Im fernen Morgenland aber saß hinter hohen Mauern ein jugendlicher Held und härmte sich in düsterem Brüten. Auch er betete viel und stöhnte manchmal laut auf, der Braut gedenkend, von der ein hartes Los ihn vielleicht auf immer schied. Der Pascha hatte dem blondhaarigen Franken seine Lieblingstochter angeboten, eine verführerische Schöne des Orients; der Gefangene aber wandte sich wortlos von der Orientalin ab, die ihn mit werbenden dunklen Augen verheißend ansah.



Aus dem Quellgebiet des Rheines

Near the Source of the Rhine

Au pays du Rhin



Der letzte Hohenrätier
Nach dem Gemälde von E. Stückelberg

The Last Hohenrätier

Le dernier Hohenrätier

In derselben Nacht hatte der Langensteiner einen ungewöhnlichen Traum. Ein Engel schwebte zu seinem Lager nieder, und eine Stimme schien zu rufen:

„Gelobe dich mir und du wirst deine Heimat wiedersehen!“

Der Ritter springt auf und spricht leise: „Das war Gottes Stimme!“ Wild wogen die widerstrebenden Gedanken in seiner Seele. Die Liebe sollte er opfern; doch er soll sie wiedersehen! Und er wirft sich nieder auf die Knie und gelobt inbrünstig mit heiligem Schwur, sich dem Herrn zu weihen, wenn es ihm vergönnt würde, die geliebte Braut noch ein einziges Mal zu schauen.

Ein Erdbeben hat die Feste geschüttelt in derselben Stunde und die Tür des Verließes gesprengt. Auf wunderbare Weise erhielt der Gefangene die Freiheit wieder. Zur Küste gelangte er, ohne daß des Paschas Häscher ihn fingen, und ein Schiff, das nach Venedig fuhr, nahm ihn auf. Aber je näher er der Heimat kam, um so schwerer ward in des Ritters Seele der Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Er war nahe daran, zu erliegen. Da mahnte ihn Gott aufs neue: das Boot, das dem Eiland zusteuerte, ward von plötzlichem Sturm erfaßt, und dem Heimkehrenden drohte elendiger Tod in den Wellen. Da schrie er erschüttert zum bewölkten Himmel empor und leistete laut den Schwur ein zweites Mal. Der Sturm legte sich, und das Fahrzeug landete, sein ursprüngliches Ziel verfehlend, an einer andern Uferstelle des Sees, dort, wo der Komtur des deutschen Ordens seinen Sitz hatte.

Zu ihm trat ein leiderprobter Waller und bat um Aufnahme, die ihm auch gewährt wurde. Dann hat derselbe stille Mann seinen Nachen noch einmal nach dem lieblichen Eiland gelenkt und hat dort mit einem schmerzlichen Kuß auf der Geliebten reinen Stirn Abschied genommen von der Liebe und der Welt.

Stumm und stark in Gottes unerforschlichen Willen sich ergebend, nahm die Jungfrau die Botschaft auf. Bald darauf war ihr Entschluß gefaßt: sie schenkte die Insel Mainau, die

für sie nunmehr verödet war, dem deutschen Orden unter der Bedingung, daß der Langensteiner des hochbetagten Komturs Nachfolger werde. Das sicherte dankbar der Großmeister zu, und nun entließ das Edelfräulein ihr Gesinde und ging hinweg von dem väterlichen Eiland im Bodensee. In ein Kloster soll sie eingetreten sein. Wo, das hat niemand erfahren. Von dem edlen Herrn Hug von Langenstein aber berichtet der Chronist, daß er ein vortrefflicher Komtur des deutschen Ordens auf der Mainau wurde, dabei auch ein gottbegnadeter Sänger, dessen großes Gedicht über die Märtyrerin Martina noch heute in alten Handschriften zu finden ist.



II.

Der Oberrhein

Von Basel bis Heidelberg

*

Basel

Eine Stunde vor

*

Die Baseler wurden einst von Feinden ringsum eingeschlossen. Die Bedrängnis der Stadt war groß, zumal unter den Bürgern eine Schar Unzufriedener mit den Belagerern gemeinsame Sache machte. Jene Treulosen gingen sogar mit dem verworfenen Plan um, gleichzeitig mit den Feinden draußen der Stadt sich zu bemächtigen. Eine finstere Nacht war zu dem Plane ersehen. Mit dem Glockenschlag Zwölf sollte die Überumpelung drinnen und draußen beginnen. Ahnungslos versahen Besatzung und Wachen ihren Dienst, in falsche Sicherheit gewiegt durch mehrtägige Untätigkeit der Belagerer. Unterdessen bereiteten jene mit ihren Verbündeten hinter den Mauern sich geräuschlos zum Angriff vor.

Mitternacht rückte heran. Die Stadt schien dem Verhängnis verfallen. Da erhielt in letzter Minute der Türmer Kunde von dem beabsichtigten Überfall. Den Befehlshaber der Wachen zu warnen, war zu spät; nur Geistesgegenwart konnte die Stadt retten. Kurz entschlossen rückte er in dem Augenblick, wo die Turmuhr die Mitternachtsstunde ankünden sollte, den Zeiger um eine ganze Stunde vor, und Eins kündete der Glockenhammer mit dröhnendem Schläge.

Drinnen horchten die Verräter auf und draußen die Feinde, und Unsicherheit und Irrung entstand hüben und drüben. Man

mußte die verabredete Stunde versäumt haben. Indes die Überlisteten noch berieten, was zu tun sei, hatte der gewitzigte Türmer den Stadtrat und den Befehlshaber der Wachen benachrichtigt. Alarm ward geblasen, die Bürgerschaft gewarnt. Der verräterische Plan scheiterte elendiglich, und die Feinde zogen endlich, der fruchtlosen Belagerung müde, mißmutig von dannen.

Der weise Stadtrat aber beschloß, daß zum ewigen Gedächtnis an jene kluge Tat die Stadtuhr so vorgerückt bleiben sollte, wie sie der beherzte Türmer in der denkwürdigen Nacht gestellt hatte. Also geschah es, und viele Jahre hindurch, bis zum Jahre 1789, waren die biedereren Baseler, obschon sonst, wie lose Zungen behaupten, um ein Jahrhundert zurück, in der Zeitrechnung ihren Mitmenschen um eine Stunde vor.



Straßburg

Die Münsteruhr

*

Der Straßburger Dom war vollendet, und der Stadtrat beschloß, auf dem Turm eine kunstvolle Uhr anzubringen. Nach langem Suchen ward ein Meister gefunden, der sich erbot, ein Kunstwerk zu schaffen, wie solches in keinem Lande zu sehen sei. Große Befriedigung herrschte darob im hochweisen Rat der Stadt, und der Meister begann die Arbeit.

Monde vergingen darüber. Als der Künstler es vollendet hatte, war alles gerechter Verwunderung voll; denn ein Kunstwerk bildete die Uhr, dergleichen man noch nie eins gesehen hatte. Nicht nur die Tage und Monate zeigte sie außer den Stunden an; eine Erdkugel war an ihr angebracht, daran sah man Aufgang und Niedergang der Sonne, und auf ihr zeigten sich die Bahnen von Sonne und Mond gleichzeitig mit denen der Gestirne. Auf alle Wandlungen am Himmel wies Merkur mit einem Stabe, und jedes Sternbild trat, sobald seine Herrschaft begann, hervor. Kurz vor dem Glockenschlag erschien der Tod und schlug die vollen Stunden an, während bei den viertel und halben Stunden die Gestalt des Erlösers hervortrat und ihn zurückwies. Zum Überfluß war mit dem Kunstwerk ein Glockenspiel verbunden, das erbauliche Choräle stundenweise erklingen ließ.

Also war die wunderbare Straßburger Münsteruhr beschaffen. Nun aber klagt die Sage den Straßburger Magistrat eines höchst fluchwürdigen Frevels an: mit dem Stolz, die einzige Stadt zu sein, die sich eines solchen Wunderwerkes rühmen

dürfe, teilte jener die Befürchtung, der Meister möge ein gleiches noch in einer andern Stadt vollführen. Die herzlosen Ratsherren benutzten mit Freuden das Gerede der Leute, die da raunten, ein solches Werk hätte nur mit Teufelskünsten errichtet werden können, klagten den Uhrmacher des Umgangs mit dem Bösen an, ließen ihn einkerkern und verurteilten ihn in unmenschlicher Grausamkeit, daß er geblendet werde. Klaglos duldete der unglückliche Künstler das unerhörte Geschick.

Ehe sie jedoch ihr Urteil vollstreckten, bat er, ihn noch einmal an die Uhr zu lassen, damit er das noch richte, was einer späteren Hand unmöglich sei. Der hochweise Stadtrat, eifrig besorgt um die Vollkommenheit der Uhr, ließ den Meister hinaufführen. Er feilte, sägte, stellte und richtete noch hier und dort, ward dann in den Turm geführt und noch in derselben Stunde seines Augenlichtes beraubt.

Kaum aber war das Urteil vollzogen, da gewahrte alles mit Schrecken, daß das Getriebe der Münsteruhr still stand. Der Künstler hatte das Werk mit eigener Hand zerstört, und was er grollend ausgerufen, daß sein Glockenspiel auf ewig verstummen solle, hat sich bewahrheitet bis auf den heutigen Tag. Bis zur Stunde vermochte niemand, das tote Getriebe zu beleben, und wenn auch heute ein neues, nicht minder kunstvolles Uhrwerk das Münster schmückt, das Räderwerk der ersten Münsteruhr, das noch aufbewahrt wird, nochmals in Gang zu bringen, ist bisher keinem Künstler gelungen.

Das Männlein bei der Engelsäule

*

Im Münster zu Straßburg könnt ihr nahe bei der Uhr ein steinernes Männlein sehen, wie es von dem Geländer der Sankt Niklauskapelle zu der Engelsäule emporschaut, die das

Gewölbe des südlichen Kreuzarmes trägt. In Stein ist es ausgehauen; voreinst stand es in Fleisch und Blut da und blinzelte mit seinem spitzfindigen Bauerngesicht die Engelsäule an von unten bis oben und dann wieder von oben bis unten. Jedesmal schüttelte besagtes Bäuerlein bedenklicher das Haupt und sah immer wieder vom Fuß der schlanken Säule bis zum Knauf empor.

Da kam ein Werkmeister durch das Münster geschritten und sah das Männlein, wie es forschend die Höhe gegen die Dicke abmaß.

„Ihr habt wohl etwas auszusetzen an der Säule, Gevatter?“ hub der Steinmetz an, und mit selbstgefälligem Blick nickte der Gefragte.

„Sagt mir unverhohlen Eure Bedenken.“ Und der Meister klopfte dem Männlein vertraulich auf die Achsel.

„Schön ist die Säule allerdings,“ meinte der Biedermann. „Schön sind die Evangelisten, schön die Engel und gar schön oben der richtende Heiland. Aber nicht lange wird der schlanke Säulenstamm das schwere Gewölbe tragen. Eines Tages wird er wanken und rettungslos einstürzen.“

Da blinzelte der Werkmeister den fremden Kunstrichter und dann wieder die Säule mit überlegenem Lächeln an.

„Seid Ihr auch ganz überzeugt von der Wahrheit Eurer Aussage, guter Mann?“ fragte er, und wiederum bestätigte es mit gewichtiger Miene der ländliche Kritiker.

„Wohlan!“ rief der Meister mit gemachtem Ernst, „so sollt Ihr denn unablässig emporschauen an der Säule, bis sie, vom Gewölbe erdrückt, zusammenstürzt.“

Ging in die Steinhütte, ergriff Hammer und Meißel und formte das Männlein genau so, wie es just hinaufgeschaut hatte, mit pfiifigem Gesicht und bedeutsamen Kennerblicken. Bis zur Stunde steht es noch an der Säule, mit beiden Händen auf das Geländer der St. Niklauskapelle gestützt und blickt unverdrossen empor, der Stunde harrend, wo die Säule ein-

stürzen werde. Wird wohl auch noch da stehen bleiben manch Jahrhundert lang.

Das Armsünderhaus

*

Zu Straßburg herrschte mehrere Jahrhunderte lang eine merkwürdige Sitte. War irgendein Übeltäter zum Tode verurteilt worden, dann wurde er etliche Tage vor der Hinrichtung vom Gefängnis in das Armsünderhaus abgeführt und dort bis zu seiner letzten Stunde reichlich bewirtet. Das Armsünderhaus war ein großes, altertümliches Gebäude an der Ecke der großen Renngasse und des St. Johannisstadens. Hinter den heute vergitterten Fenstern haben früher glückliche Menschen herausgeschaut; denn einer alten, angesehenen Patrizierfamilie gehörte jenes Gebäude.

Der Herr des Hauses bekleidete ein hohes Amt in der freien Reichsstadt. Mit seiner Gattin lebte er lange Jahre in glücklicher, doch kinderloser Ehe. Endlich schenkte ihm der Himmel zu seiner unsäglichen Freude einen Sohn. Der aber wuchs heran zu einem liederlichen Burschen.

Im Kreise mißratener Gesellen entartete er mehr und mehr. Eines Tages füllte Jammern und Wehklagen das steinerne Patrizierhaus an der Renngassen-Ecke; die Schergen kamen und führten den unseligen Jüngling gefesselt ab.

Einen Mord hatte er im Rausch begangen. Das Gesetz verurteilte ihn zum Tode. Vergebens flehten die unglücklichen Eltern bei Richter und Magistrat für ihn um Gnade. Nur eins erlangten sie: dem Unglückseligen ward gestattet, seine letzten Tage vor der Hinrichtung im elterlichen Hause zuzubringen.

Das beklagenswerte Elternpaar starb bald darauf vor Gram. Das alte Gebäude fiel an die Stadt. Zur Erinnerung an jenes

Geschehnis wurde künftig jeder arme Sünder während der Tage, die vom Urteil bis zu dessen Vollziehung verflossen, in ein Zimmer jenes Hauses geführt und dort reichlich bewirtet. Von dem Haus, das seitdem das Armsünderhaus hieß, bewegte sich dann der Zug nach dem Richtplatz.

Des Ammeisters Sohn

*

Vor langer Zeit lebte zu Straßburg ein Ammeister, der war wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit allgemein verehrt. Einen Sohn aber hatte er, der war voll Unbesonnenheit und jugendlichen Übermutes. Ihm gehörte ein junges Pferd, und der tollkühne Jüngling vergnügte sich oft damit, trotz des Vaters strengem Verbot mit dem feuerigen Tier durch die engen Straßen zu sprengen. Wenn dann jung und alt erschreckt auseinanderstob und hinter den kleinen Fenstern die Mägdlein bewundernd auf den verwegenen Reiter schauten, dann blitzten dessen Augen in maßlosem Stolz.

Da ist er eines Tages wiederum durch ein Gäßlein galoppiert, wo ein Kindlein harmlos auf dem Pflaster spielte. Und des Hengstes erzbeschlagener Huf traf das Würmlein; leblos ward es zu seinen jammernden Eltern hineingetragen.

Vorüber war der Übermut des Jünglings. Bleich und kleinlaut ist er ins Vaterhaus zurückgeritten. Bald führten des Kindes unglückliche Eltern Klage wider den Frevler. Zahllos stand die Menge auf dem Richtplatz. Dort saß als Vorstand des Rats der Ammeister, Gram im Auge und Herzen, und leitete das Gericht über den eigenen Sohn. Unerbittlich war der geschriebene Spruch des Gesetzes. Er lautete auf Tod. Mit harter Stimme verkündete ihn der Ammeister. Da drang wie ein einziger Schrei das Wort Gnade aus dem Volksgewimmel zum Richter. Um Gnade flehten selbst die Eltern des getöteten Kindes, Gnade murmelte gebrochen der Jüngling.

Aber unbeugsam blieb der gerechte Vater wie einst Brutus, der römische Konsul, und über den eigenen Sohn sprach er das Todesurteil.

Noch heute erblickt man am Bischofsburgtor zu Straßburg das Bild des Ammeisters auf dem Richterstuhl ausgehauen und neben dem Tor das des getöteten Kindes. Am Zolltor sieht man im Stein den unseligen Jüngling, wie er auf seinem Roß einhersprengt.



Burg Nideck

Das Riesenspielzeug

*

In uralten Zeiten soll ein Riesengeschlecht im Elsaß gehaust haben. Burg Nideck im Breuschtal, deren Trümmer längst verweht sind, war der Wohnsitz jener Hünen, von denen noch heute im Elsaß die Sage geht, daß sie friedfertig und den Menschen wohlgesinnt waren.

Eines Tages wandelte des Burgherrn Tochter bergab durch den Wald. Als sie zu den Äckern und Wiesen im Tale gelangte, gewahrte sie einen Bauern, der emsig pflügte. Die junge Riesenmaid schaute voll freudigen Staunens auf das Menschlein, das geschäftig hinter dem winzigen Gespann trollte und mit dem kleinen Eisen den Boden aufwühlte. Nie hatte sie bisher ähnliches gesehen. Das dünkte ihr ein ergötzliches Spielzeug, und sie klatschte voll kindlicher Freude in die Hände, daß es rings an den Bergen widerhallte, raffte dann Bauer, Roß und Pflug in ihre Schürze und eilte damit hinauf zur väterlichen Burg. Fröhlich zeigte sie dem Vater das niedliche lebendige Spielzeug.

Der aber schüttelte gar ernsthaft das riesige Haupt und sprach mit leichtem Unmut:

„Weißt du wohl, mein Kind, wer jener zeternde Menschling ist, den du dir zum Spielzeug erwählt hast samt dem zappelnden Tier? Von all den Zwerggeschöpfen drunten ist er das nützlichste. Er müht sich ab bei Sonnenbrand und Wind und Wetter, damit die Felder uns Frucht bringen. Wer ihn verspottet oder drückt, den straft der Himmel. Drum nimm das Bäuerlein und trag' es wieder hinab zu seiner Scholle!“

Da blickte die junge Riesin in holder Verschämtheit errötend zu Boden und trug dann das artige Spielzeug in ihrer Schürze folgsam wieder ins Tal zurück.



Baden

Kellers Bild

*

Der Junker von Keller aus dem Gefolge des Markgrafen Christoph bewohnte die alte Stammburg seines Herrn. Ihn fesselte die Schönheit eines Edelfräuleins, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, das damals, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Türmen war. Ein bequemer Weg, von dem noch jetzt Spuren sichtbar sind, führte vom alten Badener Schloß durch den Wald nach Kuppenheim. Ihn wandelte alltäglich unter dem Vorwand der Jagd der verliebte Junker.

Einst ist er wieder im hellen Mondschein diesen Liebespfad geschritten. Auf dem Heimweg war er begriffen. Das Horn des Burgwächters kündete eben Mitternacht. Da war's dem Junker, als sitze abseits vom Wege eine verschleierte Frauengestalt. Erwartungsvoll schreitet der Abenteuerlustige hinzu; aber je näher er der Erscheinung kommt, um so unbestimmter werden ihre Umrisse, und wie er die Hand nach ihr ausstrecken will, verschwindet sie im Mondenflimmer. Kopfschüttelnd wandelte der Junker heim.

Am folgenden Abend schritt er, mit Absicht dieselbe Stunde wählend, wieder über den Waldpfad. Wiederum saß die verschleierte Gestalt abseits vom Wege; nur war diesmal der Schleier zurückgeschlagen, und das lockenumrahmte Antlitz einer Frau, die das Haupt in die Hand gestützt hatte, blickte stumm auf den nächtlichen Wanderer. Der stutzte, trat dann

mit ritterlichem Gruß vor; doch das Bild zerfloß in einen Nebelstreif.

Am folgenden Tage weihte der Junker von Keller den ergrauten Burgkastellan in sein Geheimnis ein. Von dem kundigen Alten erfuhr er, daß dort, wo die Erscheinung sich gezeigt hatte, vor Jahren ein Heidentempel gestanden habe, daher die Stätte beim Volke verrufen sei und niemand es wage, dort nachts vorüberzugehen.

Den Junker aber reizten des Alten Worte zu anderem Tun. Er ließ an der Stelle nachgraben. Man fand dort einen römischen Opferstein, nach seiner Inschrift der Nymphe dieses Hains zugeeignet, und einige Schuh tiefer ein verstümmeltes Marmorbild. Die Arme und die untere Körperhälfte fehlten; herrlich aber war die noch erhaltene Mädchenbüste. Der Junker ließ das Nymphenbild nebst dem Altar an dem Platze aufstellen, und so entstand der Name Kellers Bild.

Ihn aber hatte die verführerische Marmornymphe mit begehrllicher Liebe erfüllt; fiebernd erwartete er die kommende Nacht. Nicht zu des Vogtes Töchterlein schritt er hinaus, sondern an der Stelle, wo er zweimal das Wunderweib gesehen, dessen Marmorbüste soeben das Mondlicht umfloß, stand er mit schlagenden Pulsen und glühenden Wangen. Und ein beherzter Edelknecht, der dem Junker auf des Kastellans Geheiß nachgeschlichen war, sah ihn um Mitternacht ein holdes Weib umarmen, das hatten die Küsse, die er auf seine marmorne Lippen gedrückt, zauberhaft beseelt.

Also beichtete nachher der Lauscher, der voll Grauen zur Burg zurückeilte. Am anderen Morgen haben sie den unseligen Junker tot aufgefunden. Vor dem Opferstein ist er gelegen. Das Marmorbild war verschwunden. Man hat den Stein zertrümmert und ein Kreuz dort aufgerichtet. Es steht noch heute am alten Weg, der vom Schloß Baden nach Kuppenheim führt.



Das Riesenspielzeug

Nach dem Gemälde von Knop

The Giant's Toy

Les jouets des géants



Siegfried schleppt einen Bären ins Lager
Nach einer Lithographie von Peter Cornelius

Karlsruhe

Karls Ruhe

*

Markgraf Karl von Baden war siegreich aus dem Felde heimgekehrt und gedachte, alle weiteren Jahre seiner Regierung nur dem Wohl seiner Untertanen zu widmen. Seine Hauptstadt Durlach wollte er als erste vergrößern und verschönern. Aber der Krämergeist der Bewohner hinderte den Landesherrn an der Ausführung seiner wohlgemeinten Pläne. Da jagte der Markgraf eines Tages im Hartwalde. Ein heißer Sommertag war's, und der ermüdete Fürst, von seinen Gefährten getrennt, lagerte unter einem Eichbaum und überließ sich dem Schlummer. Ein seltsames Traumbild hatte er: hoch über seinem Haupte schwebte in strahlendem Licht eine Fürstenkrone, die in leuchtendes Gestein gefaßt war, und darunter wölbte sich mit Türmen und Zinnen eine prächtige Stadt.

Als der Markgraf erwachte, standen seine Jagdgenossen ringsum.

„Einen wundersamen Traum hatte ich,“ sprach Herr Karl sinnend. „Die Stadt, die ich im Traum sah, soll an dieser Stelle erstehen. Weil die Krone über mir schwebte, soll die künftige Stadt mein Wohnsitz werden, und hier unter der Eiche, wo ich geruht habe, möge dereinst meine Asche ruhen!“

Bald erstand eine Stadt an jener Stelle des Hartwaldes. Ein Herrschersitz erhob sich in ihrer Mitte, und so wurde Karlsruhe die Residenz der badischen Landesfürsten.



Speyer

Die Glocken von Speyer

*

Er hat viel Leid unter seinem Purpurmantel getragen, jener unglückliche Heinrich der Vierte. Durch eigene und fremde Schuld ward ihm die herrliche deutsche Kaiserkrone, die er auf dem Haupt trug, mit Dornen umrankt, und bis in den Schoß seiner eigenen Familie schlich sich das Gespenst des Unglücks, das den unseligen Herrscher verfolgte. Zu dem Bannstrahl des Papstes, seines gewaltigsten Gegners, kam die Empörung der Fürsten und endlich, um das Maß des Leides zu erschöpfen, die Verschwörung der leiblichen Söhne. Zunächst tritt Konrad, der ältere, als offener Empörer dem geächteten Vater trotzig entgegen und dann, als dieser jäh gestorben, sein verschlagener zweiter Sohn Heinrich mit List und Ränken. Von ihm zur Thronentsagung gezwungen, flieht der gebrochene Herrscher, nur von einem treuen Diener begleitet, nach Lüttich, und als er hier das müde Haupt zur letzten Ruhe legt, da ruht sein Leib fünf Jahre lang in ungeweihter Erde in fremdem Land.

Endlich erwirkt die Bitte eines Getreuen für den Toten die Lösung des Bannes. Erschüttert folgte der greise Kuonrad der Leiche seines kaiserlichen Herrn, an deren Gruft er Tag und Nacht geseufzt und gebetet hatte, nach der alten Kaiserstadt Speyer. Einige Tage darauf schlossen seine Augen sich für immer, und in demselben Augenblick läuteten, ohne daß eine Hand sie in Bewegung setzte, alle Glocken der Stadt, wie es geschah, wenn man in Speyer einen Kaiser zur Gruft geleitete.

Jahre vergingen.

Zu Speyer lag auf prunkvollem Lager ein Mann und rang mit dem Tode. In seinem Haupt, das bis zur Stunde die Krone geschmückt, die er dem Vater mit frevelnder Hand geraubt hatte, jagten einander wild die Gedanken. Vor seinen brechenden Augen stand unheimlich der Schatten seines Vaters und verwies ihn strafend an die Worte des vierten Gebotes. Eines schweren Todes ist Kaiser Heinrich V., der mißratene Sohn, gestorben, und als die Stunde schlug, wo seine gequälte Seele sich losrang vom Leib, da tönte, ohne daß eine Hand es in Bewegung setzte, vom Dom das Armsünderglöcklein, wie es geschah, wenn man in Speyer einen Missetäter zum Richtplatz führte.

Also wurden die Glocken von Speyer ein Werkzeug in der Hand dessen, der einst auf dem Berge Sinai weise und warnend das heilige Gebot geprägt hatte: „Ehre Vater und Mutter!“



Heidelberg

Der Wolfsbrunnen

*

Jettenbühl heißt der Wald, in den man eintritt, wenn man von der großen Terrasse des Heidelberger Schlosses in östlicher Richtung weiter wandelt. In grauen Zeiten war er dichter und ausgedehnter. Eine Seherin wohnte drin, die war berühmt in den Gauen ringsum wegen ihrer Weisheit und Schönheit. Ein Jüngling vom Stamm der Franken hörte von dem wunderbaren, weisen Weibe und beschloß, sie um sein Schicksal zu befragen. Schön wie eine Walküre war die Jungfrau, als sie vor dem jugendlichen Helden stand, der, befangen von ihrer berückenden Anmut, in ihre Hand seine Rechte legte.

„Dir ist die Gabe verliehen, Zukünftiges zu schauen; laß mich meine Zukunft wissen!“ bat er leise.

Mit forschenden Augen verfolgt sie die Linien seiner Hand. Und es erblaßt das schöne Weib.

„Komme morgen wieder,“ spricht sie weich. „Ich will indes die Runen befragen.“

Als am andern Tage das Tagesgestirn im Strome versank, wandelte der Jüngling aufs neue in den heiligen Hain. Er fand die Seherin versonnen und traurig. Mit müdem Lächeln begrüßt sie den Frager.

„Was sagten die Runen?“ ruft er besorgt und schaut ihr prüfend in die ernsten Augen.

Sie senkt sinnend das schöne Haupt.

„Verschleierte Deutung ist mir geworden. Dein Herz ist nicht mehr frei“ — und des Wunderweibes große Augen blickten

schmerzlich auf den fremden Mann —, „ich aber fürchte, daß unsere Lebenssterne einander berühren.“

Da hallte ein Jubellaut durch die waldige Einsamkeit, und um des Helden Hals schlangen sich liebkosend zwei weiche Arme.

„Willst du dein Los an meines knüpfen?“ fragt ihn schmeichelnd die Holde, und er beteuert es bei allen Göttern.

„Unser Glück muß verborgen bleiben vor den Augen der Menschen,“ spricht sie ernst. „Nur der Waldquell hier darf es belauschen.“

Und der Waldquell murmelte und hat hinfürder noch oft in verschwiegene Stunden als nie verstummender Mahner gemurmelt zum Geflüster der beiden Liebenden. Dann hat eines Abends, als er wiederum hineilte zum verschwiegene Waldesdunkel, der Jüngling einen gellenden Wehruf ausgestoßen: entseelt lag an dem Quell die Geliebte; auf dem zarten Körper stand ein reißender Wolf und zerfleischte die herrlichen Glieder. Mit einem Wutschrei stürzte der Jäger sich auf die Bestie, die röchelnd in seinem Eisen verendete.

Seine Klagen und Tränen haben die Tote nicht mehr zum Leben erwecken können; doch was des Waldes weise Vögel in den Zweigen droben einander zuraunten, das war jenes alte, ewig neue Lied: Zuletzt sind Leiden der Lohn der Liebe! Zumal jene, die ihre Wurzeln schlägt in den Sumpf der Schuld, will stets mit Tränen begossen sein.

Einem anderen Weib hatte jener Mann bereits vorher Liebe und Treue geschworen, und Wotans heiliges Tier war auf der Göttin Freya Bitten, an die sich die Getäuschte gewendet, entsandt worden, die unselige Nebenbuhlerin zu töten.

Wolfsbrunnen heißt noch heute die Waldquelle, wo jene Tat geschah.



III.

Der romantische Rhein

Von Worms bis Köln

*

Worms

Die Nibelungen

*

Die älteste der Rheinstädte, in vorrömischer Zeit gegründet, darf sich rühmen, in ihrem Dom eines der bedeutendsten romanischen Baudenkmäler Deutschlands zu besitzen. Sie kann weiter daran erinnern, daß die fränkischen und deutschen Könige oftmals in ihren Mauern Hof hielten. Weil Worms während der großen Völkerwanderung Herrschersitz des mächtigen ostgermanischen Volksstammes der Burgunden wurde, ist es zugleich der Mittelpunkt des Schönsten geworden, was die deutsche Heldensage zu bieten vermag.

Ruhmreich haben die burgundischen Könige, von der Weichsel kommend, an den Ufern des Mittelrheins regiert. Dann hat hunnische Kriegslust römischer Ländergier den starken Arm gelichen und dem aufblühenden Reich ein unverdientes Ende bereitet.

König Gundikar war mit dem größten Teil seines Kriegsvolkes auf blutiger Walstatt gefallen. Der Rest der Besiegten wurde von den Römern im südlichen Gallien angesiedelt, während am Rhein die Franken in die von den Burgunden verlassenen Wohnsitze einrückten. Kaum ein und einhalbes Jahrhundert hatten die burgundischen Könige am

Main und Mittelrhein geherrscht; aber so tief war ihr Andenken im Herzen der rheinfränkischen Völker verwurzelt, daß ihr tragischer Ausgang von dort aus als die bedeutendste deutsche Sagedichtung in die Weltliteratur übergegangen ist.

Dazwischen haben weitere Heldensagen, die dem Boden von Worms entsprossen sind, sich dadurch Jahrhunderte lang im Volk lebendig erhalten, daß sie die edelsten Tugenden deutscher Männer und Frauen mit unbestechlicher Treue schildern. Solcher Art ist das tausendjährige Waltharilied: von dem unerschrockenen Herrn Walter von Aquitanien, der mit Hildegunde von König Attilas Hof heimkehrt, unterwegs im Wasgenwald den Überfall des Frankenkönigs Gunthari und seiner Mannen in furchtbarem Kampf abwehrt und dann als siegreicher Held in seine Heimat gelangt.

Wahrhaft volkstümlich wurden vor allem jene Sagen, in welche die Heldengestalt Siegfrieds hineinverwoben ist. Wo liegen ihre Urfänge? War dieser Siegfried, der Sigurd der alten Nordländer (von dessen Jugendtaten dieses Sagenbuch an anderer Stelle berichtet) eine mythische Figur — der Lichtheros aller Weltreligionen, der von den Mächten der Finsternis überwunden wird — oder nur ein blonder, schlank und hochgewachsener Märchenheld oder gar eine geschichtliche Persönlichkeit? Überlassen wir die Frage den Gelehrten. Uns ist und bleibt der sonnenhafte Siegfried die Lieblingsgestalt der deutschen Heldensage.

Wo immer die Helden vom Rhein in ungestümer Kampfbegier mit den streitbaren Mannen des Ostens sich messen, da ist Siegfried an der Spitze seiner Kampfgenossen. Also erklingt sein Lob in der alten Mär von dem ritterlichen Dietleib, der ausging, seinen Vater Biterolf zu suchen. Also rühmt ihn der Sang vom Wormser Rosengarten, obwohl dessen oberdeutschen Verfasser die eifersüchtige Absicht leitet, den rheinischen Recken in ihren zwölf Einzelkämpfen mit den

gotisch-hunnischen Helden den Ruf der Überlegenheit abzusprechen.

In mancherlei Überlieferungen und Umbildungen hat die Geschichte von den burgundischen Königen Gunther, Gernot und Giselher, die zugleich die letzten Schicksale des Volkshelden Siegfried umschließt, vom Rhein aus durch fahrende Sänger von Burg zu Burg zu den nieder- und oberdeutschen Stämmen bis hinüber ins Donautal den Weg gefunden, wobei ihr ursprünglich heidnischer Geist sich allmählich verflüchtigte.

Dadurch, daß ein ungenannter sagenkundiger Spielmann, den man wohl kaum jemals ausfindig machen wird, um die Wende des zwölften Jahrhunderts die alten Einzelsagen, zu einem großen Heldengedicht vereinigt, in Liedform niederschrieb, ist das Lied von der Nibelungen Not als kostbares Überbleibsel germanischer Volksdichtung bis auf unsere Zeit erhalten worden. Mit Schauern rieselt es uns heute wie ehemals unseren Altvorden durch das Gemüt, wenn das Nibelungenlied uns erzählt von der großen, ungebändigsten Leidenschaft jener Männer und Frauen und der erschütternden Verkettung von Sünde und Sühne in deren Leben.

*

*

*

Ein gewaltiges Lied von Schuld und Strafe, das die Seele mächtig ergreift, emporgesprossen aus der Tiefe des Volkes und einer Welt entsprechend, wie der jugendlich starke Sinn des deutschen Volkes sie wünschte. Als liebliche Idylle beginnend, um als abschreckende Tragödie auszuklingen. Am Hof des Königs Gunther von Burgund in Worms erscheint, angelockt durch den Liebreiz Kriemhildens, der Schwester des Königs, ein junger blonder Held, Siegfried mit Namen. Er selber ist eines Königs Sohn. Sein Vater Siegmund regiert in Xanten „nieden by dem Rine“.

König Gunther nimmt den schlanken und sehnigen Recken als Lehnsmann in seine Dienste. In jener schönen Vasallentreue, die alle Helden ziert, erkämpft Siegfried unerkannt dem König die stolze Königin des isländischen Inselreiches, Brünhilde, zur Gattin. Als Lohn empfängt er dafür Kriemhildens Hand. Hochherzig schenkt er Kriemhilden als Brautschatz den Nibelungenhort, den er in jungen Jahren von den Söhnen des Königs der Nibelungen und dem Hüter Alberich erstritten hat.

Eitel Freude herrscht am Königshof in Worms. Doch nicht bei allen. Außer Kriemhilde ist noch eine andere dem Helden Siegfried heimlich gewogen: Brünhilde. Das bräutliche Glück Kriemhildens läßt den Neid in ihrer Seele wachsen, und sie findet kein freundliches Wort mehr für jene. So werden die beiden Frauen einander entfremdet. Eines Tages versteigt die Mißgunst Brünhildens sich zu harter Rede. Da weiß Kriemhilde ihre Zunge nicht zu zügeln. In hitzigem Wortgefecht hält sie der Schwägerin vor, nicht Gunther, sondern Siegfried sei es gewesen, der sie dazumal im Brautbett gebändigt habe. Zum Beweis dessen hält sie ihr Ring und Gürtel vor, den Siegfried in jener Nacht der starken Brünhilde genommen und der Kriemhilde geschenkt hat. Hochfahrend kränkt sie Brünhilde mit einem häßlichen Namen und weigert ihr den Vortritt ins Münster.

Weinend berichtet Brünhilde dem König Gunther von dem ihr angetanen Schimpf. Der beleidigte König grollt, und sein Dienstmann Hagen sinnt darauf, Siegfried zu verderben. Äußerlich, um seine Herrin zu rächen, insgeheim wohl um des Nibelungenschatzes willen.

Bei einer Jagd im Odenwald wurde Siegfried, als er gebückt aus einer Quelle trank, von Hagen heimtückisch erstochen. Man ward Rates, es solle verbreitet werden: Als Siegfried allein jagen ging, da erschlugen ihn die Räuber. So fuhren die Könige und ihr Gefolge am andern Tag über den Rhein nach Worms zurück.

Vor Kriemhildens Kemenate ließ Hagen in der Nacht den Toten niederlegen. Frühmorgens, als Kriemhilde mit ihren Frauen sich anschickte, zur Messe in den Dom zu gehen, gewährte sie die teure Leiche. Da erscholl vielstimmiges Jammern. Weinend warf sich Kriemhild auf den gemordeten Gemahl. „Wehe mir,“ rief sie, „Dein Schild ist mit Schwertern nicht zerhauen. Du fielst durch Meuchelmord. Wüßte ich, wer es getan, ich schüfe ihm den Tod.“

Prunkvoll ließ sie den königlichen Helden aufbahren und bestimmte, daß ein Gottesgericht an der Leiche gehalten werde. Denn es ist ein großes Wunder, und noch immer geschieht's: wenn der Mörder seinem Opfer naht, dann bluten dessen Wunden aufs neue. So zogen denn alle die Fürsten und Edlen von Burgund an Siegfrieds Leichnam vorbei, den das Bildnis des gekreuzigten Welterlösers beschattete, und siehe, als der finstere Hagen vorüberschritt, da begannen die Wunden des Toten neuerlich zu fließen. Angesichts der bestürzten Männer und der entsetzten Frauen bezichtigte Kriemhilde Hagen des Meuchelmordes an ihrem Gemahl.

Trüglich und kümmerlich war die Sühne um diese große Schuld: der Nibelungenhort, der vorwiegend Anlaß zu der schmachlichen Untat gewesen war, solle im Rhein versenkt werden, um künftig Habsucht und Hader aus den Herzen der rauen Recken zu bannen. Aber Kriemhildens unendlicher Jammer war damit nicht gestillt, nicht minder ihr heißer Drang nach Rache.

Vergeblich bat König Siegmund nach der Bestattung des Helden, Kriemhilde möge nach der Königsburg von Xanten ziehen. Sie blieb zu Worms in ständiger Nähe des heißgeliebten Toten und lebte dreizehn Jahre an dessen Grabstätte. Dann siedelte die Jammerreiche nach der Abtei Lorch über, die ihre Mutter, die Herzogin Ute, gegründet hatte. Dorthin nahm sie auch die Leiche Siegfrieds mit.

Als dann Etzel, der Herrscher der Hunnen, um sie warb, reichte Kriemhilde, das verlassene Weib, dem Heiden die Hand. Nicht von Liebe, wohl aber von ihren Racheplänen geleitet. Sie zog mit jenem ins Ungarland. Dort hat sie dem Mörder Siegfrieds, nachdem sie diesen mit zahlreichen Dienstmännern arglistig zu sich geladen, in aufschäumender Rache ein Verderben bereitet, das uns mit wahrem Grausen erfüllt. Auch die mitschuldigen Burgundenkönige, seit der Hort zu ihnen gekommen, die Nibelungen geheißen, haben in der Etzelburg unter den Streichen der Hunnen ihre Treulosigkeit an Siegfried mit dem Tode gebüßt.

Erbarmungslos ließ Etzels Gattin ihre ganze Verwandtschaft niedermetzeln. Dem grimmen Hagen schlug sie selber mit Siegfrieds Schwert das Haupt ab. Darauf wurde die Rasende von dem erzürnten Kampfgenossen Hildebrand getötet.

Hier hat die Mär ein Ende. Das Lied von der Nibelungen Not ist die berühmteste Heldensage deutscher Zunge geworden. Von den alten Nationalsagen anderer Völker kann ihr nur das trojanische Heldengedicht Homers an die Seite gestellt werden.

Der geschichtliche Untergang der letzten burgundischen Könige von Worms ward durch diese Volksdichtung für alle Zeiten dichterisch verklärt.



Mainz

Heinrich Frauenlob

★

Ein würdiger Domherr im alten Mainz ist er gewesen, zugleich auch ein gottbegnadeter Sänger, der zahlreiche fromme Weisen verfaßte zu Ehren der reinsten aller Frauen. Hat nebenher der weltlichen Minne manchen klingenden Harfenton gewidmet, und weil er in zarter Huldigung, im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Dichtern, die Benennung Frau, also Herrin höher stellte als Weib, was nur Ehegattin bezeichnet, hat ihm die Nachwelt den Namen Frauenlob gespendet, und unter diesem ist er bekannter als unter seinem eigentlichen Namen Heinrich von Meissen.

Groß war die Verehrung, welche die Frauen des goldenen Mainz dem Sänger zollten. Dies zeigte sich während seines Lebens, noch mehr bei seinem Tode. Unsagbar war die Trauer des dankbaren Geschlechtes, als die Kunde sich verbreitete, daß des vielgeliebten Minnesängers Mund für immer verstummt sei. Es ward vereinbart, dem Toten eine Ehrung zu bezeugen, wie sie weder vorher noch nachher einem Dichter widerfahren ist. Zahllos war das Gefolge, überaus zahlreich die Frauenschar, die in wallenden Trauergewändern Herrn Heinrich geleitete und für sein Seelenheil betete. Acht der Schönsten trugen den Sarg, der überschüttet war mit duftenden Blumen. Aus Frauenmund klangen an des Minnesängers offener Gruft die Grabgesänge, und köstlichen Rheinwein, der ihn gar oft zu herrlichen Liedern begeistert, gossen zarte Frauenhände auf seine Ruhestätte. Köstlicher

noch als jene Gaben trauernder Verehrung sind die Tränen gewesen, die an jenem Tage viele schöne Augen um den toten Sänger vergossen haben.

Noch heute erblickt der Wanderer im alten Mainzer Dom des liederkundigen Meisters Grabmal. Eine edle Frauengestalt aus milchweißem Marmor legt einen Kranz nieder auf den Sarg des Sängers, der Frauenlob in unvergessenen Liedern gesungen hat.

Bischof Willigis

★

Um das Jahr Eintausend hatten die Mainzer einen frommen Kirchenfürsten, das war Bischof Willigis. Der ist eines Wagners Sohn gewesen und war nur durch eiserne Willenskraft und eigenen Wert zur Würde des Reichsprimas gestiegen. Die biedern Bürger von Mainz liebten und verehrten den aufrechten Gottesmann sehr; den stolzen Stiftsherren und steifen Patriziern indes war es höchst unbequem, sich vor dem zu beugen, der in der Hütte eines Wagenbauers jung gewesen. Waren auch etliche drunter, denen der Bischof eines Tages mit mildem Ernst verwies, daß sie auf ihre Vorfahren gar zu sehr pochten. Das verdroß die hochnasigen Herren, und eines Nachts verübten sie einen Schalksstreich an den Gemächern ihres geistlichen Herrn. Malten ihm mit Kreide riesige Räder an alle Türen.

Als der Bischof frühmorgens nach dem Dom zur Messe schritt, erblickte er der Spötter ungeziemendes Werk. Stumm sah er auf die Räder; doch vergebens harrete ängstlich sein Kaplan, der neben ihm stand, daß des geschmähten Kirchenfürsten heftiger Zorn in scharfen Worten sich entfesseln werde. In behagliches Lächeln gingen gar des Bischofs gelassene Züge über. Dann gebot er, einen Maler zu rufen, und als dieser erschien, befahl er ihm, alldort, wo die Spötter die Kreideräder



Das Begräbnis des Sängers Frauenlob

Nach dem Gemälde von R. Bendemann

Burial of the Minstrel Frauenlob

L'ensevelissement du Chanteur des dames



Siegfried auf der Totenbahre
Nach dem Gemälde von Email Lauffer

gemalt hatten, in flammenroten Feldern weiße Räder zu malen, sichtbar für jedermann, und darunter das Sprüchlein zu setzen:

„Willigis, Willigis,
Denk', woher du kommen bis!"

Aber noch weiter ist seine verstehende Nachsicht gegangen; ein Pflugrad hat ihm der Wagner fertigen müssen, und dieses hat er über seinem Lager anbringen lassen, um seiner niederen Herkunft stets eingedenk zu sein.

Seit jenem Tag sind die Spötter allesamt verstummt. Die Mainzer aber haben mit noch größerer Liebe an ihrem Bischof gehangen, der bei aller Würde so schlichten Sinn bewahrte. Die weißen Räder in rotem Feld führen seither die Bischöfe von Mainz in ihrem Wappen.

Kloster Eberbach

Die Weinzungen

*

Wenn du, Leser, auf der Schiffahrt im sonnigen Rheingau das alte Städtchen Eltville, vormals der Sommersitz der Mainzer Erzbischöfe, berührt hast, erblickst du zur Rechten hinter Hattenheim auf waldiger Höhe die ehemalige reiche und berühmte Zisterzienser-Abtei Eberbach, das Kleinod mittelalterlicher Klosterbauweise. Wer in Wiesbadens näherer und weiterer Umgebung herumstreifte, wird niemals unterlassen haben, diese Stätte aufzusuchen, in deren achthundertjährigen Mauern viele Mainzer Erzbischöfe, rheinische Grafen, so die von Katzenelnbogen, daneben auch zahlreiche Mönche, ihre letzte Ruhestätte fanden. Wo heute noch berühmte Gewächse der mauernumhegten Klosterweinberge, wie Steinberger Kabinett, in den Abteikellern lagern, hatten schon zur vorerwähnten Zeit ehrwürdige Klosterherren den Rebensaft der umliegenden Höhen gekeltert. Wenn die unerbittliche Geschichte gestehen muß, daß der Gründer der Abtei, Erzbischof Adalbert von Mainz, das von ihm gegründete Kloster nach kaum einem Jahrzehnt wieder aufhob, weil die Mönche entarteten, so weiß die Sage zu berichten, daß die regulierten Chorherren von Eberbach nicht sowohl mit weltlichem Sinn, als auch mit ausgezeichneten Weinzungen bedacht waren.

Saßen da eines Tages zwei von ihnen vor den gefüllten Kannen und kosteten befriedigt aus einem Faß den edlen Inhalt, der schon weiland den König David zu frommen

Harfentönen angeregt hat. Der Trunk mundete zwar dem einen wie dem andern ausgezeichnet; doch fanden sie beide, es habe die vortreffliche Sorte einen leichten Beigeschmack. Und zwar glaubte der erste einen metallischen Beigeschmack vorzufinden; seines Konfraters prüfende Zunge indes vermeinte aus dem Wein etwas wie Leder herauszuschmecken.

Kopfschüttelnd standen die zwei vor des Fasses ansehnlicher Rundung und füllten ein andermal die beträchtlichen Kannen. Wiederum glaubte der eine das Metall, der andere das Leder herauszuschmecken. Mit wahrhaft tiefgründigem Eifer, den des Weines Glut zusehends erwärmte, verstiegen die beiden sich zu einer dritten und weiteren Kannen.

Und mit wachsender Beharrlichkeit versteifte der eine sich auf den Eisen-, der andere auf den Ledergeschmack der vortrefflichen Sorte. Um der befremdlichen Sache in des Wortes voller Bedeutung auf den Grund zu gehen, leerte das wissensdurstige Paar das Faß bis auf den letzten Tropfen.

Und siehe da, auf dem Boden erblickten ihre weinseligen Äuglein einen winzigen Schlüssel, an einem Lederriemchen befestigt. Des Bruder Kellermeisters unsicheren Händen war er — wie und wann, wußte jener selber nicht — entfallen. Da blinzelte das ehrwürdige Brüderpaar einander schmunzelnd an, und während sie mit vorsichtigen Schritten ihre Zellen aufsuchten, war sowohl der, welcher den Eisengeschmack, als auch jener, der den Ledergeschmack herausgefunden, ob seiner feinfühligcn Weinzungc recht befriedigt.



Johannisberg

Der Johannisberger

*

So weit die deutsche Zunge klingt und noch viel weiter kennt man ihn, den Johannisberger, und nennt man die besten Namen, dann wird auch der seine genannt, des Königs aller Rheinweine. Alle Freunde des rheinischen Rebensaftes kennen ihn, wenige allerdings genießen ihn in seiner fürstlichen Echtheit. Fürstlich ist er, nicht darum, weil Fürstenhand den Schlüssel zum Johannisberg hält, sondern vielmehr, weil Fürstenhand ihn hineinverpflanzt hat in den gesegneten Rheingau. Und jener gekrönte Geber ist niemand Geringerer gewesen als der große Karl, der gewaltige Beherrscher des Frankenreiches.

Stand er einst — im Frühlenz war's — auf dem Söller seines Ingelheimer Schlosses und ließ die Blicke schweifen auf das wunderherrliche Land zu seinen Füßen. Schnee war über Nacht gefallen, und ein schimmerndes Gewand deckte die Rüdesheimer Halde. Wie des Kaisers Auge sinnend auf der weißen Landschaft ruhte, da sah er, daß der Schnee vom Rücken des Johannisberges schneller schmolz unter dem Sonnenstrahl als ringsum. Der große Karolus, der als echter deutscher Kaiser auch ein tiefer Denker war, vermeinte, daß allda, wo solche segnende Sonnenglut falle, auch etwas Besseres als Gras gedeihen könne.

Beschied allsogleich den grauen Kuonrat, seinen getreuen Knappen, zu sich und hieß ihn im Frühlicht des kommenden Tages das Roß satteln und hinreiten nach Orleans, der Stadt des edlen Weines. Den braven Bürgern möge er zu wissen tun, daß der Kaiser ihren vortrefflichen Wein noch in gnädigstem

Andenken bewahre und es gern sähe, ein so viedles Gewächs am Rhein zu besitzen, weswegen die getreuen Bürger von Orleans etliche Weingärtner nach dem Rheingau schicken möchten.

Also machte der kundige Königsbote sich auf den Ritt, und noch ehe der Mond seinen Kreislauf beendet hatte, war er wieder im Kaiserschloß zu Ingelheim. Dort herrschte darob allseits Befriedigung. Karolus selber, der große Kaiser, fuhr im Schiff nach Rüdesheim und pflanzte mit höchsteigener Hand die erste fränkische Rebe in rheinische Erde.

Keiner müßigen Laune Spiel war des Kaisers Beginnen gewesen. Sorglich ließ er sich berichten über den Stand der Reben in Rüdesheim und am Abhang des Johannisberges, und als der dritte Herbst ins Land gezogen kam, da kam mit ihm Kaiser Karl von seiner Lieblingsstadt Aachen nach dem Rheingau. Und der Schnitter Jauchzen erklang ringsum in den Rebengeländen von Rüdesheim und Johannisberg.

Feierlich ward die erste Blume der Kelter dem Kaiser kredenzt: ein goldenes Naß in goldenem Pokal. Ein königlicher Wein. Einen tiefen Schluck hat der große Karl getan und verklärten Auges das köstliche Getränk gepriesen. Sein Lieblingswein ist er geworden, der feuerige, mildherbe Johannisberger. Das Alter hat er ihm verjüngt. Und was Karolus Magnus verspürte, das verspürt noch heute ein Jeglicher, dem jenes Traubenblut im Becher perlt. So weit die deutsche Zunge klingt und noch viel weiter kennt man ihn, und nennt man die besten Namen, dann wird auch der seine genannt, des Königs aller Rheinweine, des Johannisbergers.

*

*

*

Wunderschön spinnt sich die Sage weiter: von Kaiser Karl, der seine Reben segnet. Dichtermund hat sie zum Liede gestaltet, und oft hört ihr es singen an des Rheines Rebengestaden.

In jedem Frühjahr, wenn an den Höhen und in den Hängen am Strom die Reben blühen und ein zarter Traubenblütenduft die Lüfte erfüllt, dann wandelt zur Nachtzeit ein hoher Schatten an den Rebengeländen her. Königlich ist sein Wuchs, der Purpurmantel wallt ihm von den Schultern, und auf dem Haupt blitzt die Kaiserkrone. Es ist Karl, der große Frankenkaiser, der vor tausend Jahren die Reben hierhin verpflanzte nach dem besonnten Rüdesheim und an den Rand des Johannisberges. Ihn hat der Trauben köstlicher Duft geweckt aus seiner Gruft zu Aachen, und er ist gekommen, die Reben, die er gepflanzt hat, zu segnen.

Milder Vollmondschein erhellt den nächtigen Weg des Kaisers, und bei Rüdesheim spannt der Mond eine goldflimmernde Brücke über den Strom. Über sie schreitet der Kaiser, und weiter wallt er an den Hügeln entlang und spendet den Reben allerorts seinen Segen.

Beim ersten Hahnenschrei kehrt er zurück in seine Gruft nach Aachen und schläft weiter seinen vielhundertjährigen Schlaf, bis im kommenden Jahr aufs neue der Duft der Trauben ihn weckt zur nächtlichen Segenswanderung im traubenduftumwobenen Rheingau.

*

*

*

Laß nun noch, mein Leser, als dritte im Bunde, eine feuchtfrohliche Sage gelten, die von den Mönchen des Johannisberges erzählt wird. Kam da einst unerwartet der hohe Abt von Fulda, um das Kloster auf dem Johannisberg zu visitieren, gerade als die reifen Reben an den Stöcken hingen. Der hochwürdige Abt erkundigte sich nach diesem und jenem, zeigte sich höchst befriedigt von dem Wandel der wackern Mönche und lud endlich zum Zeichen seines ungeteilten Wohlwollens den gesamten Konvent zu einem Abendtrinken ein.

„Der Wein erfreut des Menschen Herz.“ Also mit des frommen Königs David tiefbedeutsamem Ausspruch hub der Abt zu sprechen an. „Gottes milde Hand wird euren Rebenstöcken auch im künftigen Herbst gnädig sein. Laßt uns deshalb, ihr Brüder, etliche Fläschlein in Maß und Würde frommen. Gut abgelagert, denk’ ich. Doch ehe wir uns laben an Gottes edler Gabe, nehmt euer Brevier und laßt uns mit einem kurzen Gebet beginnen.“

„Brevier?“ geht’s raunend die Reihe entlang, und in den würdigen Gesichtern blinzeln die Äuglein in hilfloser Verlegenheit.

„Ja, das Brevier!“ Und des weisen Abtes gefurchtes Antlitz mißt schweigend die Klosterbrüder.

Sie suchen und suchen.

Mählig schwinden die Falten in des Abtes Angesicht, und huscht nicht gar ein verstehendes Lächeln nachsichtig über die verwitterten Züge?

„Laßt das jetzt! Trinken wir.“ Und behaglich entnimmt er dem Bruder Kellermeister die bestaubte Flasche. „Weiß Gott! Den Stöpselzieher hätte ich wohl mitnehmen können allhier zum Rhein.“ Launig meint’s der freundliche Herr, nachdem er seine Taschen betastet.

„Der Stöpselzieher?“ Im Nu fährt’s in alle Taschen, und vor des Abtes erstaunten Augen tauchen so viele Korkzieher auf, als Brüder im Umkreis stehen.

Da flog ein Schimmer milder Heiterkeit über des Abtes faltiges Antlitz. „Bravo, ihr frommen Herren! Welch reicher Segen an Stöpselziehern! Guckt nicht verlegen, laßt’s euch für heute nur nicht verdrießen. Morgen aber... doch denken wir wie weiland König David.“

Und laut knallte die erste entkorkte Flasche.



Ingelheim

Eginhard und Emma

*

I.

Es ist eine alte, rührende Geschichte, die ich erzählen will, und was sie vor andern voraus hat, das ist ein Körnchen geschichtlicher Wahrheit.

Zu Ingelheim, einem schmucken Städtchen im rebengesegneten Rheingau, erhob sich voreinst ein stolzer Marmorpalast, die berühmte Karolingische Kaiserpfalz. In jene weltferne, glückatmende Einsamkeit zog sich der große Frankenkaiser Karl gern zurück, nur begleitet von seinen treuesten Vasallen und den Mitgliedern seiner Familie. Unter den Auserlesenen fehlte nie Eginhard, des Kaisers Sekretär. Obgleich noch jung, war er wegen seines umfangreichen Wissens bei Karl hoch angesehen und erfreute sich der besonderen Gunst seines Gebieters. Der stille Gelehrte, dessen ernstes, frauenhaftes Jünglingsantlitz sich allemale aus der Schar der wetterfesten Kriegsmannen abhob, gefiel den Frauen des kaiserlichen Hofes nicht minder.

Karl hatte den Geheimschreiber in seine Familie eingeführt und vertraute ihm die Unterweisung seiner Lieblingstochter Emma an, dazumal bekannt als die schönste Dame ihrer Zeit. Sie war die Tochter der Ghismonda. Aus ihren Augen, dunkel wie der Fittig der Raben, glühte das heiße Empfinden ihrer italischen Mutter. Bald fühlte der jugendliche Lehrer sein Herz entflammen an jenen Südlandsblicken, und die Schreib- und Lesestunden folgten einander Tag um Tag.

II.

Jedes liebte und sah sich wortlos wiedergeliebt vom andern.

Es war ihre erste Liebe.

Er hätte solchen Ausgang ahnen müssen, der große Karl, als er den jungen Gelehrten mit dem frauenhaften Antlitz der jugendlichen Tochter mit den dunklen Glutaugen übergab. Er hätte es ahnen müssen.

In stiller Nachtstunde, wenn Schlaf auf allen Lidern lag, schlich Eginhard in das Gemach der geliebten Emma. Dann lauschte die Tochter Karls des Großen den zarten Erzählungen des zum Dichter gewordenen Gelehrten. Sie irrte beseligt in einem blühenden Rosengarten, dessen Dornen ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nicht sah. Eginhard besaß wohl ein zärtliches Herz, doch rein wie Sternenlicht war die Flamme seiner Liebe zu der Tochter seines hohen Herrn; keine ungezügelte niedere Leidenschaft trübte ihren unbefleckten Schimmer.

Aber der Schein war gegen sie.

Während einer Herbstnacht befand sich Eginhard wiederum bei seiner Schülerin. Der große Palast war in Dunkelheit gehüllt. Kein Stern leuchtete am Himmel. Stunden gestillter Sehnsucht verrinnen rasch. Im Augenblick, wo Eginhard das Gemach verlassen wollte, bemerkte er, daß der Schloßhof drunten mit einer frischen Schneedecke überzogen war.

Unmöglich war's, ihn zu überschreiten, ohne Fußspuren zurückzulassen. Dennoch mußte er sein Zimmer drüben gewinnen. Was tun?

Liebe war stets erfinderisch.

Nach kurzem Nachdenken kamen beide zu einem Entschluß, den seither ungezählte Dichter besungen haben. (Wäre ich ein Dichter, auch ich würde ihn besingen.) Das zarte Mädchen nahm den geliebten Mann auf den Rücken und überschritt mit ihm den Hof. In den glitzernden Schnee zeichnete sie die Spuren von zwei zierlichen Füßchen.

Karl der Große wachte noch zu dieser Stunde. Schwere Sorgen über sein Riesenreich bannten den Schlaf aus seinem sinnenden Haupt. Am Fenster lehnte er und schaute in die Nacht. Da gewahrte er einen Schatten, der den Hof überschritt. Er beugte sich vor und erkannte Emma, seine Lieblingstochter, auf dem Rücken — Karl starrt weitoffenen Auges — einen Mann tragend, und dieser Mann — ein leiser Schrei aus Karls Mund — war Eginhard, sein Günstling. Im Herzen des Kaisers kämpften Schmerz und Zorn. Er wollte hinunterrasen, die Pflichtvergessenen zu töten. Er bezwang sich. Unfaßbar wäre die Schmach: Kaiserstochter und Schreiber. Er tappt vom Herrscher von Millionen auf dem Buhlgang. Ein tiefer Seufzer preßte sich aus seiner mächtigen Brust. Er trat zurück in sein Zimmer, und als das Frühlicht durch die Scheiben blickte, sah es in sein grambewegtes Antlitz.

III.

Am andern Morgen versammelte der große Karl seine Räte. Die alten Getreuen entsetzten sich bei seinem Anblick. Falten furchten seine Stirn, Gram nistete in seinen durchwachten Zügen. Eginhard vor allem betrachtete seinen Gebieter mit gedrückter Scheu. Karl erhob sich und sprach:

„Was verdient eine königliche Prinzessin, die zur Nachtzeit einen Mann aufnimmt in ihre Gemächer?“

Die Räte betrachteten sich sprachlos. Eginhards Angesicht aber wurde totenbleich. Die Getreuen suchten nicht lange, um den Namen jener Fürstentochter zu finden. Verlegen berieten sie eine Zeit; dann nahm einer das Wort:

„Majestät, bei Vergehen der Liebe sei das schwache Weib stets der Milde empfohlen.“

„Und was verdient ein Günstling des Kaisers, der sich des Nachts in die Gemächer einer königlichen Prinzessin hineinschleicht?“

Funkelnden Auges wandte sich der eiserne Karl an seinen Schreiber. Eginhard zitterte leicht, und das frauenhafte Antlitz ward noch bleicher. Verloren! murmelte er. Dann, sich hoch aufrichtend:

„Den Tod, mein Herr und Kaiser!“

Karl der Große betrachtete den Jüngling voll geheimer Bewunderung. Vor dieser furchtlosen Selbstanklage schmolz der Zorn in seiner Seele und machte mildern Regungen Platz. Schweigen folgte der Antwort des Geheimschreibers. Wenige Augenblicke später verabschiedete der Kaiser die Räte. Eginhard machte er ein Zeichen, ihm zu folgen.

Stumm voranschreitend, führte ihn Karl in sein Arbeitszimmer. Die zweite Tür öffnete sich; Emma erschien, von ihrem Vater gerufen. Ihr Antlitz verfärbte sich, als sie den finstern Blick des Kaisers und die kummervollen Züge des Geliebten erschaute. Sie begriff sofort alles, und mit einem Wehruf stürzte sie dem Vater zu Füßen.

„Gnade, mein Vater! Wir liebten uns so sehr!“ Und ihre großen Augen weiteten sich flehend.

„Gnade!“ murmelte auch Eginhard und beugte das Knie.

Der Kaiser blieb stumm. Dann begann er zu sprechen, zuerst hart und schroff Mählig, unter dem Schluchzen seines Lieblingskindes, milderten sich seine Worte.

„Weil ihr euch liebt“ — seltsam betonte er das Wort —, „will ich euch nicht trennen. Ein Priester soll euch vereinen, und das nächste Morgenrot findet euch nicht mehr hier.“

Die Tür schloß sich hinter ihm.

Schmerzversunken, des Inhaltes der Worte nur halb bewußt, kniete das schöne Mädchen. Eine weiche Stimme ließ es zusammenschauern. Sanft zog Eginhard sie an sein Herz.

„Weine nicht, Geliebte,“ flüsterte er; „indem dein Vater, mein Gebieter, dich von sich stieß, hat er uns auf immer verbunden.“

Reichlicher strömten ihre Tränen.

„Komm,“ fuhr er bewegter fort, „die Liebe, die alles erträgt, wird uns begleiten.“

Am andern Morgen verließen zwei jugendliche Verbannte das Schloß zu Ingelheim und wandten sich in die Richtung nach Mainz.

IV.

Jahre schwanden.

Der große Karl hatte den Krieg in die Sachsenwälder getragen. Er hatte auf sein Haupt die Krone der Römer gesetzt, und die Welt war erfüllt von seinem Ruhm. Dennoch war sein Haar frühzeitig gebleicht und sein Herz gealtert. Ein traurigschönes Bild wob sich seit Jahren in seine Gedanken und wehrte sich gegen jegliches Abschütteln.

Am Abend, wenn die untergehende Sonne in der Marmorpracht des Königsschlusses sich spiegelte und ihre letzten Strahlen das hohe Gemach des Frankenherrschers vergoldeten, dann sah das Tagesgestirn ihn häufig unbeweglich sitzen in dem reichgeschnitzten Armstuhl, das ergraute Haupt in die Hand gestützt.

Trübe Träume spann der Kaiser.

Er gedachte der Tage, die nicht mehr waren. Er gedachte des jungen Mannes, den sein sanftes Wesen, sein frauenhaftes Antlitz zwiefach aus der Schar der wettertharten Kriegsmannen kenntlich gemacht hatte. Mit welchem Feuer hatte er stets die alten Heldengesänge vorgetragen, mit welcher Innigkeit die schlichten Volkslieder und Sagen, die der Kaiser mit regem Eifer sammelte. Wie er dann vorgelesen aus dem grauen Pergament, das er selber zierlich geschrieben, da war gar oft ein dunkeläugiges Mädchen zugegen gewesen, des großen Karl Lieblingstochter. An des Vaters Knie geschmiegt, lauschte es der sanften Stimme des Vorlesers, und in seine reinen Augen stahlen sich zuweilen Tränen der Rührung.



Heinrich Frauenlob
Steinbild im Dom zu Mainz



Bischof Willigis in der Klosterschule
Nach dem Gemälde von Lindenschnitt

V.

Jagdfanfare durchschmettern die Einsamkeit des Odenwaldes. Karl der Große und seine Getreuen betreiben das edle Waidwerk. Der alternde Kaiser, der überall das Kräutlein Vergessen sucht, hat den Jagdspieß ergriffen, die Hirsche der Wälder zu erlegen.

Er hat sich von seiner Begleitung getrennt und verfolgt eben einen stolzen Hirsch. Schon steht die Sonne tief am Himmel, das gehetzte Tier jagt auf den Main zu, dessen Fluten durch das Geäst glitzern. Es erblickt den Fluß, stutzt einen Augenblick und, gehetzt von des Verfolgers Nähe, stürzt es sich in die Wellen, die es schwimmend durchschneidet. Der Kaiser erscheint. Erschöpft steht er am Ufer. Nun erst gewahrt er, wie der Abend ihn unmerklich überraschte in einer Gegend, die ihm gänzlich unbekannt ist.

Vor sich hat er den Strom, hinter sich den Wald. Schon steigen über ihm die ersten Sterne auf und lugen blinkend vom Himmel. Vergebens sucht Karl, den rechten Weg längs des Flusses zu finden. Der Wald, den er soeben durchbrochen hat, scheint undurchdringlich. Zunehmende Nacht umfängt ihn.

Da glänzt unerwartet ein Licht aus der Ferne. Der Kaiser blickt hin und schreitet, froh überrascht, der Richtung zu. Eine Hütte winkt, einen Steinwurf vom Ufer, aus dem gelichteten Gehölz. Durch das erhellte Fenster gewahrt der königliche Späher ein dürftiges Zimmer.

Vielleicht die Klausur eines frommen Mannes, denkt er. Er klopft an der Thür. Ein blondbärtiger Mann erscheint. Der Kaiser berichtet, ohne sich zu nennen, daß er sich verirrt habe, und bittet um Obdach für die Nacht. Bei dem Klang seiner Stimme geht ein Zittern durch den Körper des Mannes. Er läßt den Kaiser eintreten. Eine junge Frau sitzt auf einem Schemel und wiegt ein Kind auf ihren Knien. Beim Anblick des Kaisers flammen ihre dunklen Augen auf, ihr ernstes Antlitz

erglüht. Eilends begibt sie sich in den anstoßenden Raum, um aufquellendes Schluchzen zu verbergen. Karl setzt sich nieder, und jede Erquickung des Gastgebers ausschlagend, stützt er das Haupt müde in die Hände.

Minuten vergehen.

Schläft er?

„Nein, Träume spinnt er, trübe Träume.“

Er gedenkt der Tage, die nicht mehr sind. Er gedenkt des jungen Mannes, den sein sanftes Wesen, sein frauenhaftes Antlitz zwiefach aus der Schar der wetterharten Kriegsmannen kenntlich gemacht hatte. Mit welchem Feuer hatte er stets die alten Heldengesänge vorgetragen, mit welcher Innigkeit die schlichten Volkslieder und Sagen, die der Kaiser mit regem Eifer sammelte. Wie er dann vorgelesen aus dem grauen Pergament, das er selber zierlich beschrieben, da war gar oft ein dunkeläugiges Mädchen zugegen gewesen, des großen Karl Lieblingstochter. An des Vaters Knie geschmiegt, lauschte es der sanften Stimme des Vorlesers, und in seine reinen Augen stahlen sich zuweilen Tränen der Rührung.

„Der Kaiser seufzte auf. Wo weilten die beiden Verbannten? — Verschollen.“

Eine silberne Kinderstimme entriß ihn seinem Brüten. Ein Mägdlein von etwa fünf Jahren, mehr Engel als irdisches Wesen, näherte sich ihm schüchtern und bot dem fremden Gast den Nachtgruß seiner Mutter. Bewegt schaute der Kaiser auf das Kind, das ihm sein Händchen entgegenhielt. Doppelt entzückend wirkte seine unschuldsvolle Schönheit in der düstern Umgebung: ein zartes Pastell in einem dunklen Nahmen.

„Wie heißt du, Kleine?“ fragte der Kaiser.

„Emma,“ antwortete das Kind.

„Emma!“ wiederholte Karl, und eine Träne perlte über seine Wangen. Er zog das Engelkind an sich und drückte einen Kuß auf seine lockige Stirn.

Eine Bewegung entstand. Zu des Kaisers Füßen lagen der blondhärtige Mann und sein junges Weib und erflehten Verzeihung.

„Emma, Eginhard!“ ruft Karl mit zitternder Stimme und umarmt sie tiefbewegt. „Gesegnet sei die Stätte, wo ich euch wiedergefunden!“

Über der stillen Hütte schwebte der Engel des Friedens.

VI.

Emma und Eginhard kehrten in großer Feierlichkeit zum Hofe des Kaisers zurück. Karl schenkte ihnen das Schloß zu Ingelheim, und er fühlte sein Dasein an der Seite seiner wiedergefundenen Kinder sich verjüngen. An der Stelle, wo das weltentrückte Heim der Verbannten in gewollter Waldeinsamkeit gestanden, ließ der Kaiser ein Kloster errichten; später entstand eine Stadt dort. Seligenstadt heißt sie bis auf den heutigen Tag.

In der Kirche zu Seligenstadt zeigt man noch das Grab Eginhards und Emmas. Ihre Gebeine wurden, getreu ihrem Wunsche, in demselben Marmorsarg beigesetzt.



Rüdesheim

Die Brömserburg

*

Im hohen Dom zu Speyer standen mit lauschendem Ohr taufende Mannen im ritterlichen Wappenmantel. Neben dem Hochaltar saß in dem reichgeschnitzten Königsstuhl Konrad der Staufer, faltete die Hände auf dem Schwertknauf und lauschte ingeleichen den Flammenworten Bernhards von Clairvaur über die grauenvolle Verwüstung der heiligen Stätten des gelobten Landes. Als der heilige Mönch geendet mit erschütterndem Aufruf an den christlichen Bekennermut, da erfüllte wie eine brandende Woge ein einstimmiger Ruf die Wölbung des Domes: „Auf, nach Jerusalem!“ Und ungezählte rheinische Ritter entboten dem frommen Kaiser zum Kreuzzug wider die Heiden hilfreiche Wehr. Unter ihnen war Hanns Brömser, der letzte seines Stammes, Herr der Niederburg bei Rüdesheim. Ihn hielt nichts zurück; die Burgfrau ruhte unter dem Stein, und seines Ehebundes einzige Blüte Mechtildis würde den Vater daheim in der Obhut der benachbarten Falkensteiner füglich entbehren, wie er die knospende Maid draußen im syrischen Sand.

So zogen die frommen Streiter auf mühseligen Pfaden in jenes entweihte Land, wo unser Herr und Heiland lebte und litt. Manches Edlen Augen sind allda im Kampf gegen die Sarazenen erloschen; manchen traf noch ein härteres Los, der lebendige Tod in der schmachvollen Gefangenschaft der Ungläubigen. Auch Ritter Brömser geriet nach einer verlorenen Schlacht in die Hände der Türken und litt in einem elenden Verließ unrühmliche Haft. Gleich einem Arbeitstier ließ der

Pascha den ritterlichen Gefangenen einen Mühlstein treiben. Tag um Tag verging, und in steigender Qual duldete der Ritter den harten Hohn seiner Feinde. Dann tat er in einer Stunde tiefster Kümmeris voll heißer Glaubensinbrunst dem Herrn das feierliche Gelübde: „Gib mir die Freiheit wieder, und ich gelobe dir mein einziges Kind Mechtild, daß es die Klosterregel wähle.“ Und er wiederholte den heiligen Schwur ein andermal und zum drittenmal.

Da geschah, was keiner der Waffengefährten jemals gehofft hatte: die Kreuzritter stürmten das Türkenschoß in der Sandwüste Syriens und befreiten ihre Glaubensgenossen aus drangvoller Kerkerschmach. Voll Dank gegen Gott ließ Hanns Brömser aufs neue der heiligen Sache seinen erprobten ritterlichen Arm.

In der Heimat hatte derweil auf gastlicher Felsenburg eine Jungfrau in beklommener Erwartung der Rückkehr des Vaters geharrt. Oft war sie in stillen Stunden, Blütenduft und Sonnenschein um sich und in sich, drohen auf dem Söller gestanden, hatte verträumt ins blaue Land geschaut und dem Klopfen ihres jungen Herzens gelauscht, in dem die Knospen der ersten Liebe schwellten.

Dann ist über Nacht der Ritter in die rheinischen Lande zurückgekehrt.

Im moosbehangenen Burghof umhalste ihn Mechtildis lang und schweigend. Neben der Siebzehnjährigen stand des Falkensteins Jungherr, der verneigte sich tief vor dem heimkehrenden Herrn und begrüßte ihn leise mit den Worten: „Heil Euch, Vater!“ Da trübte die Willkommenfreude des Ritters ein jähes Erinnern.

In dem reichgeschmückten Prunksaal feierte Hanns Brömser, umgeben von seinen Getreuen, die gesegnete Heimkehr. Laute Genugtuung herrschte im Kreis der Kreuzfahrer; männiglich lauschte der Kunde von den Fährnissen, welche die Helden bestanden hatten. Wie er als Gottesstreiter gekämpft und als Gefangener der Heiden gelitten, erzählte dem lauschenden

Kreis der Ritter mit lebendigem Mund. Dann sank der Ton seiner Stimme, und mit feierlichen Worten tat Hanns Brömser den Versammelten das Gelübde zu wissen, das er in tiefster Kummernis im heiligen Land abgelegt hatte.

Da tönte ein leiser Schrei durch das hohe Gemach, und des Ritters Töchterlein, weiß wie das Linnen der Tafel, sank leblos auf den Estrich. Der Falkensteiner Jungherr, Blitze in den Augen und Flammen auf den Wangen, erhob sich, straffte den schlanken Körper und sprach mit fester Stimme: „Mechtildis gehört mir, dem sie sich angelobt hat in feierlicher Stunde für immer!”

Dem Gemurmel der Gäste gebot mit gefurchter Stirn Schweigen der Burgherr. „Dem Himmel ist Mechtilde unabänderlich angelobt, nicht dir, Knabe. So schwur und hält es der letzte Brömser!” In verhaltenem Unmut rief es barsch der Ritter, und beklommen gingen die raunenden Gäste auseinander.

In ihrer Kemenate lag in wildem Jammer Mechtilde. Zuckend warf das Lämpchen am Kruzifix fahlen Schimmer auf die Hingestreckte, die die schleichenden Nachtstunden mit dem Liebesweh ihres jungen Herzens abmaß. Erdrückend wie Kerkermauern deuchten der fassungslosen Maid die teppichbehangenen Wände des dämmernden Gemaches. Auf vielgeschichteter Wendeltreppe eilte sie, die Lichtpfanne in der zitternden Hand, hinauf zum Söller und vertraute ihrer jungen Seele unstillbares Leid der schmerzgliedernden Nacht.

An die Mauerscharte gelehnt, starrte sie mit blutleerem Antlitz hinüber nach der Felsenburg, wo der hochgemute Freier weilte, dem sie sich für immer angelobt hatte.

„Liebster mein!” schluchzte es in die Nacht. Droben gingen keine Sterne; rauher Herbststurm begleitete den Herzenssturm der Jungfrau und umfauchte mit mächtigem Flügelschlag jählings die Feste.

Ein Schrei ist dann erklingen, kurz und schrill. War es die Windsbraut oder eines Menschen Schrei? Die Nacht verschlang ihn. Vom Söller der Brömserburg ist ein Frauenleib zur

schaurigen Tiefe herabgestürzt in die dunklen Fluten des Rheines.

Ein strahlender Herbstmorgen folgte der stürmischen Nacht. Vergebens hat man droben in der Vrömserburg nach Mechtilde, des Burgherrn Töchterlein, gesucht. Drunten aber haben sie in der Morgenfrühe ein Mägdlein aus dem Wasser gefischt, deren Augen waren erloschen für immer. Ein Zug von Leidtragenden bewegte sich dann nach der Burg hinauf, und deren Wände hallten wider vom Wehklagen Vieler über die frühgeknickte Blume, das letzte Reis am Brömserstamm. Hanns Brömser hat sich auf die Leiche geworfen und sein härtiges Gesicht in den Falten des schneeigen Gewandes vergraben, lautlos und lang. Keine Träne taute an seinen Wimpern.

Für die Seelenruhe der Tochter, die die Klosterregel nicht erwählen wollte, tat er in tiefster Kümmeris ein neues Gelübde, ein Kirchlein zu bauen auf dem Hügel gegenüber seiner Feste. Hat sich dann eingeschlossen in sein Gemach, und in trübem Hinbrüten die kommenden Tage verbracht, bis frisches Erdreich sich wölbte über der Gruft seines unseligen Kindes.

Monate vergingen seitdem; aber noch war kein Spatenstich getan am Bau der gelobten Sühnekapelle. Verbittert hat Hanns Brömser sich immer mehr abgesondert von der Welt in grübelnder Vereinsamung. Da ist eines Tages einer seiner Knechte vor ihn hingetreten mit einem Bildnis der Mutter Gottes; das hatte ein Stier beim Pflügen auf dem Hügel der Burg gegenüber aus dem Ackerboden gescharrt, und der Knecht hat dreimal „Not Gottes!“ rufen hören. Da hat Hanns Brömser seines Gelübdes wieder gedacht und ungesäumt das dem Herrn gelobte Kirchlein bauen lassen für die Seelenruhe Mechtildens. Not Gottes hat er es benannt, und so heißt es bis heute.



Bingen

Der Mäuseturm

*

Unterhalb Bingen liegt mitten im Strom auf einem winzigen Eiland eine turmartige Feste, der Mäuseturm. Seit Jahrhunderten ist mit ihm eines Mainzer Erzbischofs Name in düsterer Weise verknüpft, jenes finstern Hatto, den die Sage eines furchtbaren Frevels angeklagt und dadurch verfemt hat am ganzen Rheinstrom und weit in die Lande.

Ein ehrgeiziger, herz- und treuloser Mann soll er gewesen sein, ein grausamer Herr seiner Untertanen. Hohe Steuern erpreßte er ihnen, Zölle legte er ihnen auf und ersann zahllose Lasten, seiner Herrschsucht und Prunkliebe zu frönen. Zwischen Bingen und Rüdesheim ließ er im Rhein den festen Turm erbauen und nötigte alle Schiffe, die talwärts fuhren, zur Entrichtung eines drückenden Zolles.

Bald darauf suchte ein Mißwachs das Mainzer Land heim. Dürre und Hagel vernichteten die Saaten, und die Teuerung ward um so fühlbarer, da Erzbischof Hatto große Getreidevorräte angekauft und in seine Speicher verschlossen hatte. Die Hungersnot wurde erschrecklich; vergebens flehten die Unglücklichen den grausamen Herrn an, den Kornpreis seiner aufgespeicherten Frucht herabzusetzen. Wohl drangen seine Räte in ihn, daß er sich des Elends erbarme; doch Hatto blieb ungerührt, und als der steigende Jammer und die Hartherzigkeit des Gebieters Erbitterung erregten und murrende Stimmen sich erhoben unter dem heimgesuchten Volke, da setzte Hatto seiner Grausamkeit die Krone auf.

Eines Tages drang eine Volksmenge in den erzbischöflichen Palast und flehte den Erzbischof, der just an schwelgerischer Tafel saß, um Nahrung an. Er aber hatte gerade zu seinen Tischgenossen geäußert, es wäre besser, das faule Bettelpack käme durch irgend eine rasche Art von dieser Welt; so sei es aller Not und er der lästigen Quälgeister enthoben. Wie nun die zerlumpten Haufen, Männer, Weiber und Kinder mit hohlwangigen, bleichen Gesichtern sich vor ihm niederstürzten und um Brot schrieten, zuckte es plötzlich in seinen Augen auf. Er winkte ihnen mit erheuchelter Huld, versprach ihnen Korn und ließ sie hinausführen in eine Scheune vor die Stadt, wo sie Korn erhalten sollten, so viel ein jeder bedürfe. Voll freudigen Dankes eilten die Unglücklichen hinaus; als aber alle drinnen waren, ließ Hatto das Scheunentor schließen und die Scheune anzünden.

Groß war das Gewinsel der Ärmsten. Bis zum Bischofspalast soll das Geschrei gedrungen sein. Der grausame Hatto aber rief in frevelhaftem Spott seinen Räten zu: „Hört, wie die Kornmäuse pfeifen! Nun hat das Betteln ein für allemal ein Ende. Mich sollen die Mäuslein beißen, wenn's nicht wahr ist.“

Fürchterlich aber traf ihn die Strafe des Himmels. Aus der brennenden Scheune schlüpfen Tausende von Mäusen, nahmen ihren Weg schnurstracks zum Palast, erfüllten alle Gemächer und fielen selbst den Erzbischof an. In ungezählten Scharen huschten sie durch seine Räume, und ob seine Diener zahllose der gierigen Nager vertilgten, immer größer ward ihre Zahl, immer drohender ihre Gier. Grauen packte den Erzbischof, und Gottes Strafgericht ahnend, floh er aus der Stadt auf ein Schiff, um sich der wütenden Bisse seiner Verfolger zu erwehren. Aber die untilgbare graue Schar schwamm in Legionen ihm nach, und als er verzweifelnd den Zollturm bei Bingen erreichte, vermeinend, in der stromumspülten Inselfeste sicher zu sein, da folgte ihm das ungeheure

Heer der Mäuse auch hierhin, grub sich mit scharfen Zähnen den Zugang in den Turm und erreichte bald den, welchen es verfolgte, obgleich er sein Bett an Ketten aufrichten ließ.

Er ist ihnen auch unterlegen, der Grausame. Soll zum Schluß in heller Verzweiflung seine Seele dem Bösen verschrieben haben, wenn er seinen Leib erlöse, und im Höllenbrand soll der Satan dazwischen gefahren, den zuckenden Leib befreit, die Seele aber für sich genommen haben am dritten Tage.

*

*

*

Also vermeldet die Sage. Gerechter und milder spricht ihre Schwester, die Geschichte, über Hatto, den geschmähten Erzbischof von Mainz. Sie tadelt nur eines an ihm, seine Herrschsucht. Diese erwarb dem Mainzer Stuhl jene weltliche Macht, durch die er später der erste Bischofssitz des Reiches wurde. Den Mainzer Bürgern mochte dies nicht unangenehm sein, aber tief verhaßt war vielen der harte, herrische Geist dessen, der sie begründete, und weil er überdies der Erbauer jenes Zwingers im Strombett war, von dem aus er alle vorüberfahrenden Schiffe des Zolles wegen untersuchen ließ — durchmausen, müsen, sagten unsere Altvordern und sagt die rheinische Mundart noch heute — so mag dieser Mäuseturm, vereint mit dem Groll eines unterdrückten Volkes, jene gräßliche Sage hervorgerufen haben, die aus Chronistenpflicht verzeichnet sei.



Die Klemenskapelle

*

Eine düstere Sage knüpft sich an die Gründung der Klemenskirche, die unterhalb der Burg Rheinstein am Ufer steht und erst in unseren Tagen durch die Freigebigkeit der Burgfrau von Rheinstein aufs neue erstand.

Es war um die Zeit, wo Rudolf von Habsburgs kraftvolle Hand dem Raubritterunwesen, das in der kaiserlosen Zeit namentlich am Rhein üppig gewuchert hatte, ein Ende machte. Des Kaisers nachdrückliche Verwarnung hatten die Raubritter mit offenem Hohn beantwortet, und mehr noch wie bisher betrieben sie auf der schmalen Heerstraße, die am Oberrhein sich zwischen Fels und Strom schlängelt, ihr räuberisches Gewerbe.

Da erschien der erzürnte Kaiser persönlich mit starker Macht und hielt ein fürchterliches Gericht unter den adeligen Räubern. Wie räudige Hunde wolle er sie ausrotten und ihre Horste vernichten. Also hatte er den Verächtern des heiligen Landfriedens angedroht, und er erfüllte unerbittlich seine Androhung.

Flammende Burgen waren seine Wegweiser am Oberrhein. Die im Tal drunten sahen mit Grauen von den Festen der Reichensteiner, Soonecker, Heimburger und anderer gefürchteter Raubritter die Feuerzeichen glühen, und um zahlreiche Mitglieder hoher Geschlechter legte der Henker die schmähliche Schlinge.

Durch die Tore von Mainz wurde in jenen Jahren von den kaiserlichen Reitern mancher gefangene Raubritter heimgebracht. Allemaal, wenn solch einer samt seinen Spießgesellen

mit verschnürten Händen zum Gericht geführt wurde, strömte Alt und Jung, Arm und Reich, auf den Gassen zusammen und begleitete den adeligen Unhold mit Verwünschungen. Die Fenster der Häuser ringsum waren mit Neugierigen gefüllt, die des Kaisers eiserne Gerechtigkeit priesen. Ein Jammern und Wehklagen ist dazumal auf mancher Bergeshöhe erklingen aus manchem schönen, bleichen Mund.

Für die Überlebenden waren die Leiber der Genossen, die an den Bäumen längs des Stromes hingen, eine furchtbare Mahnung. Unter dem Schutz der Nacht sind alsdann scheue Gestalten zu dem Richtplatz geschlichen, und trauernd haben die Anverwandten der Gerichteten die Leichen herabgenommen, um sie vor schmachvollster Vernichtung zu bewahren. Heimlich wurden die Unglücklichen in geweihter Erde bestattet. Aber ernst mahnte die Hinterbliebenen der Gedanke an eine jenseitige Vergeltung; denn manch einer, der also ehrlosen Todes gestorben war, hatte sein Wappen befleckt mit dem Blut seines Nächsten.

So hat man auf eines frommen Gottesmannes weisen Rat das Holz von den Bäumen genommen, daran sie gehangen, und hat daraus eine Sühnekapelle erbaut auf dem einsamen Richtplatz am Rhein. Und auch von den glühenden Trümmerresten der niedergebrannten Burgen hat man Steine genommen für jenes Sühnhaus bei Aßmannshausen sowie für die Hütte des behütenden Klausners.

Als der Tag kam, wo zum erstenmal des Priesters Wort am Altar ertönen sollte, da sind rheinaufwärts und abwärts Kähne herangefahren, die führten Tote und Trauernde. Im Kirchenschiff haben sie dann die Särge aufgestellt, und mit ernstesten Worten hat der Mainzer Erzbischof die Toten entsühnt und die Armseelenkirche ihrer Bestimmung übergeben. Darauf hat man die eingesegneten Leiber zum zweitenmal in gemeinsamer Gruft bestattet. Viel Weinen soll damals erklingen sein in der neugeweihten Kirche.



Gefangener Raubritter

Nach dem Gemälde von Konrad Weigand (zur Sage: Die Clemenskapelle)

The Imprisoned Robber Knight

La prise du chevalier gilland



Der Brautzug

Nach dem Gemälde von L. Herterich (zur Sage von Burg Rheinstein)

Das war an der Wende des dreizehnten Jahrhunderts. Jahrhundertlang haben Gläubige und Priester in jenem Kirchlein bei Aßmannshausen für die armen Seelen der Gerichteten gebetet. Droben sind seitdem die meisten Geschlechter ausgestorben, die stolzen Burgen zerfielen, und drunten sind vielbewegte Tage vorübergezogen. Der Zeiten Zahn, der oben an den Burgen nagte, hat auch drunten an dem Kirchlein sein Zerstörungswerk begonnen, hat das Dach vernichtet und die Mauern gebröckelt.

In unseren Tagen aber hat die Klemenskirche sich wiederum aus ihrer Ruine erhoben, und wie vor sechshundert Jahren tönt in ihr des Priesters Wort am Altar.



Burg Rheinstein

Die Brautwerbung

*

Auf Rheinstein hat einst in ungebändigter Fehdelust ein Rittersmann gehaust, Diethelm geheißten. Der hatte von einem Beutezug ein zierliches Mägdlein mit nach Hause gebracht, Jutta mit Namen. Wie weicher Efeu sich um die knorrige Eiche schlingt und seine rauhe Rinde in schimmernden Samt verwandelt, so hat dieser Jungfrau frauliches Gebaren aus dem rauhen Recken nach Jahr und Tag einen mannhaften Ritter gemacht, der Räubereien und Gelagen entsagte und der schönen Jutta als Lohn ihrer Tugend und Anmut die Hand zum ehelichen Bund reichte.

Der jungen Liebe erste Frucht kostete der zarten Mutter das Leben; aber Gerda, der Heimgegangenen verjüngtes Ebenbild, wuchs zu hoher Schönheit heran. Frühzeitig meldeten sich Freier von nah und fern, die des alternden Diethelms knospende Tochter zur Gattin beehrten. Aber der Rheinsteiner hielt peinliche Auswahl unter den Bewerbern, und manch einer zog betrüblich mit einer Absage von bannen.

Einer aber war sowohl der Maid nicht unlieb als vom Alten wohl gelitten, Helmbrecht, der älteste Sproß auf Sternburg. Der Jüngling hatte es verstanden, das Herz der Jungfrau zu gewinnen, und eines Tages, da er zum Turnei auf Rheinstein weilte und Gerda vom Polster des Gestühls mit der ringgeschmückten Rechten den Rittern im Burghof anmutvoll den Frauendank spendete, gestand ihr Helmbrecht seine Liebe. Etliche Tage darauf beauftragte der Jungherr höfischer Sitte gemäß seinen Ohm Gunzelin von Reichenstein mit der Werbung. Aber Gunzelin war trotz seines Alters voll Tücke und Falschheit. Statt

für seinen Neffen warb er bei Gerdas Vater für sich, und dieser zauderte nicht, dem Ritter aus dem vornehmen Geschlecht mit namhaftem Gut sein Jawort zu verpfänden.

Zu beider Staunen wollte die Tochter von dem reichen Freier nichts wissen. Ihr Herz gehöre dem Neffen, nicht dem Ohm. In Graf Diethelm schwoll der Grimm, und mit dem lodernden Zorn vergangener Tage schwur er dem begüterten Kumpan von weiland die Tochter zu, die der arme Spatz von Sternburg niemals heimführen werde.

In stiller Kammer weinte die trostlose Maid ihr Herzeleid aus; aber die Eistrinde um des Vaters Herz vermochten ihre brennenden Tränen nicht zu schmelzen. Vergebens bat der heimlich Geliebte bei dem Alten um Gehör; der berief sich auf sein ritterliches Wort, das er dem Reichensteiner mit Handschlag bereits verpfändet habe.

Und so nahte der Tag, an dem Gunzelin mit dem schmunzelnden Behagen eines gealterten Lüstlings, dem im Herbst ein unerwarteter Lenz winkt, die schönste Edeldame am Rheinstrom in seine stattliche Burg heimführen sollte. Gerda, der das sanfte Empfinden ihrer früh verschiedenen Mutter eigen war, hatte sich bekümmert in das Unabänderliche gefügt.

An einem strahlenden Sommermorgen bewegte sich vom Burghof auf Rheinstein der Brautzug nach der Klemenskapelle auf dem benachbarten Hügel. Fanfaren jauchzen, Hörner schallen. Auf milchweißem Zelter sitzt, das schöne Haupt trauernd gesenkt, eine blasse Braut und gedenkt des fernen Geliebten, der in dieser Stunde mit ihr sich in Kummer verzehrt. Da dringt mit einem Mal ein Schwarm surrender Bremsen aus dem Gebüsch. Einige davon hakten sich in den Bauch des Pferdes, das die holde Frauenlast trägt, so daß das Tier sich bäumte und aus dem Brautzug ausbrach. Mit kühnem Satz springt auf prunkvoll geschirrtem Hengst der Bräutigam dem schreudenden Tier nach, verfehlt den Saumpfad und stürzt mit seinem Roß in die Tiefe. Sterbend ward er von den verstörten Hochzeitern hinauf in die Burg getragen.

Der alte Diethelm war bei dem Versuch, das Pferd seiner Tochter aufzuhalten, nicht minder glücklich gewesen; der rasende Gaul hatte ihm das Schienbein wund geschlagen, und eilfertige Roßbuben trugen den stöhnenden Graubart behutsam zurück aufs Schloß.

Der Siechenmeister hatte die nächsten Wochen, wo er drohen die Folgen eines argen Hufschlags behandelte, bei dem wüthenden Burgherrn einen gar schlimmen Stand. Dem ausbrechenden Pferd aber hatte sich an der nächsten Wegkrümmung beherzt ein Mann entgegengeworfen, der hat das zitternde Tier niedergezwungen und die ohnmächtige Braut in seine starken Arme gebettet. Den Brautzug hatte er aus den Büschen in ungesehener Trauer verfolgen wollen und war dadurch der Lebensretter derer geworden, die nur ihn liebte. Der Rheinsteiner ist, als er diesen Ausgang hörte, in sich gegangen und hat den Liebenden seinen Segen gegeben. Etliche Wochen später bewegte sich zum andernmal von der Klemenskapelle ein Brautzug hinauf zur festlich geschmückten Burg Rheinstein. Fanfaren jauchzten, Hörner schallten. Weit freudiger als sonst zogen die fröhlichen Musikanten voraus. Auf milchweißem Zelter saß wie vormals in pelzverbrämtem weißwallenden Brautstaat ein Edelfräulein und lauschte, das Haupt hinübergeneigt, holdverschämt den minniglichen Beteuerungen, die der jugendliche Ritter nebenan ihr zuflüsterte. Hinterdrein ritt, begleitet von seiner ehrwürdigen Schwester Notburga, Stiftsdame auf Nonnenwerth, gedankenversunken der Vater der Braut.

Ein ungetrübtes Eheglück ist aus dieser Verbindung aufgeblüht. Gott schenkte dem edlen Paar ein langes, freudevolles Leben. Sie ruhen beide vorm Altar der Klemenskapelle, gegenüber von Aßmannshausen; Burg Rheinstein grüßt in verjüngter Gestalt auf schroffer Felsenkante.



Sooneck

Der blinde Schütz

*

Auf dem Felsennest Sooneck feiert Siebold, der verwegenste der räuberischen Aare am Rhein, ein zuchtloses Gelage. Auf den Ruhepolstern im Prunksaal wiegen sich buhlerische Weiber mit gekräuselterm Haar und geschminkten Wangen in den Armen trunkener Zecher. Und derweil die Spielleute fiedelten und gefüllte Weinkannen das üppige Mahl bespülen, hub mit weinrotem Gesicht und blinzelnden Schlemmeraugen der Burgherr also an zu reden:

„Vielele Frauen (hier gröhlten die lüsternen Prasser) und vielfrauliche Edlen! (frech kicherten die Dirnen). Nach Speise und Trank möchte der Gastgeber euch tunlichst Kurzweil bieten. Aus meinem Zwinger führe ich euch nunmehr eine gefürchtete Bestie vor.“

Während die Frauen sich scheu in die Polster duckten und die Männer erwartungsvoll zum Sprecher die Augen wandten, öffneten sich die Saaltüren. Geführt von zwei Knechten, betrat ein Mann mit ungepflegtem Haar und Bart in härenem Häftlingskleid die Schwelle. Ein verhaltenes Raunen ging durch die Tischrunde, und aller Blicke hafteten auf des Gefangenen gefürchtem Antlitz, drin sekundenlang zwei leere Augenhöhlen hinter müden Lidern sich weiteten. Wiederum begann in ausgelassenem Ton der Burgherr: „Minnigliche Frauen und ritterliche Mannen! Der beste Schütz am ganzen Rhein war einst Hans Veit von Fürsteneck, ein gefürchteter

Raubvogel wie ihr und ich. Mit ihm rang ich auf Leben und Tod in grimmiger Fehde. Er unterlag."

„Helmlos, mit zerhauenen Schild und zerbrochenem Schwert lag ich, aus dreizehn Wunden blutend, vor dir und erwartete mannhaft den letzten Lanzenstich," murmelte mit einer Stimme, die wie aus einem Grab klang, der Gefangene. Und das Schweigen ging beklommen durch den hohen Saal.

„Mich dauerte es, ihn abzustechen," rief leichtblütig Siebold von Sooneck, „ließ ihm nur die beiden Augen ausstechen und gesellte zu meinen anderen Schaustücken den besten Schützen am Rhein."

„Meine gemordeten Augen sehen deinen Hohn," sprach hart der Gefangene.

„Und doch herrscht auf Sooneck noch ritterlicher Geist," erklärte der Burgherr.

„Vernimm denn: meine Knechte berichteten mir, auch blind vermögest du noch ein dir aufgegebenes Ziel mit dem Bolzen zu treffen. Bestehst du heute die Prüfung, so sei die Freiheit dein Lohn." Tosender Beifall der Zechgenossen begleitete die Worte.

„Lieber denn Leben wäre mir der Tod," murmelte der Geblendete. Dann zuckte es wie Wetterleuchten über sein Gesicht, und er verlangte die Armbrust. In einen Winkel gepfercht, verfolgten die Gäste das weitere Tun. Einen Becher hatte der Soonecker ergriffen und gab dem Gefangenen auf, dem Klang nach auf diesen zu schießen. Mit silbernem Ton klingt in der nächsten Minute ein Becher zu Boden.

„Schieß an jetzt!" tönt Siebolds Stimme — und ein Pfeil dringt ihm zur selben Sekunde tödlich in den geöffneten Mund. Röchelnd wie ein Schlachtthier sank der Todgeweihte auf den Estrich. Stumm und still, die Augenhöhlen starr geöffnet, stand der Geblendete, das verwilderte Haupt gesenkt auf die tiefatmende Brust. Wie ein Schwarm aufgescheuchter

Krähen stoben die Herren und Huldinnen von dannen, und an der erkalteten Leiche Siebolds von Sooneck raunten die Knappen und Knechte erschüttert ein stilles Gebet.



Lorch

Die Wispermüllerin

*

In dem Tal hinter Lorch, das der Wisperbach durchfließt, hat in alten Zeiten eine Mühle gestanden. Der Müllerin, einem jugendlichen, leicht erregbaren Weib, soll einmal bei der Arbeit eine Stimme ins Ohr geraunt haben, sie möge hinaufgehen zum Kammerberg und den Schatz heben, der droben im Turm liege; in der Truhe stecke der Schlüssel. Die Müllerin hat sich erschreckt umgeschaut; doch als sie niemand gewahrte, überzeugte sie sich, daß irgend ein unsichtbarer Schalk sie genarrt habe, bis am folgenden Tag, wo sie am Bach Wäsche reinigte, zum andernmal eine Stimme ihr ins Ohr raunte: „Geh zum Kammerberger Turm und hebe den Schatz. Der Schlüssel steckt in der schwarzen Truhe.“

Da hat das Weib die Wäsche gelassen und ihrem Manne berichtet von dem Zaubersprüchlein, das ihr im Ohr erklungen sei. Der aber hat sie ein albernes Weib gescholten und dann scherzend gemeint, in seinem weißen Mehlkasten läge ein sicherer Schatz als in der schwarzen Truhe.

Der Müllerin aber ist das Wort nicht aus dem Kopf gewichen, und immer stärker hat des Sprüchleins verlockender Schall sie erfaßt, bis es sie zum Schluß fortriß. Am andern Morgen, als der Müller ausgefahren war, um eine Ladung Mehl nach Lorch zu bringen, ist sein Weib von der Mühle aufgebrochen, hat ihr Jüngstes auf den Arm genommen und ist hinaufgepilgert auf den Kammerberg. Wie sie oben ankam an der Ruine, ist ihr wohl bänglich zu Mute geworden, und sie hätte gern umkehren mögen. Doch da ist ihr die wispernde Stimme wieder im Ohr geklungen und hat ihr verheißen, es werde ihr

nichts Übles widerfahren; nur reden dürfe sie keine Silbe, dann sei der Schatz ihr.

Beherrscht ist das Weib in das düstere Turmgewölbe eingedrungen, hat vorher ihr Büblein am Eingang niedergesetzt und dann drinnen die schwarze Truhe gesucht. Hat sie auch gefunden sowie den Schlüssel, der darin lag. Mit ihm hat sie den größeren Kasten geöffnet, der im Grund des Gewölbes stand, und wie sie den schweren Eichendeckel hob, hat ihr ein Haufen glühendes Gold entgegengestrahlt.

Mit gierigen Händen hat das Weib zugegriffen, draußen aber hat plötzlich das Knäblein ängstlich gewinselt: „Mutter, Mutter!“ Denn eine Schlange raschelte neben ihm im blumigen Gras. Das Weib aber wandte sich um und rief unwillig: „Was gibt's, Bube?“ In demselben Augenblick krachte ein Donnerschlag, warf die Kauernde zu Boden, und schauerlich hallte es durch das Gewölbe: „Weh, daß du geredet hast! Unerlöst bleibe ich abermals hundert Jahre! Weh mir und dir!“

Mittags ist der Müller heimgekehrt und hat die Mühle leer gefunden. Sein Knecht hat ihm berichtet, daß die Müllerin am Morgen den Kammerberg hinaufgeschritten sei, ihr Jüngstes im Arm. Eine trübe Ahnung hat sich dem Müller ums Herz gelegt, und eilends ist er hinaufgerannt nach dem Kammerberg. Ruhig war's an der alten Burg. Im Gras sitzt spielend sein Knabe und streckt jauchzend die Händchen aus nach dem Vater. Wie er auf das Kindlein zustürzt, hört er Gewimmer aus dem Turmgewölbe, und als er entsetzt hineindringt, sieht er sein Weib am Boden liegen.

In die Mühle am Wisperbach ist ein bleicher Gast eingekehrt. Drei Tage nachher ist das Mühlrad still gestanden. Auf dem Lorcher Kirchhof hat man die Wispermüllerin zu Grabe getragen. Niemand hat seitdem gewagt, den Schatz zu heben.



Bacharach

Burg Stahleck

*

Das alte Bacharach hat auch einst seine Glanzzeiten gehabt. Schon lange vor jener Zeit, wo der feuerige Bacharacher berühmt war allerorten — es war dazumal, als der Großvater die Großmutter nahm — ist er von fremdländischen Weinkennern in Römerhumpen und etrusischen Pokalen literweise getrunken worden. Damals haben die dankbaren Zecher ihrem weinspendenden Gott auf einem Felsblock, der zwischen einem Eiland und dem rechten Stromufer aus den Fluten ragt, einen Altar errichtet, und Bachus, dem lieblichen Knaben zu Ehren, haben die Römer der Rheinstadt den Namen gegeben, den sie heute noch trägt. Wenn auch die Inschriften längst unleserlich geworden sind, so wissen die Bacharacher von heute doch noch recht gut um die ursprüngliche Bedeutung des „Eltersteines“ (Altarsteines), und die Schiffer putzen noch jetzt in weinfroher Festlaune eine Strohfigur als Bachus aus — so wie die Mecklenburger Bauern zur Erntezeit ihren Wuotan — setzen sie auf den Elterstein und umfahren ihn singend.

Oberhalb Bacharach liegt die Ruine der Feste Stahleck. Zur Zeit Konrads, des ersten Staufenkaisers, wohnte dort ein junger, ehrgeiziger Ritter, der Pfalzgraf Hermann. Er war des Kaisers Neffe, und hochmütig gemacht durch die hohe Verwandtschaft, strebte der unbesonnene Herr nach Vergrößerung seiner Pfalzgrafschaft. Er hatte keinen geringeren Plan gefaßt, als die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier um den Teil ihres Besitzes zu schmälern, der an sein Gebiet grenzte. Er stützte sich dabei auf angebliche Rechte. Die Eifersucht, die damals zwischen den geistlichen und weltlichen

Machthabern herrschte, führte ihm eine Reihe benachbarter Nitter als Bundesgenossen in die Arme, und kampflustig begann der Pfalzgraf seine Fehde mit der Erstürmung der Moselfeste Trier, die zum Trierer Sprengel gehörte.

Adalbert von Monstereil, ein unerschrockener Mann, vereinigte damals die Bistümer Trier und Metz in seiner Hand. Er sammelte sofort seine Mannen, um den Räuber von der widerrechtlich eroberten Burg zu vertreiben. Die Verwegenheit des Pfalzgrafen hatte ihn bestürzt gemacht, die Übermacht seiner Gegner stimmte ihn nachdenklich. Aber Erzbischof Adalbert war ein kluger Kopf; am Morgen, da die Burg erstürmt werden sollte, hielt er, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, eine flammende Rede an seine Reisige. Er enthüllte ihnen, in der verwichenen Nacht sei ihm der Erzengel Michael erschienen, habe ihm dieses Kruzifix überreicht und ihm sichern Sieg verheißen, wenn jeder Streiter im festen Vertrauen auf die unsichtbare höhere Hilfe den Feind angreifen werde.

Des Erzbischofs Ansprache begeisterte seine Kriegsmannen zu wilder Tapferkeit. Geführt von ihrem Kriegsherrn, der, das Kruzifix in der erhobenen Hand, allen voranging, stürmten sie die Burg, und ihrem Ansturm erlagen die Pfalzgräflichen. In hilflose Flucht lösten sich ihre Scharen auf, und tief gedemütigt mußte der ehrgeizige Stahlecker auf eine weitere Fehde gegen den Trierer Erzbischof verzichten.

*

*

*

Sehr schmerzte ihn die schmähhliche Niederlage, die er erlitten hatte. Mit noch größerem Groll gedachte er seitdem seiner geistlichen Nachbarn. Aus vergilbten Urkunden glaubte er volles Recht herzuleiten auf einen Streifen blühenden Landes, das der Mainzer Erzbischof in Besitz hielt, und er versäumte nicht, beim Mainzer Bischofsstuhl Feststellungsklage zu erheben. Aber mit kaltem Hohn wurde sein Begehren von dem finstern Arnold von Solnhofen, dem Kirchenfürsten der Mainzer Lande, aufgenommen.

„Ich werde mit dem Pfalzgräfflein genau so schnell fertig werden wie mit den starren Mainzern, deren etliche es bald bereuen sollen, gegen ihren Bischof und Fürsten rebelliert zu haben.“

Drohend soll Arnold die Worte ausgerufen haben, als er den Klagebrief des Stahleckers zerriß. Jenem ward der Ausspruch überbracht, und weinend flehte des Ritters junges Weib ihn an, nicht zum andernmal die Hand zu erheben gegen den Gesalbten des Herrn. Er aber wandte sich unwirsch ab und schwur dem Rache, der stolz seine Beschwerdeschrift zerrissen hatte. Ihm war nicht unbekannt geblieben, daß des Solnhofers eisernes Regiment ihn den Mainzer Bürgern recht verhaßt gemacht hatte, und damit wollte er rechnen, um dem Gegner Land und Krone zu rauben.

Wieder rüstete der Stahlecker im Verein mit mehreren verwegenen Rittern gegen einen überlegenen Gegner. In Mainz garte es unter den Bürgern, draußen zog der Pfalzgraf mit seinen Mannen heran. In heftigem Zorn raste der Erzbischof, und seine umdüsterte Seele gebar einen schmähhlichen Plan. Durch zwei gedungene Landsknechte wurde der Pfalzgraf meuchlings ermordet. Groß war der Jammer seines unglücklichen Weibes.

* 2

*

*

Den hartherzigen Landesherrn haben die rebellischen Mainzer bald darauf vor die Tore gewiesen, nachdem sie seinen Palast erstürmten. Rache glühend ist er zurückgekehrt. Vergebens warnten ihn seine Freunde, vergebens schrieb vom Stift Rupertusberg bei Bingen ihm Hildegard, die berühmte Seherin: „Wende Dich zum Herrn, den Du verlassen; Deine Stunde ist nahe.“ Er hörte nicht darauf, und so fand er in der Abtei am Jakobsberg vor der Stadt, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, den Tod unter den Streichen der Empörer.



Kaub

Burg Gutenfels

*

Auf einem Felsen bei Kaub stand im Mittelalter die Burg der Herren von Falkenstein. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bewohnte sie ein Graf Philipp mit seiner Schwester Guta. Die junge Gräfin Guta war eine überaus liebreizende Erscheinung, und zahlreiche Ritter bewarben sich um ihre Hand. Doch keiner hatte bisher mit seiner Werbung Erfolg gehabt; das Fräulein trug kein Verlangen, des geliebten Bruders trauliches Heim mit einem andern zu vertauschen.

Eines Tages wurde zu Köln ein prächtiges Turnier gehalten. Aus allen Gauen des Reiches, selbst aus Welschland und England waren Ritter erschienen. Zahllos war die Menge der Zuschauer, gar groß die Zahl derer, die hier um den Preis aus schöner Hand mit den Waffen kämpften. Unter ihnen befand sich ein Ritter aus England, der um seiner stattlichen Gestalt und seiner prunkvollen Rüstung willen auffiel. Er kämpfte mit verhülltem Visier und ward von den Turniervögten als der Löwenritter aufgerufen; denn ein goldener Löwe zierte seinen Schild.

Bald erregte der schlanke Brite auch wegen seiner meisterhaften Kampfkunst Aufsehen, und als es ihm gelang, seinen Gegner, einen der gefürchtetsten Zweikämpfer, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben, durchbrauste lauter Jubel die Runde. Unter den Schaulustigen befand sich auch der Falkensteiner mit seiner Schwester. Auch Guta hatte mit erhöhter Anteilnahme während des Turniers den fremden Ritter betrachtet, und aufrichtig bedauerte sie, dem Verhüllten nicht ins Angesicht blicken zu dürfen.

Die Gelegenheit kam bald, nachdem der Brite als Sieger aus dem Zweikampf hervorgegangen war. Ein seltsames Gefühl, wie sie es früher nie gekannt hatte, ergriff die Jungfrau, als des Fremdlings männlich schönes Antlitz nunmehr sich unverhüllt zeigte. Ihre Beklemmung steigerte sich noch, als sie ersucht wurde, dem Sieger den Preis, einen goldenen Lorbeerkranz zu überreichen.

Ob der Ritter in dem Antlitz der liebevollen Frau las, was diese vergeblich ihm zu verbergen suchte? Ob in dem Augenblick, wo er vor der Holden niederkniete und sie mit bebender Hand den Kranz auf sein Haupt legte, ein Funke jener Flamme, die ihr Inneres plötzlich erfaßt hatte, aufglühend in seine Seele fiel?

Als die beiden nachher in zagem Gespräch gegenüberstanden, er ihre Anmut verstohlen bewundernd, sie kaum ihre Gefühle meisternd, da kam die Liebe sacht gegangen. Und als am Abend im Festsaal die Musik zum Neigen erklang und der blonde Brite nicht von Gutas Seite wich, da wagte die Liebe sich scheu hervor, zuerst verschämt stammelnd, bis sie endlich sich über die Lippen drängte und diese sich gestanden, was die Augen beider längst verraten hatten.

Der ritterliche Fremdling hatte Guta um ihre Liebe gebeten und sie beschworen, ihm die Treue zu bewahren. In drei Monaten werde er zurückkehren aus dem Vaterland, wohin dringende Pflichten ihn jetzt zurückriefen. Erst dann wolle er auf des Bruders Burg offen um ihre Hand werben und seinen Namen nennen, den jetzt zu enthüllen eine bindende Verpflichtung ihm verbiete.

Liebe bringt freudig und fröhlich jedes Opfer; auch Guta nahm willig des geliebten Mannes Geständnis entgegen, und unter Versicherungen gegenseitiger Treue trennten sich die beiden Glücklichen.

Fünf Monate waren seitdem vergangen. Über das verwaiste deutsche Reich war die kaiserlose, die schreckliche Zeit hereingebrochen. Drunten in Italien starb Konrad, der letzte regierende Staufer, und droben im Friesland erschlugen aufständische Bauern seinen Gegenkönig Wilhelm von Holland. Wieder ertönte bei



Der Scharfrichter von Bergen

Nach einer Zeichnung von Adolf Menzel

The Knave Of Bergen

Le bourreau de Bergen



Am Sarge Kaiser Heinrich IV.

Nach dem Gemälde von L. Rosenfelder

Zur Sage von der Burg Hammerstein

der darauffolgenden Kaiserwahl der Kampfruf: Hie Welf! Hie Waiblinger! Und während sie hüben Alfons von Castilien zum König ausriefen, wählten sie drüben Richard von Cornwallis, den ritterlichen Bruder des Königs von England. Jener Spanier ist ein Schattenfürst geblieben und hat nie das Land aufgesucht, wo man ihm ein Thronlein bereitet hatte. Deshalb wandten sich Richard noch mehr Anhänger zu, und in Aachen ward er feierlich gekrönt. Von der alten Kaiserstadt aus machte er eine Rundreise in die Rheinlande, um die Städte, denen er vorzüglich seine Wahl zu danken hatte, zu begrüßen.

Der Frühling war ins Rheintal eingezogen, und über den Wellen, den Bergen und Burgen lag flimmernder Sonnenschein. Nur in das Antlitz des liebreizenden Burgfräuleins, das just in der Falkensteiner Feste in ihrer Kemenate saß und trübe Pläne spann, wollte kein Sonnenscheinchen dringen. Stiller Harm hatte sich darinnen eingenistet, und seit zwei Monaten wurden der Jungfrau Wangen bleich und bleicher. Gar oft hatte seitdem der Gram, ihr steter Begleiter, des geliebten Mannes Bild ihr verschieden gezeichnet. Bald sah sie ihn sterbend in heißer Feldschlacht, auf den Lippen ihren Namen, dann wieder scherzend und lachend, im Arm eine Maid jenes Inselreiches, und über sein blondes Liebchen am Rhein mit leichten Reden spöttelnd.

Und immer wieder verfolgten sie jene Bilder, immer mehr erstarkte in ihr das Bewußtsein, daß der Erste, dem sie ihr jungfräuliches Herz erschlossen, sie grausam enttäuscht hatte. Tiefer nistete der Gram sich in ihre schmalen Wangen, und vergebens versuchte der Falkensteiner seine Schwester zu erheitern und zu zerstreuen.

Von der Heerstraße tönten Trompetenstöße, und ein Troß Ritter hielt vor der Burg. Guta bemerkte den Zug und trat zurtück vom Fenster, wo sie mit verweinten Augen gesessen. Mit ritterlicher Gastfreundschaft empfing der Graf die Gäste und geleitete sie in den Prunksaal. Sein Erstaunen war groß, als er in dem Herrn des glänzenden Gefolges den kühnen Briten wiedererkannte, den Sieger

vom Kölner Turnier und — jählings schoß dem Falkensteiner das Blut in die Wangen — den wortbrüchigen geheimen Verlobten seiner geliebten Schwester Guta. Die Freundlichkeit in seinen Mienen machte gerechter Verstimmung Platz. Jener schien es zu bemerken; fest drückte er des Burgherrn Hand und redete ihn an:

„Ich bin Richard von Cornwallis, erwählter deutscher Kaiser und bin hierher gekommen, um bei Euch, Ritter, anzuhalten um die Hand Eurer Schwester Guta, die sich mir zu Köln vor fünf Monaten anverlobte. Ich löse mein Gelöbniß spät, aber mit gleicher Treue. Ich bitte Euch, ihr meine Ankunft zu melden, ohne meinen Namen zu verraten.“

Tief verneigte der Falkensteiner sich vor dem erlauchten Gast, und ehrfurchtsvoll entfernte sich aus dem Gemach das Gefolge. Mit unruhigen Schritten durchmaß der Besucher den Raum. Dann regten sich die Türflügel, eine holde Gestalt erschien auf der Schwelle, das Antlitz vor Bewegung hocherglüht. Mit einem leisen Aufschrei flog Guta dem geliebten Mann in die Arme. Minuten stummen Glückes schwanden.

Unmerklich war der Falkensteiner eingetreten und enthüllte nun der Schwester, wen sie als künftigen Gemahl umarme. Da färbten sich noch dunkler die Wangen der lieblichen Jungfrau, und schier scheu und zweifelnd zugleich irrten ihre Augen zu dem Geliebten. Der aber legte sanft die Hand um ihren Hals und versicherte ihr, sie müsse alles, also auch den Thron mit ihm teilen.

*

*

*

Mit kaiserlicher Pracht feierte König Richard wenige Wochen später seine Vermählung auf der Burg am Rhein, die der Falkensteiner seitdem zu Gutens, seiner geliebten Schwester Ehren, Gutenfels nannte.

Die Pfalz-Aventiure

*

Unterhalb Kaub liegt auf einer Felseninsel im Rhein eine alte Feste, seit Jahrhunderten bekannt unter dem Namen die Pfalz. In dem

düsteren Kämmerlein dieser turmreichen, trotzigem Inselfeste hat einst verschwiegene Liebe, aus dem Fürstenpalast verdrängt, sich ein Stelldichein gegeben. Das ist allerdings schon lange her. Zu Zeiten Rotharts ist's gewesen. Dazumal lebten auf dem wasserumrauschten Kastell als Verbannte des Pfalzgrafen Konrad eigenes Gemahl und leibliches Kind, sein blühendes Töchterlein Agnes.

Und das war also gekommen. Dem Pfalzgrafen hatte der Himmel einen Sohn verwehrt, und Erbe der Güter mußte deshalb seine Tochter werden. Mächtige Fürsten des Reiches hatten sich bereits um die Hand der anmutigen Pfalzgräfin beworben, und selbst ein Herzog von Bayern und der König von Frankreich befanden sich unter ihnen. Aber die Maid hatte bereits ihre Wahl getroffen. Der also Beglückte war der junge, ritterliche Held Heinrich von Braunschweig. Agnes hatte ihm ihre Neigung geschenkt und ihre Mutter begünstigte den Bund.

Dem Pfalzgrafen konnte dies nicht verborgen bleiben. Die Entdeckung verstimmte ihn sehr. Herzog Heinrich war ein Welfe, also ein offener Gegner seines Bruders, des Staufenherrschers. Des Braunschweigers Schwiegerschaft war deshalb unmöglich, noch mehr aber, weil der Kaiser schon lange plante, des Pfalzgrafen Tochter mit einem Mitglied seines Hauses zu vermählen, damit die Pfalzgrafschaft den Wäiblingern erhalten blieb.

Mit gerechter Besorgnis erinnerte sich der Pfalzgraf, daß der Braunschweiger nicht nur zu den schönsten Männern, sondern auch zu den kühnsten Mitgliedern der deutschen Ritterschaft gehörte. Und so ließ er eines Tages, nachdem er bis spät in die Nacht hinein die mißliche Sache reiflich überlegt hatte, die Pfalz ausnahmsweise befestigen, die düsteren Gemächer, mehr Kammern als Zimmer, reinigen und herrichten und erklärte dann seinem Ehegemahl und seiner Tochter Agnes, die er beide zu einer Fahrt nach dem Eiland bewogen hatte, mit dünnen Worten, die Pfalzinsel sei fortan auf unbestimmte Zeit ihr Wohnsitz.

Die würdige Pfalzgräfin beklagte sich bitter über die ungerechte Härte ihres Eheherrn, Schön-Agnes vergoß heiße

Tränen, Herr Konrad aber erklärte weise und warnend, so lange das halsstarrige Töchterlein nicht ablasse von dem Welfen, könne er seinen wohlervogenen Vorsatz nicht ändern. Ist dann höchst befriedigt von dannen gegangen, vermeinend einen ungemein klugen Gedanken ausgeführt zu haben. Die selige Jugendzeit lag allerdings schon zu weit hinter ihm, sonst hätte er sich erinnern müssen, daß Jugendliebe ist — um einen gar nicht dichterischen Vergleich zu gebrauchen — wie der Nagel in der Wand: je mehr man ihn schlägt, um so fester hält er. Hätte sich auch erinnern sollen, daß bereits der weise Mann im Hohen Lieb gesteht: „Der Liebe Glut sind Flammen Gottes, und kommen Wassergüsse und kommen Stürme, sie werden sie nimmer erlöschen.“

Und wie der Wind die Flamme anfacht und nur den Funken auslöscht, so auch hier die Trennung die Liebe: was ihr ein Hindernis sein sollte, ward ihr ein Vorteil. Unter dem Schutz der Nacht besuchte der kühne Welfenherzog verkleidet die Inselfeste. Agnes weigerte dem geliebten Mann den Eintritt nicht. Mit inbrünstigem Bitten bestürmten die beiden die Mutter, ihren Ehebund zu dulden. Ihnen vermochte die Pfalzgräfin nicht zu widerstehen.

Im Morgengrauen des folgenden Tages langte unbemerkt ein Priester auf der Inselburg an und legte die Hand des Welfen in die der Staufin. Bei spärlichem Kerzenschein ward in niedrigem Burggemach die Vermählung vollzogen. In dem stillen Kämmerlein der Pfalz hielt die Liebe, die unbesiegbare, triumphierend ihren Einzug.

*

*

*

Monde waren verflossen in verschwiegenem Glück. Tage standen bevor, denen die Pfalzgräfin, mehr noch Agnes, das junge Weib, mit wachsender Beklommenheit entgegensah. Dringende und zwingende Notwendigkeit war es, dem Pfalzgrafen zu enthüllen, was geschehen. Als er eines Tages, nach langer Zeit zum erstenmal, in dem Kastell erschien, stürzte ihm

seine Tochter zu Füßen und enthüllte ihm aufgelöst ein zwiefaches Geheimnis. Da soll der Pfalzgraf zuerst gestanden sein wie ein versteinertes Wild und soll dann gewettet und geflucht haben in allen ihm bekannten Sprachen, bis sein sanftes Gemahl ihn mit leisen, flehenden Worten bat, der Tochter zu schonen, da sie der Schonung wohl bedürfe. Da hat des Eiferers Zorn sich merklich gelegt, und dieweil ihm sein getreues Weib zusprach, wie er nun selber unbewußt berufen gewesen sei, einer bitteren Geschlechterfehde durch sein geliebtes Kind ein Ende zu machen, da haben seine wetterharten Züge sich sichtbar aufgeklärt. Allgemach wurden sie weich und weicher, und zuletzt hat er sich zu der geliebten Tochter hinabgebeugt, sie zärtlich beim Namen genannt, und über die wasserumspülte Inselburg ist sacht der Engel der Versöhnung herniedergeschwebt.

*

*

*

Am Hoflager Kaiser Rotbarts zu Speyer ist Pfalzgraf Konrad erschienen und hat seinem kaiserlichen Herrn Bruder mit bittersüßer Miene Bericht erstattet. Der alte Nothart hat dazu gelächelt und dem edlen Herrn Konrad gedankt, daß er ein Mittel gefunden habe, die Welfen den Staufeu näher zu bringen, hat sich auch freiwillig erboten, dem erwarteten Sprößling Patenstelle zu stehen.

Daraufhin ist in der Pfalz nachträglich ein prunkvolles Hochzeitsfest gefeiert worden, und einige Zeit nachher hat in dem dürftigen Kämmerlein der Inselburg, wo vor Monaten die Liebe, die unbesiegbare, triumphierend ihren Einzug gehalten, eines Kindes erster Schrei die glücklichste Mutter beglückt. Also hatte Herr Konrad, der Pfalzgraf, es geboten.

Noch heute zeigt man dieses Kämmerlein den Besuchern der Pfalz zur Erinnerung an jene Begebenheiten.



Oberwesel

Die sieben Jungfrauen

*

Auf einer Höhe bei Oberwesel liegen die morschen Trümmer einer Ritterburg. Sie hieß Schönburg, und zu dem Namen soll sie gekommen sein, weil dort voreinst sieben Ritterfräulein lebten, deren Schönheit so weit berühmt war als ihr Reichtum in den rheinischen Landen. Sie selber wußten wohl darum, und als Schloß und Forst ihr eigen wurden nach des Vaters Tod — vor Gram soll er frühzeitig gestorben sein, weil der Himmel ihm keinen Sohn geschenkt hatte — da meldeten sich der Freier gar viele, um die eine oder andere der Sieben zu gewinnen. Aber schlecht geartet war das Gemüt der allzufrüh verwaisten Schwestern, und einer älteren Muhme schwache Zucht wußte nur mühsam ihren übermütigen, unfraulichen Sinn zu dämpfen. Als nun gar auch jene Verwandte starb, die Mutterstelle bei ihnen vertreten hatte, da brach der verderbliche Freiheitsdrang bei den lebensfrohen Maiden sich nur noch stärker Bahn.

Manches seltsame Geschehnis erzählte man sich ringsum von den schönen, stolzen Schwestern auf der Feste Schönburg zu Oberwesel, wie sie ausritten zur Jagd und Falkenbeize gleich Männern, wie sie gar manchen stattlichen Ritter, der werbend vorsprach in ihrem Schloß, zuerst berückten und entzückten mit tausend Reizen schändlicher Gefallsucht, um dann zum Schluß den verliebten Freier heimzuschicken mit lachendem Spott und Hohn.

Scham- und zornglühend hat manch ritterlicher Mann die Burg zu Oberwesel verlassen und mit Empörung und Verachtung ausgelöscht in seiner Erinnerung die Namen jener Sirenen, die zuerst einer aufrichtigen Werbung mit erlogener Verschämtheit Gehör gaben und dann dem beglückten Freier mit verletzendem Lachen erklärten, ihre Freiheit sei ihnen viel zu lieb, als daß sie diese einem Mann opferten.

Leider fanden sich immer noch törichte Gesellen, die jenes Gerede nicht glaubten und auf Name und Art vertrauend, ihr Glück bei den schönen und reichen Schwestern versuchten. Kläglich aber endete der Versuch allemale. Keinem Freier war es bisher gelungen, das Herz einer der spröden Schönen zu einer tiefern Neigung für sich zu gewinnen. Einige Jahre bereits hatten jene solcherart ihr schnödes Spiel getrieben.

Einst herrschte wiederum lauter Jubel in dem Prunksaal des Schlosses. Ein Kreis ritterlicher Gestalten füllte die glänzende Tafel, unter ihnen im sichtbaren Bewußtsein siegender Schönheit die sieben hoffärtigen Burgfräulein, eine die andere an ausgelassenem Frohsinn überbietend. Eine erregte Szene trübte für einen Augenblick die Feststimmung; zwei Ritter waren wegen einer der Schwestern in Streit geraten, und in steigender Eifersucht erhitzten sich die jugendlichen Gemüter. Mit begreiflicher Spannung verfolgten die andern den Wortstreit der beiden Nebenbuhler. Anfangs schien man belustigt über den ritterlichen Streit, dann aber, als jene sogar zu den Schwertern greifen wollten, riß man die Jünglinge auseinander.

Ein glückliches Wort warf dabei einer aus der Tafelrunde in die erregte Versammlung. Man solle, um einen ähnlichen Zwist zu verhüten, auf eine endgültige Entscheidung der Jungfrauen dringen, damit jeder der Bewerber — als solche bekannten sie sich alle — endlich wisse, woran er sei. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, nur die Burgfräulein waren verstimmt und erklärten sich mißbilligend gegen dieses anmaßende Begehren.

Mit allen Überredungskünsten bestürmten sie jedoch die Freier, von denen jeder glaubte, der begünstigte zu sein, um ihre Zusage, und endlich wurde eine der Schwestern schwankend. Ihr folgte eine zweite, und endlich, nachdem sie heimlich miteinander geflüstert hatten, erklärten sie alle mit lachendem Mund und verheißungsvollen Mienen, am nächsten Morgen die gewünschte Entscheidung treffen zu wollen.



Die angesagte Stunde schlug, und im Prunksaal des Schlosses versammelten sich erwartungsvoll die geladenen Ritter. Voll Spannung hingen aller Augen an der Tür, in welcher die reizenden Gebieterinnen der Burg erscheinen sollten, diesem süße Überraschung, jenem bittere Enttäuschung bringend. Die Türflügel öffneten sich, und ein Diener meldete den Rittersn, daß die Burgfräulein ihrer drunten im Schloßgarten am Rheinufer warteten.

Eilig brachen sie auf. Maßloses Erstaunen malte sich auf ihren Gesichtern, als sie bei ihrer Ankunft unten die Schwestern in einem Boot fanden, das sich am Uferrand auf dem Rhein wiegte. Mit erheucheltem Lächeln winkten sie den Kommenden; dann richtete die älteste sich im Nachen empor und rief weit vernehmbar:

„Schlagt euch aus den Sinnen alle eure Berechnungen und Hoffnungen; denn keiner von uns würde es jemals einfallen, euch zu lieben noch zu ehelichen. Viel zu kostbar ist uns die bisherige Freiheit, als daß wir sie einem Mann opfern. Auf einem Verwandtensitz im Kölner Land drunten gedenken wir noch viele liebestrunkene Freier zu ernüchtern gleich euch, ihr edlen Herren. Dorthin trägt uns das Boot. Lebt wohl!“

Ein spöttisches Lachen schloß die Hohnrede, und siebenfach hallte ein spottender Abschiedsgruß am Ufer wider, während das Fahrzeug sich in Bewegung setzte. Sprachlos vor Scham und

Entrüstung standen die genarrten Bewerber. Da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm auf dem Strom. Der Nachen schwankte, und in gellenden Angstrufen erstarb das Gelächter der Sieben. Es wurde erstickt von dem Brüllen der Wogen, die das Boot erfaßten und samt seinen Insassen in ihrem Strudel begruben.

*

*

*

An der Stelle, wo jene felsenharten Jungfrauen in die Tiefe versanken, erhoben sich sieben Felsspitzen aus dem Wasser. Noch heute ragen dort die sieben Steine aus dem Rhein hervor, allen spröden Jungfrauen jener Gegend zur heilsamen Warnung.



Rheinfels

Die Georgslinde

*

Rheinfels oberhalb des freundlichen Städtchens St. Goar kann als großartigste Ruine am Rhein gelten. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von dem Grafen Dietherr aus dem berühmten rheinischen Geschlecht der Katzenelnbogen erbaut, hat die stark befestigte Burg bereits nach einem Jahrzehnt blutige Kämpfe vor ihren uneinnehmbaren Mauern gesehen; als sechsundzwanzig Rheinstädte fünfzehn Monate sie vergeblich belagerten und vier-tausend Kämpfer vor ihren Wällen verbluteten. Nachdem dann Jahrhunderte lang das Banner der hessischen Landgrafen von ihren Zinnen geweht, hat in den Jahren, wo die französische Revolution den einschreitenden Mächten ihre aufgepeitschten Scharen entgegenwarf, gegnerische Kriegswut sie in Trümmer geschossen.

Voll Wehmut wie die Geschichte dieser gewaltigsten aller Rheinfelsenburgen stimmt die Sage, die sich aus jener Zeit an die Burg knüpft, da noch Ritter und Knappen durch ihre hohen Räume schritten. Der Graf von Rheinfels nannte ein anmutiges Töchterlein sein eigen. Unter den vielen Freiern, die sich um das Edelfräulein bewarben, hatte diese dem Jungherrn Georg Brömser auf Rüdesheim ihr Herz geschenkt, worüber niemand mehr erbost war als der Ritter vom Berge. Der stammte zwar aus einem Geschlecht, dem einmal ein Kölner Erzbischof entsprossen war, aber ihm selber mangelte neben irdischen Gütern in hohem Grad auch ehrbarer Sinn. So hatte der Burgherr von Rheinfels sich wohl gehütet, dem vom Berge



Die Loreley

Nach dem Gemälde von C. Beggs



Rudolf v. Habsburg
hält Gericht über Raubritter

seine liebreizende Tochter samt ansehnlicher Mitgift anzuvertrauen. Solches war der Jungfrau nicht unlieb; denn sie empfand für den ungestümen Freier mit dem wüsten Gebaren kein Fünkchen Zuneigung. Dagegen schlug ihr Herz für den ritterlichen Brömser in warmer Liebe.

So ward nach angemessenem Brautstand der Hochzeitstag bestimmt. Da ist eines Tages beim ersten Morgengrauen der Brömser auf Rheinfels angekommen, nachdem er die Nacht hindurch auf dampfendem Roß die Rheinstraße heruntergeritten war, und brachte eine trübe Post. Sein kaiserlicher Herr, Albrecht mit Namen, hatte die ihm ergebene Ritterschaft aufgerufen zum Kampf gegen die Eidgenössischen, die sich von ihrem Treueid entbunden, die Vögte vertrieben und ihrem Lehnsherrn Urfehde angesagt hatten. An die edlen rheinischen Geschlechter war um Beistand gegen die hochschlagenden Flammen der Empörung des Kaisers dringlicher Appell ergangen. Des Brömsers Vasallentreue hatte keine Minute mit der Entschließung gezaudert.

Die klagende Braut tröstete er mit liebenden Worten. Gottergeben fügte die Maid sich in ihr hartes Geschick, und der Graf von Rheinfels lobte den entschlossenen Eidam. Bevor jener von dannen ritt, nahm er ein Lindenbäumchen, das er draußen entwurzelt hatte, lockerte vor der Burgschwelle mit dem Schwert das Erdreich und pflanzte das Reis hinein. Sprach dann zu seiner Braut:

„Pflege die sprossende Linde, die ich zu Ehren meines Schutzheiligen hier pflanze. Die Treue sollst du mir bewahren, solange sie grünt. Falls sie einst verdorrt — Sankt Georg möge es in Gnaden verhüten — so darfst du mein vergessen; denn dann bin ich tot.“

Weinend warf die Braut sich dem Ritter in die Arme. Er hielt mit der Rechten sie sanft umschlungen, mit der Linken hob er das Schwert und wies ihr zum täglichen

Hersagen das Sprüchlein, das darauf eingegraben war in alten Lettern:

hilf got, du ewiges wort,
dem leib hy, der sele dort,
hilf ritter sant georg.

Ist dann durch den Morgennebel die waldige Höhe hinabgeritten zum kaiserlichen Heerbann, von heißen Wünschen und nicht wenigen Tränen begleitet.

Mond um Mond verging. In den deutschen Gauen vernahm man mit Beklommenheit, daß des Kaisers Kriegszug gegen die Schweizer Bauern einen unheilvollen Fortgang nehme. Dann kam die Kunde von einer blutigen Niederlage des stolzen kaiserlichen Heeres. Bei Moorgarten war es: ein schlichter Held, Arnold von Winkelried geheiß, hat damals mit seinem speer-gespickten Leichnam der Freiheit seiner Landsleute eine Gasse gebahnt. Vieler Grafen und Barone Gebeine sind in jenen Tagen in Schweizer Erde bestattet worden, und zu mancher deutschen Burg trugen die Sendboten trübe Trauerkunde.

Auf der Burg Rheinfels saß eine Jungfrau, die härmte sich zusehends in Herzensbangigkeit um den geliebten Mann, von dessen Wohl oder Wehe kein Fahrender Kunde brachte. Den leidvollen Kriegszug gegen die Waldstätte hatte längst ein ungesprochener Friede abgelöst, und die Hoffnung der Braut auf Rheinfels, ihren Verlobten wiederzusehen, erstarb einer welkenden Blume gleich in ihrem bekümmerten Herzen.

Eines Tages meldete sich bei ihr ein Freiwerber von weiland, Dietrich vom Berge, der geldgierige Schnapphahn. Er war gekommen, zum andermal um die Hand der begehrten Dame anzuhalten, weil der Herr Georg Brömser offenkundig den Toten zugerechnet werden müsse. Mit schmerzlichen Worten antwortete das Fräulein dem begehrliehen Freier, ihrem Verlobten werde sie allezeit die Treue halten, die sie ihm

geschworen hatte bei der blühenden Linde vorm Burgtor draußen. Nur wenn jener Sankt Georg geweihte Baum verdorre, sei sie ihres Versprechens ledig.

Unwirsch schied der vom Berge. Hat sich in derselben Stunde in den Wald begeben und dort eine verdorrte Linde gesucht, der grünenden am Burgtor täuschend ähnlich. In der folgenden Nacht schlich er sich hehlings vor die Burg, riß das Lindenstämmchen aus dem Erdreich und warf es mit einem derben Fluch in die verschwiegenen Fluten des Rheins. Hat dann an dieselbe Stelle das verdorrte Bäumchen gepflanzt.

Am andern Morgen schritt des Schloßherrn Tochter zur Burgschwelle hinaus in Gottes lenzprangende Natur. Da erblickte sie den verdorrten Lindenbaum, und ein leiser Wehruf rang sich von ihren Lippen. Viele Tränen hat sie vergossen in den nächsten Tagen und Wochen, Und wiederum meldete sich nach einiger Zeit, schadenfreudiges Behagen im Herzen, der Ritter vom Berge auf der Burg Rheinfels und warb mit begehrliehen Blicken um die Hand der ihres Treuschwures ledigen Dame. Leidvoll, doch entschlossen wies diese abermals den zudringlichen Freier ab, da sie ihrem Bräutigam auch im Tode die Treue halten wolle. Da riß der Jähzorn den Verschmähten zu einer schandvollen Untat hin: in loderndem Grimm zog er sein Schwert und bohrte es in die Brust der standhaften Jungfrau.

Dann aber floh er, zu spät zur Besinnung erwacht, in starrem Entsetzen über den begangenen Frevel davon. Wie vormals der unselige Jünger des Herrn, tat er sich in derselben Stunde im dunklen Tannicht ein Leid an.

Auf Rheinfels aber wollten die Klagen aller um das unschuldige Opfer bräutlicher Treue nicht verstummen. Mitten in all dem Gejammer wurde ein Gast gemeldet. Aus dem Schweizerland kam er. Auf der Walstatt von Moorgarten hatte ein braver Landmann aus einem Berg von Toten den Ritter aufgelesen, der aus vielen Wunden blutete und an einem

Beinbruch heftige Pein erduldete. In des Bauern Hütte hat Herr Georg Brömser viele Monate in schmerzhaftem Siechtum gelegen, genas dann mählig, mußte aber an des Beines Schäden lange laborieren. Jetzt war er nach langen Krankheitsnöten als der letzten einer unter den Nachzüglern an den Rhein zurückgeritten, den Namen der Braut auf den Lippen, ihr Bild im Herzen.

Mit verhülltem Haupt wies ihn der Burgherr von Rheinfels auf die Gruft seines Kindes. Vor dem frischen Hügel hielten der Alte und der Junge einander schweigend umfassen. Dann hat dieser die verdorrte Linde vorm Burgtor hinabgeschleudert in den Rhein und das Grab seiner toten Braut mit weißen Lilien bepflanzt. Georg Brömser hat ein zweites Mal nimmer gefreit, sondern der Toten die Treue gehalten bis an sein Ende. Im Verkehr mit ritterlichen Sängern suchte er Vergessen für das ihm widerfahrene Leid, das zeitlebens an seinem Herzen nagte. Hat später manch inniges Liedlein gedichtet und vertont. Eines davon hat sich erhalten Jahrhunderte lang; es ist in unsern Tagen in einer alten Handschrift aufgefunden worden samt der Singweise; ein ebenso schlichtes als ergreifendes Lied. Am Rhein kann man es häufig hören. Also hebt es an:

Es sieht eine Linde in jenem Tal;
O Gutt, was tut sie da?
Sie will mir helfen klagen,
Daß ich mein Lieb verloren hab'.

*

Die Loreley

*

I.

Oberhalb Koblenz, wo der Rhein seine Fluten zwischen rebenbegrüntem Hügeln wälzt, erhebt ein steiler Fels sein sagenumwobenes Haupt: der Loreley-Felsen. Mit scheuer Ehrfurcht schaut der Schiffer zu des Steinriesen Gipfel hinauf, wenn sein Boot in dämmernder Abendstunde über das Wasser gleitet. Gleich geschwätzigen Kindern flüstern drunten die nimmermüden Wellen und raunen sich wundersame Märchen zu, indes um sein graues Haupt die Sage rauscht, ein Lied von der Liebe Leid auf den Lippen. Seltsames erzählt sie von der schönen, falschen Nymphe, die einst dort oben gesessen ist auf dem Gipfel des Berges und süße Sirenengesänge gesungen hat, bis eine traurige Aventure sie für immer vertrieb.

Lang, lang ist's her. Ob's wahr ist, wer kündet es?

Dazumal, wenn die Nacht im Sternengewand von den Rebenhügeln herniederstieg und ihr stiller Gefährte, der milde Vollmond, seine silberglitzernde Brücke über die grüngoldigen Fluten spannte, dann erklang von dem Fels ein wunderbarer Frauengesang, und ein Weib von berückender Schönheit zeigte sich auf seinem Gipfel. In reicher Fülle ringelte ihr goldenes Gelock über die Schultern und wallte in weichen Linien auf das schneeige Gewand nieder, das ihren stolzen Leib in eine Lichtwolke einzuhüllen schien.

Weh dem Schiffer, der zu jener Stundenwende — wo tagesmüde Augen sich schließen und lebensfrohe Herzen sich

öffnen — den Felsen umfuhr! Wie einst der irrende Griechenheld, wurde er durch den geisterhaften Gesang gebannt. Er erfüllte ihn mit einem süßen Seinvergessen und ließ sein Auge, geblendet wie seine Seele, Strudel und Klippen nicht beachten. Doch jene holde Frauenblume, deren Reize ihn lockten, blühte auf einem Grabe. Während er sinnberaubt ihr zusteuerte, sich schon träumend in ihrem Besitz, umleckten die eifersüchtigen Wellen sein Fahrzeug und schleuderten es im letzten Augenblick verrätherisch gegen den Fels, der es, ähnlich den Magnetbergen des Nordens, erbarmungslos an seiner harten Brust zerbrach.

Den Todesschrei des Opfers bedeckte das grollende Murmeln des Rheins. Niemals sah man den Armen wieder.

Die Jungfrau aber, die noch niemand in der Nähe gesehen hatte, fuhr fort in milden Mond- und Sternennächten zu singen, weich und verlockend, kaum hörbar endlich, bis die letzten erbleichenden Gestirne über den Berggipfeln ringsum verglommen waren.

II.

Ronald war ein leidenschaftlicher Jüngling und der kühnste Krieger am Hofe seines Vaters, des Pfalzgrafen am Rhein. Er hörte von dem sagenhaften Wesen. Sein Herz fieberte vor Begierde, sie zu sehen. Noch ehe er die Jungfrau gesehen, verehrte er sie überschwenglich.

Er schied vom Hof, scheinbar zur Jagd. In Wirklichkeit führte ihn ein alter, erfahrener Schiffer dem Felsen zu. Dämmerung schwebte auf grauen Flügeln durch das Rheintal, als das Boot sich dem Bergriesen näherte. Tief stand die scheidende Sonne hinter den Bergen. Ihre Häupter hüllte die Nacht in ernstes Dunkel. Da lugt blinkend vom blaßblauen Firmament der Abendstern. Hat ihn der Schutzgeist des träumenden Jünglings droben soeben mit mahnender Hand an die

Kuppel des Himmelsdomes gesetzt, um den Verblendeten zu warnen?

Er blickt hinauf, für eine Weile der Welt entrückt.

Ein leiser Ruf des Alten an seiner Seite.

„Die Lurlei!“ raunt er scheu, „seht Ihr sie, die Zauberin?“

Jener antwortet nicht. Schon sah er sie. Auch ihm entfuhr ein leiser Schrei. Großoffenen Auges starrt er nach der Höhe. Dort erblickt er die Lichtelfe. Das war sie. Ein strahlendes Götterbild in einem dunklen Nahmen. Eine duftumhauchte Wunderblume auf einer Ruine sprossend. Das war ihr gerühmtes goldschimmerndes Haar, das lose hinabglitt auf ihr weißwallendes Gewand!

Am Saum des Gipfels sitzt sie und ordnet ihr welliges Blondhaar. Strahlenschein umgibt das edle Haupt und enthüllt seine Reize trotz Nacht und Ferne. Aus den schillernden Augen lockt süßheimliches Werben, auf zwei Blütenwangen ruht der Zauber der Gewährung, und zwei schwellende Lippen, leuchtendrot gleich einer frischen Wunde, öffnen sich wie zum Singen oder Sagen. Nun durchzittert Gesang die Stille, weich und klagend, inbrünstig wie bräutlicher Nachtigallenlaut in schweigsamer Sommernacht.

Schweigen nun.

In sinnender Ruhe sitzt sie da und schaut traumverloren in die Ferne. Dann blickt sie hinab auf den Strom, und ein blitzendes Augenpaar senkt sich tief in den starren Blick des Jünglings, ein Sonnenpaar, dessen Glutpfeile sich hineinsenken in auflofende Tiefen.

Leis erschauert der Jüngling. Noch immer haftet sein Blick auf den Zügen des bezaubernden Weibes und liest dort trunken das Märchen der Liebe. Fels, Strom verschmelzen in Eins mit dem nächtlichen Himmel. Sein Auge sieht nur sie auf dem Felsrand; nur das Locken der lächelnden Lippen, die Sterne der strahlenden Augen. Zu langsam kriecht die Barke durch die Flut. Ihn hält's nicht mehr in dem Fahrzeug. Er

glaubt ihre Stimme zu vernehmen, unsagbar weich und innig. Die schwelende Glut seines Herzens ward zum leuchtenden Fanal. Gleich einem ausbrechenden Füllen stürzt er hinaus mit haschenden Händen.

„Lore!“

Ein Todesschrei gellt aus den Klippen und verschlingt den Ruf der Liebe.

Klagend erklang das Felsecho ringsum. Die Wellen mürmelten und leckten schmeichelnd den Unglücklichen. Der alte Schiffer stieß einen Wehruf aus und bekreuzte sich. In diesem Augenblick zerriß ein Blitz die geballten Wolken, und dumpfer Donner grollte hinter den Bergen. Leise raunten drunten die Wellen; von der Höhe ertönte von neuem, diesmal trauernd und seufzergleich verhallend, der geisterhafte Gesang der Loreley.

III.

Der Pfalzgraf erfuhr bald die traurige Nachricht. Schmerz und Zorn erfüllten sein Vaterherz. Er befahl, die Zauberin tot oder lebend einzuliefern. Am Nachmittag des folgenden Tages glitt ein großes, bemanntes Boot den Rhein hinunter. Vier Fergen hielten die Ruder, wetterharte, sehnige Gestalten. Finster blickten unter buschigen Brauen des Führers Augen nach dem Fels, der ernst und düster herübergrüßt. Trauer und Zorn reden aus den Zügen des empörten Mannes. Er hatte die Erlaubnis erbeten, die teuflische Verführerin von der Spitze des Felsens hinab in den Strom stürzen zu dürfen, wo ihrer ein sicherer Tod harrete — denn ihre Zauberkünste möchten die Gefangene wohl aus Fesseln und Kerker befreien. Der Pfalzgraf hatte den Plan gebilligt.

IV.

Die ersten Schatten der Dämmerung huschten durch das Rheintal. Den Fels umstanden bewaffnete Männer. Mühsam

erkletterte der Führer mit drei beherzten Kriegern die Höhe. Den Gipfel des Berges umhüllte eine schimmernde Wolke. Den Männern deuchte es die Abendröte. Magisches Leuchten war es, die Jungfrau umstrahlend, die soeben auf der Felskante erschien. Träumend lagerte sie sich droben, mit goldenem Kamm ordnete sie die Wellen ihres Haares. Nun löste sie eine Perlenschnur vom Busen, und wohlgefällig befestigt die schlanke, weiße Hand das Geschmeide im Stirngelock. Da erblickt sie die drohenden Männer. Eine Wolke des Unmutes umdüstert ihre Züge.

„Was suchen die schwachen Söhne der Erde auf dieser Höhe?“ Verächtlich bewegen sich ihre blühenden Lippen.

„Dich, Zauberin!“ rief der Führer ergrimmt, und mit zorniger Gebärde fügte er hinzu: „Dich, Unselige, um Dich hinabstürzen zu sehen in des Stromes tiefsten Grund.“

Ein klingendes Lachen hallte auf dem Berge wider.

„O, der Vater Rhein wird selber kommen, um seine Tochter zu sich zu holen!“ rief die Jungfrau. Weit über den Abgrund, der unten gähnt, beugt sich ihr geschmeidiger Leib. Die Hand reißt das Stirnband herunter und schleudert es triumphierend in die Flut. Den Lippen entströmt siegend ihr seltsamer Sang:

„Vater, geschwinde, geschwind!
Die weißen Rosse schick' deinem Kind!
Es will leiten mit Wogen und Wind!“

Da erhob sich mit einem Male ein Sturm; der Rhein gärrte brausend, milchweißer Gischt bedeckte die Ufer. Und zwei schaumgekrönte Wogen, schneeigen Rossen vergleichbar, stiegen wie von Geisterhänden gehoben, aus dem Strombett zur Höhe des Felsens und trugen die Huldin hinab in den Rhein. Über sie weg brandeten sie schäumend.

V.

Schreckerfüllt kehrten die Sendboten zum Pfalzgrafen zurück und berichteten beklommen die merkwürdige Mär.

Der Erbgraf Ronald ward viel beweint. An seinem Leichnam, den eine Welle mitleidvoll ans Ufer trug, hallten die Klagerufe ungezählter Menschen.

Von diesem Tag an ward die Rheinnixe, die den Schieferfels bewohnen soll, niemals wieder gesehen.

„Doch wenn die Nacht im Sternengewand von den Rebenhügeln herniedersteigt und ihr stiller Gefährte, der Vollmond, seine silberglitzernde Brücke über die grüngoldigen Fluten spannt, dann soll von dem Fels manchmal Frauengesang erklingen, weich und klagend, inbrünstig wie bräutlicher Nachtigallenlaut in schwülen, schweisgsamen Sommernächten.

Sie schied, die Loreley. Ihr Zauber blieb.

Du schaust ihn, Wanderer, in blitzenden Rheinlandmädchen-
augen, er schläft auf weichen Rheinlandmädchenwangen, er
träumt auf schwellenden Rheinlandrosenlippen.

➤ Du wirst ihn spüren dort unten am Rhein, freudesüß und
glückesschwer.

Wappne dein Herz, stähle deinen Willen, blende deine
Augen.

Wie sprach doch weise und warnend der rheinische
Dichter?

„Mein Sohn, mein Sohn! Zieh nicht an den Rhein . . .“

Sie schied, die Loreley. Ihr Zauber blieb.



Sternberg und Liebenstein

Die feindlichen Brüder

*

I.

Im Mittelalter war Schloß Sternberg oberhalb Boppard eine der schönsten Burgen an den Ufern des Rheins. Zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, bewohnte es ein alter Paladin jenes Kaisers Konrad des Staufens, der aus der Wahl hervorgegangen war auf der Ebene von Oppenheim bei Mainz. Zwei Söhne standen dem ergrauten Degen zur Seite. Längst schlummerte sein Weib unterm Stein. Seitdem klang selten fröhliches Lachen durch die hohen Gänge.

Eines Tages begrüßte ein lieblicher Gast das einsame Herrenschoß. Ein Stückchen Sonnenschein zog mit ihm in die hohen, ernsten Räume. Ein entfernter Vetter aus dem Geschlecht der Brömser von Rudesheim war gestorben und hinterließ sein einziges Kind, ein blühendes Mägdlein, der Obhut seines Verwandten, des Herrn zu Sternberg.

Die blondhaarige Angela — sie verdiente ihren Namen — wurde bald der Liebling des Schlosses. Sie verehrte den Greis dankbar wie ihren Vater und lohnte die Freundschaft der beiden Jünglinge mit schwesterlicher Zuneigung. Was Jahrtausende vordem geschah und noch heute geschieht, begab sich auch hier: die Freundschaft der jugendlichen Ritter verwandelte sich bald in keimende Liebe. Beide bewarben sich heimlich um die Gunst der Jungfrau.

Der greise Burgherr bemerkte es, und trübe Ahnungen legten sich um sein Vaterherz. Mit gleicher Liebe war er

beiden Söhnen zugetan; dennoch befriedigte ihn die sanfte, von der Mutter ererbte Sinnesart des Erstgeborenen mehr als der feuerige Geist Konrads, des jüngern. Schon vom ersten Augenblick an, wo die junge Waise auf seinem Stammsitz erschien, hatte ihn der Wunsch beseelt, die zierliche Jungfrau seinem Lieblingssohn Heinrich zu vermählen, dem des Vaters Name und dereinst die Stammburg zu eigen war.

Heinrichs Liebe war zu zaghaft. Ihre Flammen glühten verschwiegen himmelnan. Sein Bruder hingegen machte kein Hehl aus der heißen Liebe, die er für Angela empfand, und bald gewährte der Greis mit Betrübnis, daß das schöne Mädchen die Neigung des Ritters erwiderte. Auch dem Bruder blieb das Liebesglück der Beiden nicht verborgen, und tiefbeklommen sargte er seine wortlose Liebe ein, ein scheues Kind, vielleicht darum zum Sterben verurteilt, weil ihm die Sprache nicht frühzeitig gekommen war.

Und Angela? Wohl entging ihr nicht die Schwermut, welche die Blicke des Ältesten umdüsterte. Sie ward bewegt, als sie einst bemerkte, wie seine Stimme zitterte, da er ihren Namen aussprach; aber der Sonnenglanz ihrer jungen Liebe blendete ihr Auge, daß sie die Wolken nicht gewährte, die des Ritters Züge umschatteten.

Um jene Zeit kam Bernhard von Clairvaur aus Frankreich an den Rhein und predigte einen neuen Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Tausende wurden entflammt durch die Kanzelworte des heiligen Mönches. Auch auf der Feste Sternberg ward sein Ruf vernommen. Heinrich nahm das Kreuz. Nicht länger hielt es ihn auf der Burg, wo die weilte, die er hoffnungslos liebte. Aber auch des jüngeren Bruders stürmender Geist war mächtig erregt von den unbekannten Reizen, die ein Kreuzzug im märchenhaften Morgenlande versprach. Seine junge Kraft, jahrelang eingengt auf einer weltfernen Feste, düstete nach Abenteuern, wie sie des kühnen



Die feindlichen Brüder
Nach dem Gemälde von E. Krupa



Turnier zu Köln
(Zu der Sage von Burg Gutenfels)

Kreuzfahrers unter des Orients Palmen in den Steppen der Levante harrten. Vergeblich waren die Bitten und Tränen der liebenden Jungfrau, vergeblich der Schmerz seines Vaters, der inständig bat, ihn nicht zu verlassen.

Verzweifelt war der Greis über den unbeugsamen Entschluß seiner Söhne.

„Wer bleibt mir auf der Burg meiner Väter, wenn ihr Beide sie verlaßt, um vielleicht nie mehr zurückzukehren?“ rief er schmerzlich. „Dich fleh' ich an, mein Ältester, Abbild deiner unvergessenen Mutter, habe Mitleid mit dem weißen Haar deines Vaters! Du, mein Konradin, habe Mitleid mit den Tränen der dir Anverlobten.“

Schweigend standen die Brüder. Dann faßte der Ältere des Vaters Hand.

„Ich werde dich nicht verlassen,“ sprach er weich.

„Und du, Angela,“ sprach der Jüngere zu der Jungfrau, die weinte, „du wirst das Opfer der Trennung bringen und ein Lorbeerreis pflanzen, um mir den Kranz daraus zu winden, wenn ich heimkehre.“

II.

Am folgenden Tag verließ der junge Ritter die heimatliche Burg.

Das junge Mädchen schien anfangs in ihrem Schmerz untröstlich. Die verlassene Liebe weinte sich aus und schlief dann ein wie ein tränenmüdes Kind. Und als sie aufwachend um sich blickte, kam der Groll und raunte ihr anklagend ins Ohr und trübte die Wasser ihrer Erinnerung, darin sich das Bild des leichtsinnigen Verlobten spiegelte, der sich um schnöden Ruhm von ihr getrennt hatte.

Mehr als früher ruhten ihre Augen daheim auf dem Jüngling, der ein frauenhaftes Antlitz auf Mannesschultern trug und der gezwungen war, unter einem Dach mit seiner

verlorenen Liebe zu leben. Sie bewunderte ihn, der durch ungezählte Zeichen reiner Freundschaft ihr den Harm der Trennung zu versüßen suchte. Vieles an seinem Geist und Gemüt war ihr früher entgangen; seinen hohen Mut auf der Jagd, seine Erfahrungheit in allen Dingen fand sie nunmehr gleich bewundernswert.

Er aber schien sie zu fliehen, als fürchte er, die Geister der toten Liebe zu wecken, die in seiner Seele schliefen. Angela fühlte sich dadurch noch mehr zu dem Ritter hingezogen. Sie suchte ihm verständlich zu machen, daß ihre Liebe zu dem jüngern weiter nichts gewesen war als das Strohfeuer einer kurzen Leidenschaft, die mit ihrem Gegenstand davonging. Sie fühlte sich unglücklich, als sie sah, daß jener, den sie anfang wahrhaft zu lieben, nichts anderes für sie zu empfinden schien als brüderliche Zuneigung. Und dennoch hätte sie ihm für ein Wort der Liebe ihr reiches, tiefführendes Herz gegeben.

Die Veränderung in ihrem Empfinden war dem Ritter nicht verborgen geblieben; aber mannhaft erstickte er jedes aufdämmernde tiefere Gefühl für die Verlobte seines Bruders.

Dankbare Befriedigung erfüllte den Greis, als Angela ihm eines Tages ihr Herz ausschüttete. Er bat Gott bewegt, die beiden liebenswerten Menschen zusammenzuführen, die nach seinem Glauben ein Paar würden nach dem Geist des Herrn. In seinen Träumen sah er bereits Angela, in ihrem Schoß ein Knäblein wiegend, blond und blauäugig wie sein totes Weib und sein Erstgeborener. Dann gedachte er plötzlich des ungestümen Jünglings, der als Kreuzfahrer im heiligen Land stritt, und jäh unterbrach er seine Zukunftsträume.

Seiner Stammburg gegenüber ließ er eine neue Feste bauen. Ihr gab er den Namen Liebenstein und bestimmte sie für seinen Zweitgeborenen, wenn er vom Kreuzzuge heimkehrte. Kaum war die Burg vollendet, da starb der Greis.

Einige Zeit später war der Kreuzzug beendet. Die rheinischen Herren, die zurückkehrten, brachten die befremdliche

Mär, Graf Konradin von Sternberg werde eine schöne und vornehme Griechin heimführen, die er im Morgenland geheiratet habe.

Flammenden Auges hörte es der Bruder. Unglaublich dünkte ihm die Post. Er vertraute der Jungfrau die nahe Rückkehr des Verlobten. Sie erblaßte. Ihre Lippen bewegten sich, aber die Erregung lähmte ihr die Zunge. Oft stieg sie auf den Wachtthurm, und ihre Blicke spähten nach Süden.

III.

Eines Tages zeigte sich ein Schiff auf dem Rhein. Fremde Flaggen wehten von seinem Mast. Angela sah es von der Schloßzinne und rief den Bruder. Das Schiff kam näher; man hörte den Ruf der Fergen und unterschied die Gesichter der Bemannung.

Plötzlich stieß die Jungfrau einen wehen Schrei aus und warf sich weinend in die Arme des Ritters. Dieser zuckte zusammen. Stumm starrte er auf das Fahrzeug. Der Ritter, der drunten in strahlender Rüstung am Schiffskiel stand, war sein Bruder. An ihn schmiegt sich ein schönes, fremdes Weib.

Das Schiff stößt ans Land.

Als erster springt Graf Konradin ans Ufer. Die beiden Gestalten auf der Schloßzinne waren verschwunden. Ein Knappe näherte sich dem Ritter und berichtete ihm, daß das neue Schloß drüben als Vermächtnis des Vaters sein Eigentum sei.

An demselben Tag kündete er sich auf Sternberg an. Dem vor aufgezogener Brücke Harrenden ließ sein Bruder sagen, nur mit dem Schwert in der Hand wolle er den Treulosen sehen, der seine Verlobte wortbrüchig verlassen habe.

Die Dämmerung trauerte über den beiden Burgen. Auf dem Wiesengrund, der sie trennt, standen zwei Brüder im Kampf auf Leben und Tod.

Das war ein heftiger Zweikampf! Gerechter Zorn und verletzter Stolz kreuzten die blanken Schwerter. Die beiden

Gegner, deren Häupter aus dem Halsberg glühten, hatten gleiche Kraft und gleichen Mut. Rot rieselte das Blut aus der Armschiene des Ältern.

Da teilten sich die Büsche. Eine Jungfrau, im Antlitz höchste Angst, warf sich mit hochgehobenen Händen zwischen die Kämpfer. Es war Angela. Verzweifelt klang ihr Flehen:

„Im Namen Gottes, der Euch sieht, haltet ein! Im Namen Eures toten Vaters hemmt den Brudermord! Die, um deretwillen Ihr die Schwerter zückt, nimmt noch in dieser Stunde Abschied von der Welt und wird Gott bitten, Euch, Ritter Konradin, Euren Treubruch zu verzeihen und Euch trotz alledem zu segnen, gleich Euren edlen Bruder, für und für.“

Die beiden Brüder senkten die Waffen. Konradin, das Haupt tief hinabgesenkt, beschattete den Blick mit der Hand. Er wagte nicht, diejenige zu betrachten, die in stummer Anklage hoheitsvoll vor ihm stand. Heinrich erfaßte die Hand der Jungfrau, welche weinte.

„Komm, meine Schwester,“ sprach er, „der Treulose verdient nicht deine Tränen.“

Die Schatten der Bäume nahmen sie auf. Schweigend starrte der Ritter nach der Richtung, die sie eingenommen. Ein Gefühl der Scham und Reue überkam ihn.

IV.

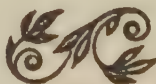
Eine Wegstunde von den Burgen entfernt liegt im Tal das Kloster Marienburg. Hinter seinen Mauern fand Angela die begehrte Seelenruhe. Zwischen Sternberg und Liebenstein erhob sich nach wenigen Wochen eine breite Mauer und redete stumme Sprache von der Feindschaft der beiden Brüder.

Ein Fest folgte dem andern in dem neuerbauten Schloß, wo die fremdartige Burgfrau unter den rheinischen Rittersn Triumphe ihrer Schönheit feierte.

Über der Burg Sternberg lagerte trübe Trauer. Der Ritter hatte nicht vermocht, den Entschluß der Jungfrau umzustimmen. Seit ihrem Fortgehen welkte seine Lebenskraft dahin. Am Fuß des Berges ließ er ein Kloster bauen und nahm das Mönchsgewand. Etliche Monate darauf entschlief er. An demselben Tag — so fügte es das Geschick, das sie trennte — läutete die Sterbeglocke im Kloster Marienburg und verkündete den Tod der verlorenen Geliebten.

Der Herr von Liebenstein erfreute sich nicht eines dauernden Glückes an der Seite seines verführerischen Weibes. Die heißblütige Griechin brach die eheliche Treue und entfloh mit einem befreundeten Ritter, der die Gastfreundschaft auf Liebenstein genossen hatte. Von Schmerz und Schmach überwältigt, stürzte der Burgherr sich von des Schlosses Zinnen in die Tiefe.

Die Burgen fielen an den Ritter Brömser von Rüdesheim. Kirche und Kloster stehen noch heute im Tal und sehen jährlich vor dem Gnadenbild der Muttergottes Tausende von frommen Pilgern; längst aber sind die beiden Festen zerfallen. Während da unten im Kloster Bornhofen täglich die Glocken läuten und der Wallfahrer rührende Gesänge ertönen, herrscht droben zwischen den Ruinen, noch heute im Volksmund die Brüder genannt, trauernde Stille. Nur dann, so hat uns der Loreley-Sänger verraten, wenn der Vollmond durch die Sommernacht geistert, klingen in dem Wiesengrund, der die Burgen trennt, die Schwerter der feindlichen Brüder.



Boppard

Kloster Marienberg

*

I.

Auf seiner Burg zu Boppard lebte voreinst Graf Konrad Bayer, der Sproß eines berühmten rheinischen Geschlechtes. Er war noch jung an Jahren, voll Lebensfreude, oft beherrscht von jugendlichem Ungestüm und gefährlicher Wildheit, doch nicht entartet. Leider hatte ein Kreis verderblicher Zech- und Jagdgenossen sich an den jugendlichen Ritter gekettet, und mancher gute Kern, der in seiner Seele schlummerte, ward durch jenen Umgang erstickt.

Das Fräulein einer benachbarten Burg hatte er einstmals kennen gelernt, und die hohe Anmut der Jungfrau hatte in dem Ritter den Entschluß gereift, um ihre Hand zu bitten. Ihre Väter waren befreundet gewesen, und nicht ungern wurde der ritterliche Jüngling auf dem Schloß gesehen. Auch Maria, das Schloßfräulein, lernte ihn achten, und wenn wohl mitunter ihr zartes Mädchenherz die kraftvolle Männlichkeit des Ritters ungern empfand, so faßte sie dennoch eine wachsende Neigung zu dem Freier. Als er eines Tages um ihre Hand anhielt, gab sie seiner Werbung Gewähr. Für den nächsten Monat war die Hochzeit bestellt, und freudig verbrachte die Maid die folgenden Wochen.

Minder fröhlich war der Seelenzustand ihres Bräutigams. Mit spöttelnden Reden hatten seine Zech- und Jagdgenossen ihn beglückwünscht. Sie alle fühlten es mißbehaglich, daß das tolle Junkerleben in der Burg des gastlichen Freundes ein Ende

nehmen, zum mindesten eine Beschränkung erfahren sollte. Und während die einen ihm schilderten, welch schrankenloser Freiheit er sich leichtfertig für immer begeben, verstanden die anderen es, ihn mit Witz und Spott zu überzeugen, welch drückende Fesseln er sich in der Blüte seiner Jahre anzulegen gedenke. Anfangs hörte der Ritter sie gelassen lächelnd an. Das Bild der Verlobten verdrängte die Bilder der herediten Sprecher; je mehr diese ihm aber zuredeten, um so schwankender ward er. Der treibende Jugendübermut regte sich stärker als zuvor in seinem erkaltenden Herzen und verdrängte die keimenden edleren Regungen.

Eines Tages, als das Ritterfräulein ihren Verlobten erwartete, kam dieser nicht. Statt seiner traf ein Schreiben ein, bei dessen Lesen sie weinend zusammenbrach. Es enthielt die knappe Erklärung des Grafen Konrad Bayer, daß er sich noch nicht genügend reif erachte, das Ehejoch zu tragen und ihres Wortes sie entbinde.

II.

Wochen waren vergangen. Durch den Forst seiner Beszung ritt Graf Konrad Bayer. In Gedanken versunken — trübsinnig war er mitunter trotz erhöhter Lustigkeit der Gelage — hatte er nicht bemerkt, wie ein fremder Ritter mit verhülltem Visier ihm in den Weg sprengte. Mit überraschtem Zuruf hielt er den anderen an und frug ihn nach Name und Begehr.

„Mein Schild gibt dir Antwort,“ entgegnete der fremde Ritter „Der Rächer deiner ehemaligen Verlobten bin ich, dich Treubruchs zu zeihen und Gottes Urteil mich mit dir zu unterstellen. Schicke dich zum Kampfe an.“

Die Herausforderung reizte des Ritters Zorn. Der Klang der verschleierten Stimme hatte sein Inneres bewegt, das Wappen des Schildes gehörte dem Geschlecht seiner ehemaligen Braut. Ihr Bruder muß es sein, der im Morgenlande weilte, überlegte

er bei sich, und meiden mochte er den Zweikampf. Doch schon ritt der Gegner vor. Ein kurzer Waffengang folgte. Ungeübt war des Fremden Arm, ein geschickter Hieb Ritter Bayers bohrte sich durch seine Brünne, und lautlos sank er zu Boden. Der Sieger eilte hinzu, den Helm zu lösen. Ein Ruf des Entsetzens entfuhr seinem Mund. In den Händen hielt er das Haupt seiner verschmähten Braut, aus klaffender Wunde floß ihr Blut. Über die Sterbende warf sich der verzweifelte Ritter.

*

*

*

Erstorben war seit jenem Tag im Schloß zu Boppard der Jubel ausgelassener Gelage für immer; still ward es in den Waldungen ringsum, in denen gar oft Hifthörner und Rüdengebell erklangen. Auf jener Stelle im Forst hat man ein Kloster gebaut, Marienberg geheißen (noch heute trägt es den Namen), dem hat Ritter Konrad Bayer, der es gründete, alle seine Güter vermacht zur Sühne. Er selber ist nach dem heiligen Land gepilgert, wo die Kreuzritter um den Besitz der heiligen Stätten stritten. Ohne Panzer hat er gefochten — man sagt, er habe stets das wildeste Kampfgewühl aufgesucht — und Wunder der Tapferkeit verrichtete er im Kreuzfahrerheer. Dann traf ihn ein feindlicher Lanzenstich. Er hatte ein gesegnetes Sterben.



Rhense

Kaiser Wenzel

*

Im Koblenzer Gau steht, nicht weit vom Rheinufer, auf blumigem Wiesengrund bei Rhense der Königsstuhl. Hier, wo die Gebiete der drei großen geistlichen Herren von Köln, Mainz und Trier zusammenstießen auf dem Rhenser Grund, versammelten sich die fürstlichen Sieben, um jeweils den neuen Herrscher zu küren, der des heiligen römischen Reiches Geschicke zu lenken hatte. Hier ging als Erster der vierte Karl aus freier Fürstenwahl hervor, der Vater Böhmens und Stiefvater Deutschlands; hier wählten die Sieben auch des Luxemburgers Sohn Wenzeslaus zum deutschen Kaiser. Sehr hatte der Kaiser schon zu Lebzeiten sich um die Wahl seines Erstgeborenen bemüht und war höchstselber mit ihm zum Rhein gepilgert nach Rhense, wo im berühmten Königstuhl der Kanzler des Reiches, der Erzbischof von Mainz, oft gewichtige Konferenzen pflog mit dem Trierer und Kölner und dem Pfalzgrafen als Dritten.

Dazumal hat Wenzeslaus von Böhmen sich eine große Begeisterung für den Rhein und seinen Wein angetrunken, und als er später, weniger durch eigenes Verdienst als durch des Vaters Bemühen und der Kurfürsten Gnade, wirklich deutscher Kaiser wurde, indes sein Bruder Siegmund die sandige Mark Brandenburg erbt, da hat er dem Rheinwein mehr Ehre angetan als irgendein Zecher. Er fand, daß das Gold der Traube mehr Reiz herge denn das Gold der Krone, und weil ein guter Trunk nirgendwo echter und rechter kredenzt

wird als an der Quelle, suchte er gar häufig den wackern Pfalzgrafen am Rhein auf, der in dem gesegneten Rheingau hauste und mehr Gebinde in seinen Felsenkellern zählte als Heilige das Jahr.

Dem vieledlen Ruprecht von der Pfalz war jener Beweis kaiserlichen Vertrauens gar nicht unwillkommen, und er versäumte nicht, durch auserlesene Gastfreundschaft seinen kaiserlichen Zecher zusehends huldvoller für sich zu stimmen. Der wackere Ruprecht hätte sein Pfalzgrafenkrönlein gar nicht ungern mit der Kaiserkrone vertauscht, und wenn mitunter sein gekrönter Gast in weinfroher Laune gestand, wie lästig der Kaiserprunk für seinen Träger sei, dann pflichtete der Pfalzgraf dem aus tiefster Seele bei. Versäumte auch nicht, seinem gestrengen Herrn zu beichten, wie die weisen Kurfürsten von des Kaisers nachlässiger Reichsverwaltung wenig erbaut und mit seinem möglichen Rücktritt höchlich zufrieden seien. Solches hörte Kaiser Wenzel hinterm vollen Humpen mit eiserner Ruhe an und trank derweil eins nach dem andern.

Einst saß der Kaiser wiederum mit seinen Zechgenossen beim Rhenser Königsstuhl, und männiglich war froher Laune; denn der Pfalzgraf kredenzte in mächtigen Pokalen feuerigen Aßmannshäuser. Mit großem Behagen kostete Wenzel das edle Getränk, und die übrigen Zecher wußten nicht Worte genug, das köstliche Naß zu loben.

Und während die Becher kreisten und lustige Weisen die Königshalle erfüllten, erhob sich plötzlich der Kaiser und sprach in übermütiger Weinlaune zu dem Pfalzgrafen: „Nicht unbequem wäre Euch die Krone, die man mir aufs Haupt setzte. Wohl, ich biete sie Euch an, wofern Ihr mir und den Andern hier einen Wein kredenzt, der noch besser mundet als dieser Aßmannshäuser.“

Da blinzelte der Pfalzgraf gar lustig mit den Augen, winkte darauf feinem Pagen, und nach einer Weile schleppten die

Knechte ein bestaubtes Faß herein, aus dem allsogleich die Becher gefüllt wurden. Und der Pfalzgraf erhob sich und reichte den ersten Pokal dem Kaiser.

„Das ist mein Bacharacher, ihr edlen Herren! Kostet ihn; ich erwarte ohne Scheu Euer Urteil.“

Und man hörte ein behagliches Schlürfen und sah viele hochbefriedigte Gesichter. Ungeteiltes Lob ward dem feuerigen Bacharacher, und Kaiser Wenzel erhob sich und gab ihm laut den Vorzug vor dem Aßmannshäuser. Nicht genug konnte er loben und erproben den köstlichen Rebensaft.

„Der Wein ist mehr als Kronen wert!“ sprach er nach jedem vollen Zuge.

Hat auch Wort gehalten. Herr Ruprecht von der Pfalz erhielt die Königskrone und vermachte dem Kaiser Wenzel zum Dank sechs Fuder Bacharacher Wein.

Burg Lahneck

Die Templer von Lahneck

*

Gegenüber von Koblenz erhebt sich oberhalb Lahnstein mit fünfeckigem Bergfried Lahneck, eine der wenigen rheinischen Burgen, die aus den Ruinen zu einem wohnlich eingerichteten Herrnsitz wiedererstanden sind. An Lahneck, das in demselben Jahr wie das Heidelberger Schloß den Horden des dreizehnten Ludwig erlag, knüpft sich eine ernste Sage. Die Tempelherren, deren Ordenshaus in Jerusalem stand, sollen jene Feste erbaut haben, deren mächtiger Wartturm die Zimmer dreißig Meter überragte.

Der Reichtum der Templer ward ihnen zum Verderben; der schnöde Franzosenkönig Philipp, den sie den Schönen nannten, erwirkte auf Grund schwerwiegender Anklagen beim Papst die Aufhebung des gelästerten Ordens und schleppte ihren Großmeister mit fünfzig Getreuen auf den Scheiterhaufen. Allerorten verfolgte alsbald die verfehmten Ritter grausame Ausrottung, wobei Einziehung ihrer reichen Güter mehr als der Glaubenseifer gegen die vermeintlichen Ketzer und Sünder den Ausschlag gab.

Auf das stolze Lahneck, das zwölf Tempelherren mit ihrem Ingesinde beherbergte, richteten sich begehrlieh die Blicke Peter von Aspekts, des Erzbischofs von Mainz. Seinem Geheiß, um ihres vorgeblich tadeligen Wandels willen die Burg zu räumen und den weißen Wappenmantel mit dem roten Kreuz gegen die büßende Mönchskutte zu vertauschen, boten die Zwölfe als Ritter ohne Furcht und Tadel Trotz.

Dies entfachte noch mehr des Bischofs Habgier und Zorn. Von dem Papst, den er auf dem Siechenlager zu Avignon mit eigner Hand erfolgreich gepflegt hatte, erwarb Peter von Aspert sich einen besonderen Freibrief über Gut und Leben der Gebannten auf Lahneck. Zog dann mit vielen Vasallen und Söldnern rheinabwärts und überbrachte den Templern auf Lahneck das päpstliche Schreiben mit dem Befehl, sich zu unterwerfen, andernfalls die Burg mit Sturm genommen und die Insassen als unbußfertige Sünder dem schmachvollen Tod durch Henkershand überliefert würden.

Der Älteste der Zwölf, ein silberhaariger Greis, gab im Namen seiner Brüder die Erklärung ab, daß sie entschlossen seien, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen; ingleichen seien sie erbötig, gleich ihren Brüdern in Frankreich Folterqual und Ketzertod zu erleiden.

So begann der Kampf der Übermacht gegen die Minderheit. Mit blutigen Köpfen wurden die Kurfürstlichen von den Rittern und ihren getreuen Knappen heimgewiesen; aber immer neue Mannen schickte der Erzbischof in den Sturm. Spärlicher wurden mit den kommenden Tagen die Reihen der Verteidiger. Unter ihnen ragten beim Kampf von Mann gegen Mann im wehenden weißen Mantel mit blutrotem Kreuz die Heldengestalten der zwölf Templer hervor. Dann sank einer der Zwölfe an der löwenhaft verteidigten Mauerscharte unter dem zerhauenen Schild mit brechenden Augen nieder; der zweite folgte ihm und der dritte. Die andern, aus vielen Wunden blutend, verdoppelten mit dem zusammengeschmolzenen Häuflein der Burgleute ihre Tapferkeit; aber unbarmherzig mähte der Tod in ihrer Mitte.

Als am Abend des heftigsten Sturmes die siegreichen Belagerer ihre Fähnlein auf die eroberten Zinnen pflanzten, stand jener silberhaarige Komtur, der vordem den Sprecher abgegeben, als letzter in blankem Harnisch unter den Leichen seiner gefallenen Brüder.

Ihn hieß der Bischof, gerührt durch solch ehrwürdigen Heldensinn, er möge sich ergeben. Er aber schmähte den ländergierigen Kirchenherrn; seine Kräfte strafften sich, und er drang mit hochgeschwungenem Schwert auf seine Feinde ein. Da fällten deren Streiche auch den letzten der Zwölfe, und über seine Heldenleiche drangen die Mainzer in die herrenlose Burg.

Peter von Aspelt machte Lahneck zum Wohnsitz und Schutzort eines kurmainzischen Amtmanns und ernannte als Ersten Hartwin von Winningen. So blieb die Burg über dreihundert Jahre kurmainzisch; aber die Mär von den heldenhaften zwölf Templern auf Lahneck hat sich bis heute in der dortigen Gegend erhalten.

Stolzenfels

Des Kämmerlings Töchterlein

*

Herr Konrad von Isenburg, Kurfürst von Trier, war ein habgieriger Herr. Als der Bischof von Mainz die Rheinzölle einführte, zum Trotz dem kaiserlichen Machtwort, daß er unbefugt sei, den Rhein zu sperren und die Reisenden zu schätzen, tat er ein Gleiches. Der Burg Stolzenfels, die er auf waldiger Bergkrönung erbaut hatte, fügte er ein befestigtes Zollhaus zu. Beides übergab er der Verwaltung seines Kämmerlings Gerhard Frundsberg.

Dieser Burgvogt war noch mehr als sein Gebieter von schlimmer Habgier erfüllt. Er machte die drückenden Zölle, die er auf Stolzenfels erhob, schier unerträglich, also, daß er beispielsweise sich eigens dazu abgerichteter Hunde bediente, um die wandernden Juden herauszufinden, die, wenn die Spürhunde ihre verheimlichte Abstammung erwittert hatten, doppeltem Zoll verfallen waren.

Obwohl dabei Vogt Frundsberg das arge Schelmenstück beging, das Erzstift durch Unterschlagung eines Teiles der Zollerträgnisse anhaltend in dessen Einkünften zu schmälern, wurde durch den sich ansammelnden Reichtum seine unersättliche Habsucht nur noch mehr angestachelt.

Von der Geldgier des Stolzenfelser Burgvogts vernahm ein Fahrender aus Welschland, der seine geheimnisvollen Kenntnisse der schwarzen Kunst bei Rittern und Klerikern anzubringen suchte. Er erbat sich von Herrn Frundsberg vertraulich Gehör und rühmte sich vor ihm, in der rätselhaften

Kunst der Alchimie Wunderbares leisten zu können. Nach eigenem Geständnis war er ein Adept, das ist einer, der die wunderbare Kunst versteht, aus den beiden Geheimmitteln, als da sind Stein der Weisen und Elixier alle unedlen Metalle in Silber oder Gold zu verwandeln, ingleichen mit letzterem, auch Großes Elixier oder Panacee des Lebens geheißen, in Verdünnung als Trinkgold alle Gebreite zu heilen, das Alter zu verjüngen und das Leben zu verlängern.

Mit Leib und Seele verschrieb sich dem landfremden Manne der begehrlische Vogt. Ihm entging in seiner habgierigen Verblendung, daß der falsche Geselle ihn zusehends um sein Vermögen prellte, und in Erwartung der ihm zugesicherten Schätze ließ er sich mehr als jemals zur schnöden Veruntreuung des kurfürstlichen Gutes verleiten. Mit gerungenen Händen flehte Gertraud, sein blühendes Töchterlein, ihn an, sich nicht blindlings ins Verderben zu stürzen. Doch ihr Flehen fand bei dem verhärteten Vater kein Gehör.

Da meldete eines Tages Herr Konrad von Isenburg sich auf Stolzenfels an, um seinem Kämmerling Gerhard Frundsberg die Rechnung über die erhobenen Rheinzölle abzunehmen. Und schaudernd sah der ungetreue Verwalter der Stunde der Abrechnung entgegen.

In ihrer Herzensbangigkeit bestürmte Gertraud den Alchimisten um Rettung aus tiefster Not. Und mit lüsterntem Augenblinzeln vertraute ihr dieser, nur die Selbstaufopferung einer Jungfrau vermöge den Vater zu retten. Durch ein solches Opfer aber würden ihm königliche Schätze und Ehren ohne Zahl, ein blühendes Alter, kurz, die Summe irdischen Glückes beschieden sein. Schweigend vernahm das Mägdlein die Worte und erklärte sich dann ohne Zaudern willfährig, zur Rettung des heißgeliebten Vaters ihr junges Leben zu lassen, wie nach des fremden Magisters Erklärung die geheimnisvollen Mächte der Alchimie es erheischten.

Im Dunkel der kommenden Nacht fand sie sich in dem abgelegenen Turmzimmer ein, das dem Fremdling als verschwiegener Raum für seine Goldmacherkünste diente. Über den großen Tisch in der Mitte des Gemachs war eine Purpurdecke gebreitet; ein Becken stand darauf, und ein Dolch lag daneben. Aus einem Dreifuß nebenan züngelten bläuliche Flämmchen und hüllten den niedern Raum in ein beklemmendes Licht. Der todbleichen Maid reichte der Adept ein schimmerndes Linnen. Gebot ihr dann, ihre Gewänder abzulegen, auf des Tisches Purpurdecke sich zu lagern und ihren jungfräulichen Leib mit dem schneeigen Leintuch zu bedecken.

Während das Mägdlein, des unseligen Vaters in trauernder Treue gedenkend, willig tat, wie ihr geheißsen, beugte der Andere sich über die Opferflamme, verbrannte darüber ein Stücklein Holz vom Gebirge Libanon und murmelte in seinen grauen Spitzbart unverständliche Worte. Riß dann, während die Jungfrau mit schamgeschlossenen Augen ihre reine Seele dem Herrn empfahl, jählings die Hülle beiseite und zückte, seine Zauberformel zu Ende raunend, mit funkelnden Augen den Dolch in der erhobenen Rechten nach dem Herzen des Mägdleins.

Im selben Augenblick ward die Thür aufgerissen. Eine Hand umklammerte den erhobenen Arm des Alchimisten wie Eisen, und ein Schlag streckte ihn im nächsten Augenblick wie ein Schlachtthier zu Boden. Auf Gertraud, die erglühend das Linnen um ihren Leib hüllte, beugt sich mit edlem Anstand Jungherr Reinhard von Westenburg, der jugendliche Hauptmann der kurfürstlichen Besatzung auf Stolzenfels. Ihm gestand die opferwillige Maid alles, was geschehen war. Er aber bekannte, wie er, von ihrem verstörten Gebaren am Abend erschreckt, schlimmer Ahnungen voll das im stillen längst geliebte Mägdlein insgeheim beobachtet habe bis zur Stunde, wo sie die Schwelle dieses

Zimmers überschritt. Wie dann ein höherer Wille ihm im letzten Augenblick eingegeben habe, hier einzudringen und ein grausiges Schandwerk zu verhindern, um dessenwillen er den welschen Gaukler morgen dem Henker seines kurfürstlichen Herrn überliefern wolle. Bei den letzten Worten schnellte der scheinbar tot am Boden ausgestreckte Zauberer wie eine zischende Schlange empor, stieß einen greulichen Fluch aus und entfloh.

Am andern Morgen ist der Jungherr Reinhard von Westerbürg vor den Frundsberger getreten und hat ihn herzlich gebeten, ihm seine anmutige Tochter Gertraud als Ehegemahl zu geben. Als der kurfürstliche Kämmerling dem hochherzigen Ritter verwirrt gestand, daß sein Töchterlein, obwohl reich an Liebreiz und Tugend, eines so begüterten Herrn unwürdig sei, hat der Westerbürger erklärt, daß er an seine Werbung nur eine Bedingung knüpfe: der Vater seiner Braut müsse von ihm ohne Verzug jene Summe annehmen, um die er von dem welschen Betrüger geprellt worden sei, den diese Nacht der Teufel gepackt habe.

Während Herr Gerhard Frundsberg ob dieser zweideutigen Worte Sinn den Sprecher erbleichend anstarrte, ist ein Roßknecht eilends hereingestürzt und hat berichtet, drunten an einem vorspringenden Fels hätten sie mit gespaltenem Schädel den Zauberer aus Welschland gefunden; der habe offensichtlich bei Nacht und Nebel den Weg verfehlt und einen Todessturz getan. Da hat der Burgvogt sich bekreuzt, aber mannhaft hielt der Jungherr von Westerbürg die Hände des zitternden Alten in den seinen. Hat ihn dann nochmals mit warmen Worten gebeten, ihre Schätze miteinander zu tauschen.

Mit der Mittagssonne sind dann in stattlichem Gepränge die Trierschen auf Stolzenfels erschienen. Herr Konrad von Isenburg hielt peinliche Rechnung und fand alles in bester Ordnung. Nach etlichen Tagen hat er in der Burgkapelle das

tugendsame Töchterlein seines getreuen Kämmerlings dem Hauptmann seiner Stolzenfelser Besatzung angetraut, wobei der hochwürdige Herr sich herzlich darüber freute, seine geliebte Feste Stolzenfels nunmehr in doppelt guter Hut zu wissen.



Koblenz

Riza

*

Im ersten Drittel des neunten Jahrhunderts, da des großen Karl frommer Sohn Ludwig an den Ufern des Rheines mit seinen mißratenen Söhnen um die Kaiserkrone rang, wurde in Koblenz dem Glaubensboten Kastor, der im Moselland das Christentum verbreitet hatte, ein Gotteshaus gebaut. Auf einem Arm des Rheines erhob sich der viertürmige Kreuzbau.

Zur damaligen Zeit stand auf dem höchsten südwestlichen Punkt von Koblenz der fränkische Königshof, ein ehemaliges Römerkastell, daneben ein dem heiligen Kastor geweihtes Nonnenstift. In diesem hat Riza, eine Tochter Ludwigs des Frommen, in früher Weltentsagung ihr heiligmäßiges Leben vollbracht. Alltäglich besuchte die Königstochter jenseits des Flusses in der Kastorkirche die Messe. So große Gnade hatte Riza vor dem Herrn gefunden, daß sie wie weiland sein Jünger am See Genesareth trockenen Fußes über den Rhein wandelte zum heiligen Opfer in Sankt Kastor.

Eines Tages, so erzählt die fromme Sage weiter, war der Strom durch einen Sturm erregt. Zum erstenmal beschlich Kleinmut die Jungfrau, als ihr Fuß den Wellenboden betreten sollte. Fürsorglich riß sie einen Pfahl aus einem nahen Weinberg und nahm ihn als Stab mit über die Wasserstraße; aber wie einst Petrus sank sie nach etlichen zagen Schritten in das Wasser.

In ihrer Herzensbangigkeit ward sie reuig ihres mangelnden Gottvertrauens sich bewußt. Weit weg schleuderte sie den

Stecken, hob die Arme hoch zum Himmel und vertraute sich dem alleinigen Schuß des Allerhöchsten an. Da tauchte sie alsbald wieder empor aus den Wellen, und trockenen Fußes wie sonst gelangte sie ans jenseitige Ufer. Mehr als bisher eiferte seitdem Riza, des frommen Ludwigs Tochter, in gottgefälligen Werken. Sie starb in den Klostermauern, und ihre Gebeine wurden neben der Grabstätte des heiligen Kastor in dessen Kirche beigesetzt. Das Marmorgrabmal Rizas, die im Ruf der Heiligkeit starb, ist noch heute im nördlichen Seitenschiff der Kastorkirche zu sehen, die Kaiser Ludwig dem Stadtpatron von Koblenz erbaut hat.



Andernach

Genoveva

*

I.

In allen Gauen des Rheines wird sie mit Verehrung genannt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendreiche Gemahlin. Heilige Genoveva nennen sie die Leute, die einst standhaft des Herzens höchstes Kleinod trotz grausamer Prüfung und unnennbarem Leid unverseht bewahrte. In der Mayenfelder Aue, westlich der alten Stadt Andernach, stand das Schloß des Pfalzgrafen zur Zeit, als Karl, des großen Frankenkönigs gleichnamiger Ahn, das Land der Westfranken regierte. In herzlichster Eintracht lebte der junge Pfalzgraf mit seinem holden Ehegemahl in der Burg Hochsimmern.

Da trübte das erste Wölkchen die Sonne des ehelichen Glücks. Aus Spanien her waren die gefürchteten Araber in Gallien eingedrungen und bahnten sich mordend und sengend nach Norden den Weg. Ein Ruf des Schreckens ging durch die christlichen Frankenlande. Den Feind des Kreuzes galt es zu vernichten, wenn nicht das Abendland das Schicksal des vom Halbmond beschatteten Afrika teilen sollte. Auch in die Burg des Pfalzgrafen drang der Aufruf des Herrschers zur Teilnahme am Kampfe. Da legte Herr Siegfried die Rüstung an, küßte sein weinendes Weib und nahm Abschied von der Burg seiner Väter. Schwer ward ihm das Scheiden von der herrlichen Mayenfelder Au, wo das schönste Glück seines Lebens erblüht war, schwerer der Abschied von der trauernden Gemahlin. Dringend empfahl er die Teure seinem Hausmeister Golo, und die Gattin bat er, jenem zu vertrauen in allen Dingen.

Überaus schmerzlich waren für die Pfalzgräfin die Tage der Trennung von ihrem geliebten Ehemann. Gar tief empfand sie die Einsamkeit in der großen Burg, sehr entbehrte sie Siegfrieds beglückende Nähe, den Klang seiner Stimme, die Sicherheit seiner Gegenwart. Zu jenem, der ihr als Hüter beigegeben war, vermochte sie nicht zu reden wie mit einem Freunde. Ihr reines Frauenauge erschrak vor der fremdartigen Glut, die aus den dunklen Augen Golos flammte. Sie vermeinte, als ob seine Blicke mitunter verstohlen ihren Bewegungen folgten und mit einem Ausdruck, den ihre Kindesseele nicht verstand, auf ihr ruhten.

Zwiefach vermißte sie dann den abwesenden Gemahl. Auf den Söller trat sie oft hinaus und spann in dem Winkel des Burggartens unterm Hollerbusch goldene Träume. Während die suchende Sehnsucht aus ihren Augen verlangend hinausblickte in die dämmerblaue Ferne, gedachte Genoveva des seligen Augenblicks, wo sie Herrn Siegfried wiedersehen würde, wo sie, das Haupt an seine breite Brust gelehnt, ihm das Geheimnis mitteilen würde, das die werdende Mutter stillbeglückt unter dem Herzen trug. Vielleicht währte der Krieg gegen die Heiden lange, und sie würde dem Heimkehrenden das Pfand ihrer Liebe jauchzend entgegenhalten hier im Burghof. Und der Pfalzgräfin liebeiches Antlitz verklärte ein Schimmer seligen Glückes. Zum Söller stieg sie gar oft hinauf und spann goldene Zukunfts träume. Ihre Seele erlebte die Wunder des Werdens, und die Sehnsucht hielt aus ihren Augen verlangend Ausschau in die dämmerblaue Ferne.

Die geheime Scheu, welche die Pfalzgräfin vor dem Hausmeister empfand, mochte wohl berechtigt sein. Die engelgleiche Schönheit Genovevas hatte nämlich in Golos Brust schon lange ein verbotenes Feuer entzündet, das er nicht zu ersticken verstand; im Gegenteil wurden durch das häufige Beisammensein mit der Pfalzgräfin, die huldvoll gegen ihn war wie gegen alle Untergebenen, die Flammen verderblicher

Leidenschaft in ihm noch mehr geschürt, bis sie eines Tages lodernd über seinem Haupt zusammenschlugen und ihn fortrissen zu den Füßen der begehrtlich geliebten Frau. In aufschäumender Leidenschaft flehte Golo seines Herrn Weib um ihre Liebe an.

Entsetzt war Genovea über die schmachvolle Zumutung. Mit Entrüstung und Verachtung wies sie den Verwegenen zurück. Sie verbot ihm, der seine Pflicht so maßlos vergessen hatte, ferner vor ihrem Angesicht zu erscheinen und drohte ihm mit Anklage bei ihrem Gemahl.

Da flackerten Golo's Augen auf, und ein Strahl tödlichen Hasses traf die ihn züchtigende schöne Frau. Verzeihung war nicht zu erhoffen von der empörten Gebieterin; sein gedemüthigter Stolz verlangte auch keine, aber nach Rache düstete er. Nun galt es weiter zu schreiten auf der vermessenen Bahn und der angedrohten Rache Siegfrieds zu entgehen.

Einen Höllenplan gebar das unheimliche Paar, Haß und Rache, in Golo's Brust. Er entließ unter nichtigen Vorwänden das Ingesinde und umgab die Burg mit einer neuen Dienerschaft. Dann trat er eines Tages der entsetzten Pfalzgräfin vor allen Leuten des Schlosses entgegen, beschuldigte sie mit blitzenden Augen, daß sie ihrem fernen Gemahl in schändlicher Weise die Treue gebrochen und mit einem gemeinen Knecht, der ihre Stute saddle, verbotene Liebe gepflegt habe, deren sündige Frucht sie unter dem Herzen trage. Scham und Entrüstung raubten Genoveva die Sinne. Golo erklärte dem Gesinde, das in lautloser Bestürzung umherstand, daß er den Pfalzgrafen bereits von der Schuld seiner treulosen Gattin und ihres entflohenen Dieners Drago unterrichtet habe und als dermaliger Burgverwalter befehle, die Treulose in ein Verließ zu bringen.

Im feuchten Burgverließ erwachte aus ihrer Ohnmacht die unglückliche Pfalzgräfin. In tiefstem Leid verhüllte sie das Haupt und flehte zu dem, der ihr diese namenlose Prüfung

auferlegt hatte, ihr zu helfen in der gegenwärtigen und bevorstehenden Bedrängnis. Schmerzvolle Stunden standen Genoveva bevor. Sie genas eines Knäbleins. Sie taufte es mit ihren Tränen und gab ihm den Namen Tristan d. i. Schmerzenreich.

II.

Acht Monate war Pfalzgraf Siegfried bereits abwesend. Als Held hatte er gestritten in manchem harten Kampf. Mit glühender Begeisterung kämpften die Bekenner des Islams, die bereits die Pyrenäen überschritten hatten, um auch das übrige Abendland mit Feuer und Schwert der Lehre ihres Propheten zu unterwerfen. In mehreren hartnäckigen Gefechten hatten die Franken ihrer gewaltigen Übermacht weichen müssen. Schon standen die gefürchteten Horden im Herzen Galliens und tränkten ihre Rosse in den Fluten der Loire. Da erschien Karl, des schwächlichen Frankenkönigs erster Paladin, und maß sich bei Tours in blutiger Schlacht mit den Arabern. Vom Frühlicht bis zum Abend rangen hier Kreuz und Halbmond um das Schicksal Europas. Nie genug ward sie gewürdigt, jene Maurenschlacht zwischen Tours und Poitiers, wo Karl Martellus wie mit Hammerschlägen die Ungläubigen aufs Haupt geschlagen hat gleich jenem Judas, den sie rühmend Makkabäus, d. i. der Hämmerer, genannt haben.

An des Heerführers Seite focht Siegfried, der Pfalzgraf. Er kämpfte wie ein Löwe, und Gottes Schutz war mit ihm bis zum Ende der Schlacht. Da traf noch am Abend den heldischen Pfalzgrafen die Lanze eines verfolgten Sarazenen. Kein tödlicher Stich war's gewesen, aber zur Untätigkeit hat es ihn verurteilt schleichende Monate lang. Mißmutig lag Graf Siegfried auf dem Lager, und voll Sehnsucht gedachte er der Gattin im schönen Rheintal.

Dann kam eines Tages ein Bote aus dem Mayenfelder Gau, der brachte dem Pfalzgrafen ein Pergament, von Golo, dem Hausmeister geschrieben. Starr hat Graf Siegfried die krausen,

schwarzen Zeichen angeschaut, als sollte ein Blick sie auslöschen auf dem Blatt; aber wie höhnische Kobolde haben sie vor seinen Augen geschwirrt und in seine Ohren geraunt die vernichtende Kunde: „Eure Hausfrau hat Euch schmäählich die Treue gebrochen mit Drago, dem entlaufenen Roßbuben.“

Da haben des Helden Finger das Schriftstück umkrallt, ein Stöhnen entfuhr dem blassen Mund. Dann ist er aufgebrochen mit wenigen Knappen zur selben Stunde und den Ardennen zugeritten, finster und verstört, ohne jegliche Rast, bis die Pfalzburg vor den Blicken auftauchte. Auf dem Söller stand ein Mann und schaute spähend in die Ferne, und als in der nahen Lichtung Staubwolken aufwirbelten und ein kleiner Troß Reiter sichtbar ward, da blitzten seine Augen auf.

Schon sprengt ein stattlicher Reiter den andern voraus. Donnernd dröhnt des Schlachtrosses Huf auf der Zugbrücke. Vor dem Pfalzgrafen, der hinuntergesprungen ist vom schäumenden Pferd, steht mit heuchlerischer Rührung Golo und berichtet mit erlogener Kummernis nochmals, was jener bereits durch den Kurier erfuhr.

„Wo ist der Frevler, daß ich ihn zerschmettere, der meines Hauses Ehre befleckt!“ ruft der Pfalzgraf.

„Herr, grausam strafte ich den Elenden an seiner eigenen Sünde und habe ihn dann mit Peitschenhieben vertrieben aus dem Schloß,“ entgegnete Golo.

Tiefauf seufzt der Pfalzgraf. Schweigend winkt er Golo, und ein Strahl teuflischer Freude zuckt in des Falschen Augen.

Auch in das Burgverließ war der Hufschlag der Pferde gedrungen, der Zulauf des Gesindes und der Aufzug der Reisigen. Hoch aufgerichtet lauscht in ihrem Kerker Genoveva. Ein teurer Name zittert auf ihren Lippen und ein Aufschrei zu Gott in heißem Hoffen. Nun mußte die entsetzliche Prüfung ihr Ende finden, nun mußte ihre Tugend siegreich den Ort der Schmach verlassen und die Dornenkrone der Dulderin vertauschen mit einem Siegeskranz.

Da regt sich der Riegel, feste Schritte tönen und Männerstimmen. An die Brust reißt sie den schlummernden Knaben. Der Türflügel ward emporgerissen, dem geliebten Gatten hält sie das liebliche Kind entgegen, das Pfand ihrer Liebe, und jubelnd schwellt des teuren Gemahls Name von ihren Lippen. Doch des Wortes Ton zerbricht und gellt aus in einem lauten Wehruf. Er stößt die Fassungslose von sich; wie Hammerschläge treffen seine Anklagen ihr schuldloses Haupt, und wimmernd bricht Genoveva zusammen. Am andern Morgen führten im ersten Frühlicht zwei Knechte die Unglückliche hinaus in den Wald. Mit kalter Hand sollten sie das Weib töten, das ihrem Ehemann schmähsch die Treue gebrochen, während er sein Leben der Sache des Kreuzes geweiht, und mit ihr zugleich sollte sterben das Kind ihrer Schande. Die Zungen gebot ihnen der Pfalzgraf heimzubringen zum Beweis des vollführten Befehls.

Herzlos trieben die Knechte die Ärmste hinein in den entlegensten Teil des Forstes, wo nur der Schrei eines Raubvogels oder der Ruf eines Waldtieres die Stille unterbricht. Schon hatten sie die Messer gezückt. Da warf die Pfalzgräfin sich verzweifelt den Männern zu Füßen, hielt weinend ihr Knäblein in die Höhe und beschwor sie, wenn nicht ihrer, so wenigstens des unschuldigen Kindes sich zu erbarmen. Mitleid wandelte die Beiden an und entwaffnete ihre Hand, welche die Mordwaffe trug. Noch tiefer schleppten sie Mutter und Kind in den verwilderten Wald, wandten sich dann hastig ab und überließen ihre Opfer sich selbst.

Zwei Rehzungen brachten dem Pfalzgrafen die Männer und berichteten, daß sie des Auftrages getreulich sich entledigt hätten.

III.

Das Leid wob schwarz und schwer seine Wolken über Genovevas kummervolles Dasein. Schmerzversunken irrten

ihre müden Füße durch den unbekannten Forst. Der Hunger kam und meldete sich zu Gast. Leise wimmerte das Knäblein in ihrem Arm, und ein inbrünstiges Flehen sandte die verzweifelnde Mutter zum Himmel. Des Herzens unerträgliches Weh löste sich in eine Flut heißer Tränen. Leichter ward ihr dann. Der Knabe war, nachdem er sich ausgeweint, entschlafen. Genoveva aber sah, wie vom Himmel geführt, zu dem sie geschrien, vor sich eine Höhle, die ihr Schutz und Zuflucht versprach. Und als wollte Gott ihr zeigen, daß er ihrer mild gedenke, kam eine weiße Hirschkuh in die Höhle und kauerte sich zutraulich zu der Verlassenen Füßen. Es strotzte ihr Euter; sie mußte vor etlichen Tagen Junge geboren haben. Willig ließ das sanfte Tier es zu, daß die fremde Frau ihr Kindlein labte. Auch am andern Morgen kam die Hindin wieder, Genoveva aber dankte Gott aus tiefbewegtem Herzen. Sie fand Wurzeln, Beeren und Kräuter, ihr Leben zu fristen. Das zahme Tier kam täglich in die Höhle und blieb endlich beständig bei ihr.

So schwanden Tage, Wochen und Monate. Den tiefen Schmerz der vielgeprüften Frau hatte ihre unerschütterliche Frömmigkeit in linde Wehmut gewandelt. Himmlische Ruhe strömte in ihr gottergebenes Gemüt. Mit der Zeit lernte sie ihrem Gemahl, der sie schuldlos verdammt hatte, verzeihen, selbst dem Unseligen, der erbarmungslos an ihrer Tugend Rache genommen. Wohl waren ihre lieblichen Wangen schmal geworden; aber die würzige Waldluft umhauchte mit sanftem Rot die Blässe, welche die Kerkerluft ihnen aufgedrückt hatte. Mehr noch erholte sich der Knabe. Er wuchs, lernte lallen und beten. Ein blühendes Reis an einem geknickten Stengel.

IV.

Auf dem Schloß des Pfalzgrafen war seit jenem betrübenden Geschehnis der Harm steter Gast. Der lodernde Zorn

Siegfrieds war schleichendem Gram gewichen. Oft, wenn er unstät durch die erinnerungsreichen Gemächer irrte und überall Schweigen ihm entgegengähnte, wo ehemals des geliebten Weibes sanfte Stimme geklungen, da schüttelte ihn das Weh. Und die Reue kam und raunte ihm mit eindringlichem Mund brennende Worte ins Ohr: ob er nicht gar zu streng gewesen sei in seiner grausamen Strafe — ob er nicht gar zu schnell das harte Urteil gefällt habe und nicht hätte erwägen sollen, was der entlarvten Sünde zur Milderung gereichte.

Wenn jene mahnenden Stimmen ihn verfolgten, dann ward dem vergrämten Pfalzgrafen das Schloß und seine Einsamkeit zur Qual, und er eilte hinaus mit der kläffenden Meute und dem Gefolge, um durch Jagdfanfaren und Hundegebell die inneren Ankläger verstummen zu machen. Aber es gelang ihm nur selten, und auch draußen sah überall ein blutleeres Frauenantlitz zu ihm herab, um dann in Strahlenschimmer zu zerfließen. Golo war der Seelenzustand seines Gebieters nicht entgangen, und zäher schmiegte sich der Arglistige an den trauernden Pfalzgrafen, heuchelte mit gleißnerischen Worten zwiefache Unterwürfigkeit und Sorge um sein Wohl. Ein Hungernder nimmt auch das Brot an, das ihm ein Bettelmann anbietet: Siegfried, vermeinend, der Hausmeister wolle ihn wegen seiner Verlassenheit entschädigen, nahm jene Ergebenheitsbeweise willig an und lohnte sie mit seiner Huld, wenngleich er innerlich dem Manne gram war, der ihm den traurigsten Dienst seines Lebens geleistet hatte.

Eines Tages ritt der Pfalzgraf wiederum hinaus zur Jagd. Nur ein kleines Gefolge begleitete ihn. Auch Golo war darunter. Tiefer als gewöhnlich war Siegfried in den endlosen Forst eingedrungen. Eine milchweiße Hirschkuh war vor ihm aufgesprungen, und in echter Weidmannsart jagte der Pfalzgraf durch das verwilderte Buschwerk, um das seltene Tier zu erlegen. Schon hatte sein Jagdspieß es gestreift, da verschwand es plötzlich in einer Höhle. Und eine Frauengestalt trat aus der

Felsöffnung, ein Knäblein an ihrer Hand führend. Schutzsuchend schmiegte die Hindin sich ihr zu Füßen. Sie erblickt den Jäger und wirft erglühend des Blondhaars reichen Mantel rasch über das dürftige Schultergewand. Aber ein Zittern überfällt sie; unbeweglich starren ihre großen, müden Augen den Jäger an. Ein Schrei entfährt dann ihrem Mund, halb Jauchzen, halb Gestöhn, und dem Pfalzgrafen stürzt sie zu Füßen. Und den Lippen, die mondenlang nur heiße Gebete gestammelt und dem verlassenen Kind zärtliche Schmeichellaute zugelallt haben, entfließen Beteuerung und Anklage verfolgter Unschuld. Wie Feuer strömen ihre Worte in des Pfalzgrafen Seele, wie Feuer, das erhellt, läutert und erglüht.

An seine Brust zieht er in jäher Erkenntnis der Wahrheit sein wiedergefundenes Weib, küßt ihr Träne um Träne von den Wangen, sinkt dann selber zu ihren Füßen nieder und erfleht reuig ihre Verzeihung. Den Knaben preßt er an sein Herz und gibt dem verkannten Kind tausend Schmeichelnamen.

Ins Hifthorn stößt er dann. Das Gefolge naht; auch Golo. Ihn reißt mit funkelnden Blicken der Pfalzgraf aus dem Kreis der bestürzten Knappen vor Genoveva.

„Kennst Du diese?“

Wie von Keulenschlägen getroffen, brach der Bösewicht zusammen und umklammerte geständig die Knie des Gebieters, der ihn verächtlich von sich stieß. Er beichtete seinen Frevel und wimmerte um Gnade. Siegfried aber schüttelte das Haupt, ließ ihn fesseln und wegführen. Schmähhlicher Tod ward, trotz der Pfalzgräfin Fürbitte, Golo's gerechte Strafe.

*

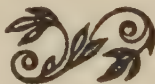
*

*

Neues Glück spannte seinen lichten Himmel über den Pfalzgrafen Siegfried und sein engelgleiches Weib. Mit verdoppelter Zärtlichkeit verschwendete der Pfalzgraf seine Liebe an der gütigen Gattin und seinem blühenden Knaben. Zum Dank

gegen den Himmel ließ er im Forst, wo der Hindin Spur ihn in die Höhle geführt hatte, eine Kirche bauen. Oft wallte die fromme Pfalzgräfin zu jenem Gotteshaus und pries die untrügliche Weisheit dessen, der ihrer geläuterten Seele reiche Gnaden aus Tränen erblühen ließ.

Eines Tages hat man unter tiefer Trauer ihre Hülle hinausgetragen und, dem Wunsch der Entschlafenen gemäß, in jener Kirche beigesetzt. Noch heute steht die alte Frauenkirche zu Laach in der Mayenfelder Au, noch jetzt zeigt man dem Wanderer das Grabmal, den Turm, worin sie schmachtete, die Felshöhle, worin sie litt, und niemand ist im Rheinland, der sie nicht kennt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendreiche Gemahlin, die heilige Genoveva.



Hammerstein

Der töchterreiche Ritter

*

Oberhalb Rheinbrohl trauern auf düstern Grauwackenfels die tausendjährigen verwitterten Ruinen der Reichsfeste Hammerstein. Einer ihrer ersten Besitzer war Wolf von Hammerstein, ein treuer Untertan des Kaisers. Diesem, der vierte Heinrich ist's gewesen, hat eigene und fremde Schuld die Herrscherkrone mit Dornen umrankt. Den unvergessenen Büßergang nach Canossa hat der Graf von Hammerstein mitgemacht. Ist dann wegen der Gebrechen des nahenden Alters von seiner Burg nicht mehr gern heruntergestiegen. Von fern schlug manchmal an sein Ohr der laute Trompetenton der Welt.

Sechs Töchter waren Herrn Wolf von Hammerstein aus der Ehe mit seiner seit Jahren entschlafenen Hausfrau erblüht, alleamt liebliche Jungfrauen und dem alternden Vater in zärtlicher Verehrung zugetan. Die Kindesliebe, die ihn umhegte, fiel indes bei dem rauhen Recken auf steinichten Grund. Daß ihm kein Sohn beschert worden, quälte ihn sehr. Hätte willig für einen männlichen Sproß das halbe Dutzend Mägdlein hergegeben. Nicht unbekannt blieb's den Sechsen, und eifrig bemühte sich ein jedes, durch überschwengliche Herzlichkeit den unwirschen Vater mit seinem Geschick zu versöhnen.

So geschah es eines Abends. Draußen fauchte wie ein krächzender Rabe der Herbstwind um die Burg, drinnen saß am wärmenden Herdfeuer, von der bösen Gicht geplagt, Ritter Wolf, trotz der fraulichen Aufmerksamkeiten der Töchter in höchst übler Laune. Scheuen Tauben gleich duckten sich vor dem grämlichen Alten die zierlichen Mägdlein.

Da meldet der Torwart in später Stunde noch zwei Gäste. In einen ritterlichen Wappenmantel seien beide gehüllt. Trotz des Zipperleins erhebt sich der gastliche Burgherr. In den durchwärmten Raum treten fröstelnd zwei wegemüde Wanderer und erbitten als Geächtete Schutz und Obdach.

Beim Klang der Stimme des einen hat der Ritter aufhorchend sich emporgereckt, und wie dann der Fremdling das Visier lüftete und den Mantel zurückschlug, da ist Herr Wolf von Hammerstein mit ehrerbietigem Kniefall zu seinen Füßen gesunken, hat beide Hände des andern ergriffen, seine bärtigen Lippen darauf gedrückt und ausgerufen: „Heinrich, mein Herr und König!“

Dem alten Waffengefährten von weiland hat dann der Kaiser mit verschleierte Stimme gestanden, wie er auf der Flucht sei vor dem, der ihm den Königsmantel von den Schultern und die Krone vom Haupt gerissen habe. Und als der Ritter, bebend vor Erregung, rief, wer jener gott- und ehrlose Frevler sei, da raunte, das Haupt tief auf die Brust gesenkt, der Kaiser: „Mein Sohn!“ Und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Starr wie ein Marmorbild stand der Ritter, die Vaterseele vom Blitzstrahl der Erkenntnis jäh erhellt.

Von den Armen seiner Töchter fühlte der Alte sich plötzlich sanft umschlungen, und wie er die Hände nach ihnen ausbreitete, als wolle er mit der Zärtlichkeit einer Minute das Unrecht jahrelanger Lieblosigkeit gut machen, fühlte er Tränen drauf. Zu dem Ritter sprach in herber Ergriffenheit der Kaiser:

„Benedictenswerter Waffengefährte, treuer Töchter Herzen schlagen für dich über dein Grab hinaus und kein mißratener Sohn, der dein Lebensende nicht erwarten kann, jagt dich dereinst im grauen Haar von deiner eigenen Scholle! Weh mir, der ich mit den wenigen Getreuen, die mir geblieben sind, morgen hinziehen muß in den unabweisharen Kampf gegen mein eigenes Blut!“

Während um Mitternacht der unglückselige König im wohnlich bereiteten Gemach in unruhigen Schlummer versank, überschüttete der tiefbewegte Burgherr seine Töchter mit niegekannten Liebkosungen. Hat zugleich im Herzen drinnen manchen Groll vergangener Tage seinem Herrgott abgebetet, der ihm keinen Sohn bescherte.

Drei Monate waren seitdem vergangen. Da kam eine Träuerkunde aus den Niederlanden an den Rhein. Kaiser Heinrich ist gestorben. Mitten in neuen Rüstungen ereilte ihn der Tod. Seine Getreuen waren darob tief betrübt. Wohl niemand mehr als der Wolf von Hammerstein. Was ihn aber zumeist erschütterte, war der Botschaft zweiter Teil. Dem unseligen Kaiser wurde die geweihte Erde verweigert. In Lüttich stand sein Sarg mißachtet in einem Kellergewölbe. Wer wollte, der mochte hinzutreten und den Gebannten schmähen oder für sein Seelenheil beten, just wie er über ihn dachte. Als er dies vernahm, hat der Ritter Tod und Teufel geflucht, und etliche Nächte hat er kein Auge geschlossen. Dann war sein Entschluß gefaßt. Der Töchter Bitten und Weinen machte den Alten nicht schwankend.

Eines Tages stand er vor dem Erzbischof in Köln und erinnerte daran, wie er vor mehr als zwanzig Jahren ihm das Leben gerettet und wie jener damals gelobt hatte, dem Hammerstein werde er zeitlebens jedweden Wunsch erfüllen.

Ein hitziges Wortgefecht ist zwischen dem Bischof und dem Ritter entbrannt. Aber der Vasallentreue wurde der erhoffte Lohn. — Die mächtige Fürsprache des Kölner Kirchenfürsten erleichterte dem Ritter den schweren Bittgang zu den Lütticher geistlichen Herren. Umgeben von frommen Frauen und ernsten Männern, kniete er eine Woche später vor dem Sarkophag, drückte seine bärtigen Lippen darauf und murmelte: „Heinrich, mein Herr und König!“ Hat dann den Leichnam unter sicherem Geleit nach Speyer überführt, wo er in der Kaisergruft beigesetzt wurde.

Als das Totenschiff, von ihm befehligt, von Köln langsam den Rhein hinauffuhr, haben von den Burgen droben schwarze Fahnen trauernd den toten Herrscher begrüßt. Den Hammersteiner haben noch späte Geschlechter als des Königs Heinrich getreuesten Vasall gefeiert.

Schloß Rheineck

Die Weinprobe

*

Unterhalb des Städtchens Brohl erhebt sich auf felsiger Höhe, wo voreinst eine römische Warte gestanden, als Rest einer alten Ritterfeste der zwanzig Meter hohe viereckige Wartturm der Burg Rheineck. Ein ergötzliches Geschehnis erzählt die Sage, die um den einsamen Turm wandelt, von einem Ritter, einem Bischof, einer Jungfrau und vom Aßmannshäuserwein. Kunz von Schwalbach hieß der Ritter und war ein verwegener Schnapphahn, der vorzüglich das Wasserfaustrecht im Ahrgau mit vielem Eifer und nicht wenig Erfolg ausübte. Sein Ehegemahl, das ihn vielleicht zu sanften Sitten hätte zurückführen können, ruhte seit Jahren in der Burgkapelle. Eine zierliche Maid, Herrn Kunzens frühverwaistes Bruderkind, Adelgunde geheißen, waltete seitdem auf Rheineck des fraulichen Amtes.

Ein frommer, daneben auch gestrenger Herr auf dem Kölner Bischofsstuhl war zur damaligen Zeit Bischof Anselmus. Ihm vergalten die Kölner Bürger die Last der Zölle und Steuern mit wachsendem Grimm, und als eines Tages ein neuer Steuererlaß den schwelenden Groll zu heller Empörung entfachte, war Anselm gezwungen, seine Residenz flugs zu verlassen mit etlichen Getreuen. Wohin die Fahrt? fragten jene kleinlaut. Und Herr Anselm erinnerte sich der zum Erzstift gehörenden Burg Rheineck, die den Schwalbachern zum Lehen gegeben ward vor längerer Zeit. Dorthin gedachte er ins Exil zu gehen, bis

seine irrenden Schäflein ihn wieder reuig zurückrufen würden.

„Ritter Kunz, Ohm meines züchtigen Mündels, ist zwar ein arger Schelm,“ meinte der fromme Herr. „Er betet wenig und räubert viel. Steht zudem im Verdacht, jener freche, unfindbare Wegelagerer zu sein, der unserm Erzstift im letzten Herbst die Weinfracht gekapert hat. Aßmannshäuser war's,“ und Herr Anselm blickte stirnrunzelnd der Kielfurche seines Schiffleins nach.

Zu Herrn Kunz, der vor gefüllter Kanne mit dem Rebensaft des duftigen Aßmannshäuser soeben schmunzelnd verschwiegene Zwiesprach hielt, trat Junker Jörg, der Hauptmann seiner Lanzenknechte, und meldete, ein Schiff mit der Kölner Bischofsflagge liege drunten vor Anker. Unwirsch fuhr der Ritter vom Eichenstuhl empor, und minutenlang schlug irgendwo ein böses Gewissen. Dann aber siegte sein leichtes Blut, und mit heiterer Gelassenheit gebot er, die Herren aus dem heiligen Köllen geziemend zu empfangen. Ein würdiger Empfang ward Anselm nebst Gefolge. Den hochwürdigen Lehnsherrn und gnädigen Vormund der Jungfrau Adelgunde suchte ritterliche Gastfreundschaft für die daheim erlittene Unbill tunlichst zu entschädigen.

Mit der vorgerückten Stunde hob sich merklich die Laune des tafelnden Gastes. Nachdem er bereits unterschiedliche Tropfen seines Wirtes verständnisvoll gekostet hatte, fragte beiläufig der Erzbischof: „Ritter Kunz, hättet Ihr nicht zu guter Letzt noch einen Becher Aßmannshäuser, maßen ich diesen Tropfen als bekömmlichen Schlafrunk seit Jahren erprobt habe.“ Und es mußte Herr Kunz, dieweil seine Äuglein wie die eines frommen Schafes blinzelten, mit aufrichtigem Bedauern bekennen, daß sein Keller wohl Walporzheimer, Ingelheimer, aber leider keinen Tropfen Aßmannshäuser berge, sintemal der doch, wie männiglich wisse, des Herrn Erzbischofs Domäne sei.

Herr Anselm schien sich damit abgefunden zu haben, daß er seinen Leib- und Schlummerwein auf Rheineck füglich entbehren müsse. Da begab es sich, daß er eines Abends, von einem plötzlichen Einfall erleuchtet, auf abgelegenen Gängen und Treppen dem Burgkeller zusteuerte. Was gilt eines Kunzen Wort? Nicht einen Heller. Was eigene Nachforschung? Vielleicht eine Schiffsfracht Aßmannshäuser. Also philosophierend, tappte Herr Anselm an den Mauerwänden — und hielt auf einmal in den vorgestreckten Händen einen reichgelockten Frauenkopf.

Während ein unterdrückter Angstruf in dem langen Gang verhallte, raunte Vater Anselmus Worte der Beruhigung, drückte beschwichtigend einen Kuß auf zwei nahe Frauenlippen und zog dann zur flackernden Lichtpfanne an dem Treppenende die verschämte Adelgunde.

Dem Vormund beichtete die Jungfrau tieferrotend, wie sie dem Junker Jörg zugetan sei und hier mit ihm noch sittsam einen Nachtgruß ausgetauscht habe.

„Des Junkers Geschmack ist gut,“ bestätigte der geistliche Vormund. Noch tiefer errötete Adelgunde. „Trefflich läßt dein Jörg sich den Aßmannshäuser schmecken! Hm, sag’ an, wo liegt das Faß? Du staunst, Kind, ob meiner Allwissenheit? Dein Mund ward zum Verräter: als ich ihn soeben im Dunkel zufällig berührte“ — einen frommen Augenaufschlag machte hier Vater Anselm — „spürte ich ein Aroma so süß, wie es nur der Aßmannshäuser hat, und vermittelt hat es mir der Mund deines Ritters!“

Da wollte die Jungfrau Adelgunde vor Scham versinken und zeigte willfährig dem Vormund versteckt im tiefsten Keller ein großes Faß. Wie lang er dort gewelt, sei verschwiegen. Am andern Morgen fiel Herrn Anselms Messe aus. Gegen Mittag erschien auf Rheineck eine Abordnung Kölner Bürger, die baten ihren Erzbischof namens der Stadt um Vergebung für die bekundete Rebellion und

leisteten neuerlichen Treueid für sämtliche Untertanen. Gnädig beschloß Anselmus ungesäumte Heimkehr. Nahm dann beim Abschied nochmals das Wort und hub an mit dürrer Worten und kalter Miene:

„Wie mir soeben berichtet ward, Herr Ritter, behauptet jeder Kleriker und Laie in Köln: der im Herbst dem Stift die Weinfracht gottlos geräubert, sei des Bistums eigener Lehnsmann Kunz von Schwalbach auf Rheineck!“

Herr Kunz beteuerte bei seinem Namenspatron hoch und teuer seine Unschuld und Vasallentreue, doch der Erzbischof bestand auf der einstweiligen Beschlagnahme und gab dem Ritter anheim, sich demnächst vor dem Kollegium zu Köln mit Notar und Zeugen vom Verdacht des Kirchenraubes zu reinigen. Ließ dann das mächtige Faß versiegeln und verladen und fuhr mit seinen Getreuen nach Hause.

In ungezählten Flüchen wettete derweil der Schwalbacher. Ihn tröstete Junker Jörg, und seinem Vertrauten versprach Herr Kunz mit ritterlichen Schwüren seine zierliche Nichte als Frau, wenn es ihm in Köln nicht an den Kragen ginge. Erregten Herzens hörte solches von dem Junker Adelgunde.

*

*

*

Im Kapitelsaal zu Köln saßen zwölf würdige Richter im Gestühl. Ihnen kredenzte, zwischen Ohm und Vormund den schuldigen Respekt verteilend, auf Herrn Anselms Geheiß Adelgunde zwölf silberne Becher des strittigen Weins. Indem er sich auf ihre Kennerschaft und Unbestechlichkeit berief, hieß der Erzbischof die Zwölfe ihr Urteil abgeben, ob das Weinfäß Moselblümchen, Walporzheimer oder Aßmannshäuser enthalte.

Bedächtig führten die Richter die Becher an die Lippen, nippten, verzogen die Mundwinkel, kosteten nochmals und schüttelten sich dann allesamt ob des miserablen Getränks.

Einstimmig urteilten sie, dieser säuerliche Wein sei alles andere als Aßmannshäuser. Zerknirscht stand Herr Anselm, triumphierend Ritter Kunz, verklärt die Jungfrau Adelgunde und der Junker Jörg.

Etliche Wochen darauf wurde auf Rheineck eine fröhliche Hochzeit gefeiert. Als der Ritter Jörg mit seinem jungen Ehegemaß auf festlich geschmücktem Gespann das Schloß verlassen hatte, um Adelgunde in die väterliche Burg heimzuführen, saß der geistliche Vormund, der sich herabgelassen hatte, das Paar zu trauen, mit dem Rheinecker noch einträchtig vor den blinkenden Kannen. Und in gehobener Feststimmung drang der Bischof in den Ritter, er möge ihm nunmehr gestehen, wie er es zuwege gebracht habe, den versiegelten Aßmannshäuser in jenen miserablen Essigwein zu verzaubern. Dafür wolle er ihm beichten, wie er dazumal im Burgkeller den Aßmannshäuser entdeckt habe. Lachend nickte Herr Kunz mit dem derben Kopf; dann winkte er seinem Schenk; der brachte flugs eine neue Weinkanne, kredenzte sie den Herren Zechern, und aufs neue schlürfte Anselmus seinen Leib- und Schlummerwein.

Feierlich beteuerte er: „Ritter Kunz, das ist der Wein, dessen Standort ihrem Vormund die sittsame Adelgunde gehorsam verriet.“

Da drohte Kunzens Faust auf dem Eichentisch, daß die Kannen klapperten, und er wetterte höllisch ob der Falschheit eines solchen Schlängleins. Aber der Bischof verwies ihm seinen unheiligen Zorn, sintemal nur geistlichem Zuspruch das fromme Kind gefolgt sei. Und auf seine Schenkel schlug sich schüttelnd Herr Kunz.

„Frommes Kind das, die Euren gelehrten Richtern die Probebecher so wirksam mit Wermut und Essig eingerieben hat!“

Da saß Anselmus eine Weile stumm, dann schüttelte er das ehrwürdige Haupt. Und dann lachten Beide, Ritter und

Bischof. Als hierauf der Ritter dem Bischof die Hälfte des Fasses zurückgab als schlaffördernden Nachtrunk, da reichte ihm Herr Anselm gnädig die lehnsherrliche Hand, in die Herr Kunz freiwillig das Gelübde tat, künftig alles, doch niemals mehr den bischöflichen Aßmannshäuser zu räubern.



Rolandseck

Ritter Roland

*

I.

Ein Kranz gefeierter Helden umgab den großen Kaiser Karl. Der Paladinen Krone aber war der Neffe des Frankenkönigs, Graf Roland von Angers. Keines Ritters Name glänzte wie der seine in Schlacht und Turnier. Ihn verehrte die wehrlose Unschuld, ihn bewunderten die Freunde und achteten die Feinde. Sein ritterlicher Geist war dem üppigen Wohlleben abhold. In männlichem Stolz den dauernden Aufenthalt an des Kaisers Hoflager verschmähend, trat er vor seinen kaiserlichen Ohm und erbat sich von ihm die Gewähr zu Fahrten in jene Länder des gewaltigen Frankenreiches, die ihm bisher fremd geblieben waren. Sein jugendlicher Tatendrang sehnte sich nach ritterlichen Abenteuern und Gefahren. Wehmutvoll sah der große Karl den jugendlichen Ritter von seinem Hof scheiden; unfroh willfahrte er seiner Bitte.

Und so verließ denn im grauenden Tag der ritterliche Held den Kaiserpalast an der Seine und ritt, nur von seinem treuen Knappen begleitet, nach Sonnenaufgang; dem Wasgau galt sein nächstes Ziel. Auf der Burg Niedeck bei Haslach hielt er Einkehr und ebenso bei Uttich, dem Herzog im Elsaß.

Weiter zog Roland, und als er eines Abends den Wasgenwald hinunterritt, begrüßte ihn aus der Ferne des Rheines schimmernde Flut. Breit wälzten die fessellosen Wogen sich über das Bett des Stromes und bespülten schonungslos zur



Karl der Große
Nach dem Gemälde von Albrecht Dürer



Roland in der Schlacht von Roncevalles

Nach dem Gemälde von A. Guesnet

Linken und Rechten die Ebene. Kargen Reiz bot der Fluß hier in seiner schrankenlosen Wildheit. Aber dem Ritter war bekannt, daß bald das Bild sich ändern werde. Rheinabwärts zog er, wo den gebändigten Strom gewaltige Bergriesen in festgefügte Grenzen engen. In seinen Fluten steht siegend ihr Fuß; nur manchmal treten sie willig zurück und lassen dem Knappen und Kaufherrn einen Saum Landes, oft kaum so breit, daß ein Gefährt vorbei kann. Auf ihrer Höhe schauen stolze Burgen in die Gaue und künden dem Wanderer drunten den Ruhm und Reichtum alter Geschlechter. So machte Roland manche Tagereise auf seiner fröhlichen Rheinfahrt. Er begrüßte manche sagen- und erinnerungsreiche Stätte, den steilen Loreleyfelsen, wo in milden Vollmondnächten die Wassernixe sang, das freundliche Örtchen, wo St. Goar gelebt und gewirkt zu Childeberts, des Merovingers Zeit (jener wunderliche Heilige, der jüngst Rolands kaiserlichem Ohm einen dichten Nebel nachschickte, ihn nötigend, auf freiem Feld zu übernachten, sintemal des Carolus Magnus Majestät unterlassen hatte, auf der Fahrt von Ingelheim nach Koblenz vor des Heiligen Kapelle das Knie zu beugen), die Mayenfelder Au bei Andernach, wo Genoveva gelebt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendreiche Gemahlin.

Und nun nahte Roland der Stelle, wo den Strom, am Ende des Rheintales angelangt, mit burggekrönten Häuptionen sieben gewaltige Trachytiesen umstehen, gleich jenen sieben gekrönten Paladinen, die in späterer Zeit des deutschen Kaisers heilige Person huldigend umstanden. Ein waldiges Eiland lugt dort grüßend aus der dämmergrünen Flut. Notgoldiger Abendsonnenglanz hinter den sieben Bergen. Auf den Bergrücken zahllose Rebengelände, links leuchtende Buchenhaine, aufsteigend bis zur Höhe der schroffen Kuppe, rechts des Stromes murmelnder Wellenschlag, drüben, weit sichtbar auf dem sagenumwobenen Fels, wo voreinst ein scheußlicher Lindwurm gehaust, die Mauerkronen eines

Ritterschlosses. Hoch über allem, auf dunklen Flügeln niederschwebend, die Nacht im Sternengoldgewand!

Schweigend hält der Ritter. Sein Blick ruht bewundernd auf der reichen Schönheit, die das Rheintal hier bietet. Unruhig stampft des Rosses Huf, besorgt schaut der treue Knappe zum dunkelnden Himmel. Schüchtern mahnt er den Herrn, daß es Zeit sei, ein Nachtlager zu suchen.

„Drüben auf jener erleuchteten Burg möchte ich es erbitten,“ sprach Roland, den mit einem Male eine niegekannte Weichheit des Gemütes erfaßte. Dem Knappen gebot er, nach des Schlosses Namen den Fergen zu fragen, der drunten seinen Nachen löste zum nächtlichen Fang.

Die Feste gehöre den Drachenburgern, Graf Heribert Hause dort zur Stunde. Also lautete die Antwort, und Freude blitzte aus Rolands Augen. Viedelrige Grüße und Botschaft waren ihm aufgetragen worden an den alten Grafen auf der Drachenburg von ritterlichen Freunden am Oberrhein und in Rheinfranken. Roland säumte nicht länger mit seinem Entschluß. Bald durchfurchte ein Boot die dunkle Flut.

II.

Nacht war's mittlerweile geworden. Durch des Waldwegs Dunkel zeigte ihnen der schimmernde Vollmond den Weg zur Höhe. Gar freundlich bot Graf Heribert, eine würdige Rittergestalt in der Fülle der Jahre, dem Neffen seines kaiserlichen Herrn auf seiner Burg Willkommen. Bis zur zwölften Stundenwende pflegten die Beiden in dem Gemach des Schloßherrn unterhaltende Rede.

Am andern Morgen stellte Graf Heribert dem Ritter sein Töchterlein Hildegund vor. Voll geheimer Bewunderung hing Rolands Auge an der lieblichen Jungfrau. Nie hatte bisher Frauenanmut tiefere Gefühle in seiner Seele geweckt. Nach Waffenruhm und Heldenwagnis, nach Kampfspiel und Fehde

hatte sie stets gedürstet, nun aber berührte über Nacht den kühnen Kämpfen der Zauberschlag der Liebe. Er, der gefürchteten Gegnern blitzend ins Auge geschaut, beugte das Haupt in mädchenhafter Verwirrung vor dem holden Zauber Hildegundis. Doch auch sie stand in zarter Scheu vor dem Helden, dessen Namen gar einen guten Klang besaß in den Landen auf und ab am Rhein.

Der alte Ritter löste der Szene unmerkliche Beklommenheit. Mit heiterm Scherzwort schloß er die zage Zwiesprache des jugendschönen Paares und geleitete den Gast durch des Schlosses prunkvolle Räume.

Länger weilte Roland auf der gastlichen Drachenburg, als er jemals auf einem andern Schloß gerastet in den Gauen des Rheines. Mit unlöslichen Banden hielt es ihn auf der paradisi-schen Höhe. Strahlend hob in seinem Herzen die Liebe ihr Haupt, und auch in Hildegundis reine Seele warf sie den lohenden Flammenbrand, und eines Tages — um die lindenbeschattete Steinbank im Burggarten spann die Dämmerung silbergraue Fäden — senkte sie Hand in Hand, Auge in Auge, Mund auf Mund und schwebte jauchzend über denen, die sie verbunden, eine allsiegende Königin.

Willig vertraute Graf Heribert dem gefeierten Paladin sein holdseliges Töchterlein an. Mit fröhlichen Hoffnungen schmückte er den Liebeslenz seines einzigen Kindes. Eine Burg sollte sich erheben auf der Felsenhöhe drüben am Rhein, der Drachenburg gegenüber. Als stolze Warte sollte sie von jenem schroffen Felseneck hineinschauen in das wunderherrliche Siebengebirge, die künftige Rolandsburg. Schon wuchsen ihre Mauern empor, und täglich standen die Verlobten auf dem Söller der Drachenburg und blickten hinüber, wo fleißige Werkleute zimmerten und Steinmetzen hämmerten, und Schön-Hildegund rankte goldene Zukunftsträume um das neue Heim, worin sie mit treuer Liebe fesseln wollte den abenteuergewohnten Helden.

Da erschien eines Tages ein Bote auf schäumendem Roß in der Drachenburg. Von der Kaiserstadt Worms kam der Abgesandte des kaiserlichen Ohms und brachte Kunde von dem Kreuzzug, den der Kaiser beschlossen gegen die Ungläubigen hinter den Pyrenäen. Karl wünscht den erprobten Ritter unter seinen Heerführern. Schweigend nahm Roland die Botschaft des hohen Gebieters entgegen. Er sah auf Hildegund, die mit totenbleichem Antlitz neben ihm stand, und grausam wühlte der Harm in seinem Herzen. Doch die Stimme der Pflicht weist seinem heldischen Geist den Weg. Den Königsboten heischt er, seine Ankunft im kaiserlichen Heerlager zu melden für den drittfolgenden Tag. Mit umdüsterten Brauen wendet er sich ab. An seiner Brust liegt schluchzend Hildegunde.

III.

Heiß stritten im Lande der Iberer Kreuz und Halbmond um die Herrschaft. Heftige Schlachten wurden geschlagen, und viel Blut floß von Christen und Ungläubigen. Herrliche Siege erfochten des Frankenkönigs tapfere Paladine, allen voran Roland. Sein Schwert bahnte dem Kaiser die Triumphwege, es deckte des Kaisers Heer, als es siegreich in unbekanntem Feindesland einherzog. Zu Ronceval war's, in jenem Tal, von dem seither gar viele Dichter gesungen haben in deutschen und welschen Landen.

Vom Hauptheer getrennt, zieht Rolands Nachhut ihre Straße auf dämmerndem Waldweg. Da tönt plötzlich verworrenes Geschrei zur Linken und Rechten von den Höhen, verderbend drohend dringen feige Mauren auf das Häuflein der Franken ein. Löwenmutig kämpfen diese. Wie ein Königsaar fliegt Rolands Schlachtroß Brilliador bald hierhin, bald dorthin, und manchen Sarazenenköpfe spaltet sein mächtiges Schwert Durando. Aber die Übermacht siegt über die Tapferkeit. Immer

lichter wird die Schar der Franken, und nun sinkt auch Roland, von dem Lanzenstich eines riesigen Mauren getroffen. Über ihn weg wogt der wütende Kampf. Als die Nacht trauernd ihren dunklen Mantel über die Walstatt breitete, hatten die Ungläubigen ihr scheußliches Werk vollbracht. Erschlagen lagen die Franken. Nur etliche waren dem Verderben entronnen.

Wo ist Roland? klang die bange Frage. Er war nicht unter den Geretteten. Wo ist Roland? fragte bestürzt der große Karl die müden Boten. Im ganzen Reich hallte ihre Antwort wider: Roland der Held fiel im Kampf gegen die Sarazenen. Wo man die bange Mär hörte, weckte sie wehe Gefühle.

Auch am Rhein ward sie vernommen. Eines Tages erschienen auf der Drachenburg die Königsboten und überbrachten mit des Kaisers innigem Beileid die schmerzliche Post. Tiefauf seufzte der alte Heribert und bedeckte mit der Hand die Augen. Einen schrillen Aufschrei tat Hildegund. Herzbrechend war ihr Jammer. Vor dem Bild der Schmerzenreichen lag sie schluchzend auf den Knien und flehte um Trost in tiefstem Leid. Tagelang schloß sie sich ein in ihr Kämmerlein, und selbst des Vaters sanfter Tröstung gelang es nicht, ihren wilden Jammer zu lindern.

Wochen schwanden. Dann trat eines Tages die vergräunte Maid in des Ritters Gemach, gefaßter als sonst. Verklärt schien ihr Schmerz. Und wie er die Knieende an sich zog, enthüllte sie dem Vater den Entschluß, der in ihrer leiderprobten Seele gereift war. Schmerzlich haben die Augen des Grafen Heribert gezuckt. Dann hat er einen Kuß auf ihre reine Stirne gedrückt.

Dann ist ein Tag gekommen, wo auf dem Eiland Nonnenwerth dort unten die Klosterglocken feierlich läuteten. Vor dem Altar kniete verschleiert eine neue Novizin, des Grafen Heribert holdselige Tochter. In des Klosters welkentrückten Stille suchte sie den Frieden, den sie in der väterlichen Burg nicht fand. Mit einem letzten Aufweinen hatte sie

des Geliebten teuren Namen aus dem tiefwunden Herzen gerissen, die Flammen trauernder Liebe gelöscht, und nun sollte es für immer erfüllt sein mit dem heiligen Feuer reiner Gottesminne. Vergeblich hoffte der gebeugte Vater, die ungewohnte Einsamkeit der strengen Klausur werde den Entschluß der geliebten Tochter wankend machen und sie am Ende des Probejahres zurückführen in seine Arme. Im Gegenteil; inständigst bat die gottliebende Jungfrau den Bischof, dem Geschlecht des Vaters verwandt, er möge ihr das Probejahr erlassen und ihr schon nach kürzerer Zeit gestatten, das unwiderrufliche Gelübde vor dem abzulegen, dem sie sich auf immer angelobt habe. Ihr sehnstüchtiger Wunsch ward erfüllt. Drei Monate waren verflossen, da fiel das goldene Haargelock von Hildegundis Haupt, und des Drachenburgers holde Tochter weihte sich durch feierlichen Schwur auf Lebenszeit dem Herrn des Himmels.

IV.

Monde waren seitdem vergangen. Es starb der Lenz, und die Garben reiften auf den Feldern. An der Stelle, wo den Strom, am Ende des Rheintales angelangt, mit burggekrönten Häuptern sieben gewaltige Trachytiesen umstehen, hält rastend mit seinem Troß ein Ritter. Noch ist's nicht allzulange, da hat er fern im Süden, wo die Sonne Iberiens das Tal von Ronceval bestrahlt, in einer elenden Hirtenhütte gelegen. Dorthin hatte der treue Knappe den Gebieter geschleppt, dem eine maurische Lanze sich in die Brust gebohrt. Hier hatte der kühne Held und Heerführer wochen- und mondenlang auf dem Siechbett gelegen und mit dem Tod gerungen, bis seine kraftgestählte Natur jenen bezwang. Roland erholte sich unter liebevoller Pflege, während man im Frankenlande ihn als Toten betrauerte. Nun war er zurückgeeilt zu der Stätte, wohin es ihn drängte mit unbezwingbarer Gewalt.

Ein waldiges Eiland lugt grüßend aus der dämmergrünen Flut. Rotgoldiger Abendsonnenglanz über den sieben Bergen. Auf den Bergrücken zahllose Rehgelände, links leuchtende Buchenhaine, aufsteigend bis zur Höhe der schroffen Kuppe, rechts des Stromes murmelnder Wellenschlag, drüben weit sichtbar auf dem sagenumwobenen Fels, wo voreinst ein scheußlicher Lindwurm gehaust, die Mauerkronen eines Ritterschlosses. Hoch über allem die Nacht im Sternengoldgewand.

Schweigend hält der Ritter. Sein Blick ruht bewundernd auf der reichen Schönheit: wie vor Monden faßt den Träumenden eine seltsame Weichheit des Gemütes.

„Hildegund!“ murmelt Roland und blickt hinauf zum sternbesäten Himmel.

Wieder durchfurcht wie dazumal ein Fahrzeug die dunkle Flut. Auf dem Waldweg, der zur Drachenburg führt, schreitet Roland, begleitet von seinem Knappen.

Erblassend starrt der alte Burgwart auf die späten Gäste. Er bekreuzt sich und stürzt hinauf in des Herrn Gemach. Da wankt eine Männergestalt herfür, von Alter und Gram gebeugt. Ihm eilt der Ritter entgegen. „Roland!“ klingt es aus des ergrauten Burgherrn Munde. Schweigend hält der späte Gast den schluchzenden Alten umfangen. Als Roland wegzog vor Monden, fand sein Harm keine Tränen, nun flossen sie reichlich über seine faltigen Wangen.

Aus des Andern Arm reißt sich der Ritter.

„Wo ist sie? (Gellend hallt die Frage.) Tot?“

Unsagbar traurig blickt Graf Heribert ihn an.

„Hildegund, die Braut des totgesagten Roland, ward eine Braut des Himmels.“

Da stöhnt der Held auf und verhüllt das Haupt.

Hat dann im Frühlicht die Drachenburg verlassen, eine Königseiche, vom Blitz berührt. In der Burg auf dem Felseneck drüben, die im Lenz seine hoffende Liebe sich erbaut hatte, ist er eingekehrt und hat dort die Kriegerrüstung abgelegt für

immer. Erloschen waren die Sterne in seiner Brust, erstarben im Erleiden sein Tatendurst. Tag um Tag ist er dort oben gesessen und hat unverwandt hinuntergeschaut auf das grüne Eiland im Rhein, wo jeden Morgen im Klostergarten die Nonne Hildegund einherwandelte zwischen den Büschen und blühenden Blumen. Bisweilen war es, als ob sie grüßend sich neige, und dann verklärte des Ritters Angesicht das Abendrot eines versunkenen Glückes.

Dann ward ihm auch dies genommen. Eines Tages blieb die Holde aus, und dann tönte klagend das Sterbeglöcklein auf dem stillen Eiland. Er sieht einen Sarg, den sie drunten hinaustragen zur Begräbnisstätte und hört der Nonnen Trauergesänge und Gebete. Alle sieht er vorüberwallen, nur eine nicht. Und der Held verbirgt das Antlitz. Er weiß, wen sie zu Grabe tragen.

Der Herbst kam und wehte welkes Laub auf das Grab der Nonne Hildegund. Noch immer saß Roland droben und schaute regungslos allmorgens nach des Eilands Kirchhof. Und so fand ihn eines Tages der Knappe entseelt, die gebrochenen Augen nach der Stätte gerichtet, wo die Geliebte schlief, die verlorene.

Noch manch ein Jahrhundert krönte den Berg, den sie noch heute Rolandseck heißen, die Rolandsfeste. Dann sank auch sie in Trümmer, gleich der Drachenburg, deren Turm noch jetzt emporragt. Vor einem halben Jahrhundert ist in einer stürmischen Winternacht ihr letzter Torbogen eingestürzt. Man hat ihn wieder auf gebaut, und noch immer ragt von dem steilen Felseneck am Glanzpunkt des Rheintals der Rolandsbogen, die jetzigen Geschlechter erinnernd an ritterlicher Vorzeit treue Minne — und zugleich an die schönste Sage des Rheinlandes.



Siebengebirge

Die Entstehung des Siebengebirges

*

Wie das Siebengebirge entstanden ist, darüber geht bei den dortigen Bewohnern eine uralte Sage. In grauer Vorzeit ist's gewesen. Mammut, Elefant und Nashornarten stampften dazumal in jener Gegend, wie die bei der nahen Stadt Unkel gefundenen Tierreste bezeugen. Tausendjährige Zypressen bildeten neben dem Lorbeer, dem Kampfer- und Johannisbrothbaum in einem feuchten, subtropischen Seeklima mächtige Waldungen, die den Urwäldern des heutigen Java und Ceylon ähnlich gewesen sein mögen. Das Rheintal vom Knie bei Basel nordwärts war in jener Urzeit, wo Pferd und Hund in noch vorhandenen Knochenresten auf menschliche Siedelungen deuten, ein gewaltiger Binnensee. Von dem gärenden Innern der umliegenden Berge gedrängt, traten seine unruhigen Wassermassen oftmals verheerend über die Ufer.

An seinem gebirgigen Nordrand, wo heute Drachenfels und Rolandseck, zwei zyklischen Portalpfeilern vergleichbar, zur Rechten und Linken aufragen, mangelte ihm der Abfluß nach Norden zum Weltmeer.

Die Umwohner in der heutigen Gegend der Eifel und des Westerwaldes haben im Gedenken der ständig drohenden Wasser dies unfroh empfunden. Ungezählte Opfer brachten sie ihren Gottheiten, damit diese durch das unterirdische Feuer den mauerartigen Gebirgsrücken zertrümmerten und der befreite rheinische Binnensee, statt die Täler ringsum wiederholt zu überschwemmen, über die weiten Niederungen sich nordwärts ins offene Meer ergieße. Aber die Mächte der Unterwelt verschlossen ihr Ohr den Bitten der Sterblichen.

So schickten diese denn einst Sendboten ins Land der Riesen und baten, es möchten ihrer etliche herabsteigen und versuchen, das Gebirge zu durchstechen, welches das Wasser am Weiterfließen hindere. Reiche Geschenke seien neben dem tausendstimmigen Dank vieler Geschlechter ihr Lohn für solch menschenfreundliches Tun.

Da sind eines Tages sieben Hünen gekommen mit riesigen Spaten, die erklärten sich bereit, die trachytne Bergmauer am Nordufer des Binnenmeeres abzutragen. Wuchtig hoben sie an, ihr Niesenwerk auszuführen. Bald klaffte eine Lücke im Bauch der Bergwand, das Wasser des Sees drang in den Spalt, vergrößerte ihn und flutete hinab in die Ebene. Der See verengte sich, der schwand dann vollends, und majestätisch strömte der befreite Strom dem Nordmeer zu.

Behaglich blickten die Hünen auf ihr Werk, und eitel Freude herrschte an beiden Ufern des Rheins. Reichliche Schätze, die sie den Schachtgeistern ihrer Berge entrissen hatten, brachten die dankbaren Umwohner den Riesen als verheißenen Lohn. Brüderlich teilten die Sieben, schulterten ihre Spaten und gingen davon. Wo sie aber die Erd- und Steinmassen abgelagert hatten, da waren sieben Berge entstanden. Sie sind noch heute zu sehen, nachdem inzwischen im Lauf von Jahrtausenden der Rhein immer mehr seine Gewässer zusammengezogen hat und die entstandenen und wieder verschwundenen Nebenflüsse nach und nach jene lieblichen Täler des Siebengebirges und die edelgeformten Umrisse der sieben Berge schufen, so wie sie heute jedes Auge entzücken.

Das Nachtigallenwäldchen bei Honnef

*

Es ist ein gesegnetes Fleckchen Erde, jenes versteckte Honnef, das wie ein schönes, scheues Kind sich zu Füßen des alten, schützenden Drachenfels am Rheinstrom hinschmiegt. Des Berges Riesenrücken schützt es, das wie in einer Muschel

gebettet liegt, vor dem eisigen Atem des Nordwindes. Milder weht darum die Luft in jenem Tal und Ort, den sie das deutsche Nizza nennen. Wenn den Wanderer die Juni-Abendsonne droben auf der Drachenfelshöhe zur Heimkehr mahnt und er herunterschreitet durch das Honnefer Tal dem harrenden Dampfschiff zu, dann tönt dem Verspäteten rings aus den Büschen Gesang der Nachtigallen entgegen. Zahlreich, wie nirgends ringsum, haben hier die nächtlichen Sängerinnen der Liebe sich ein Stelldichein gegeben; seit langen Jahren ist es so, und die Sage vertraut uns warum.

Einst sangen sie anderswo. In der Eifel war's, im Forst der alten Abtei Himmerode. Dort klang, wie heute im Tal von Honnef, in schweigsamen Dämmerstunden ihr entzückender Gesang. Ihn vernahmen die ernsten Mönche, die in den Kreuzgängen und im Klostergarten in frommer Betrachtung umherwandelten. Ihn vernahmen die strengen Büsser, die in den Zellen drinnen den Leib kasteiten. Und in ihr Beten mischte sich der Nachtigallen lockender Werbelaut. Da haben in manchem Mönchsherzen, das der Weltlust längst entsagt hatte, sich scheu die Erinnerungen geregt, und in manches frommen Bruders Ohr haben sie geraunt von weltlichen Dingen.

Dann ist eines Tages der heilige Bernhard in die Abtei Himmerode gekommen und hat hineingeblickt in die Herzen der Brüder. Und es erfaßte ihn aufrichtige Betrübniß, da er wahrnahm, wie aus manches Heiligen Seele der Gottesfrieden gewichen war. Nicht unbekannt blieb ihm die Ursache. Voll heiligen Eifers trat der fromme Gottesmann hinaus in den Wald, der das Kloster umhegte, und hob zürnend die Hand auf gegen die gefiederten Sänger des Forstes. „Hebet euch weg von hinnen! Ihr seid uns zum Ärgernis!“

Dreimal hatte es der Heilige hinausgerufen, und siehe, ein Gewimmel entstand in dem Geäst ringsum, ein Schwarm von zahllosen Nachtigallen hob sich aus den Büschen. Noch einmal

erfüllte den Wald ihr entzückender Gesang; dann stoben sie fort mit scheuem Flügelschlag.

Im Tal von Honnef haben sie sich niedergelassen, und kein Bannfluch hat sie seither von dort vertrieben. Nicht sind sie der Weltlust abhold, wie Sankt Bernhard, die da wandeln allein oder zu zweien im Tal von Honnef; noch jene, die mit blassen Wangen sich ergehen in den Gärten von Höhenhonnef. Diesen und jenen tönt der Nachtigallen bald schwermütiger, bald frohlockender Gesang. Und ein jedes deutet ihn nach seiner Weise.

Der Drachenfels

*

I.

Wenn der Rheinfahrer von Bonn stromaufwärts fährt, erblickt er bald zur Linken des Dampfers die malerischen Kuppen des Siebengebirges. Des vordersten Berges steilragenden Gipfel krönen noch heute Turm und Mauern eines alten Ritterschlusses. Von jenem viel besuchten Berg mit dem schauerlichen Namen, wo es zur Sommerzeit nimmer still wird von Zechersang und Becherklang, erzählt das Volk eine rührende Sage.

In den ersten Jahrhunderten nach der Geburt des Welterlösers nahmen die Germanen auf dem linken Rheinufer willig die Kreuzeslehre an, die ihnen der heilige Maternus, ein Jünger des großen Völkerapostels, aus Gallien herüberbrachte. Vergeblich waren indes die Bemühungen der Glaubensboten bei den heidnischen Stämmen des innern Germaniens. Sie verharrten in ihrem Heidentum und verschlossen ihre Gaue feindselig den fremden Priestern aus jenem Reich, das bereits früher unter verschlagenen Heerführern seine gepanzerten Legionen ländergierig auf freie Männererde geführt hatte.

Damals soll ein greulicher Lindwurm in einer Höhle des Felsens gehaust haben (die noch heute das Drachenloch heißt), ein Drache von scheußlicher Gestalt, der täglich sein Felsloch verließ und hinab in die Wälder des Tales raste, Menschen und Tiere bedrohend. Menschliche Kräfte waren ohnmächtig gegen das Ungetüm und vermeinend, eine erzürnte Gottheit verberge sich in dem schlangenartigen Molch, erwiesen sie ihm göttliche Ehren und opferten ihm Verbrecher und Gefangene.

Ein rauhesitteter Heidenstamm bewohnte den Fuß des Berges. Oft unternahmen die kriegslustigen Männer verheerende Raubzüge auf das jenseitige Ufer und trugen erbarungslos Mord und Brand unter ihre christlichen Volksgenossen. Einst waren sie wiederum nächtens hinübergezogen und erbeuteten im Kampf mit den Überfallenen Gut und Gefangene. Unter den letzteren befand sich eine Jungfrau von auffallender Schönheit. Zwei Heerführer, von ihrer Anmut entflammt, verlangten sie für sich, Horsrik der ältere, ein berühmter Häuptling, ein gefürchteter Kämpfer von ungewöhnlicher Körperkraft, der jüngere, Rinbold, von minder rohen Sitten, doch von gleicher Kühnheit.

Schauernd wandte die liebliche Jungfrau sich zur Seite, als sie die Beiden blitzenden Auges um ihren Besitz streiten sah. Ringsum die siegesfrohen Männer. Mehr noch als der Preis der eigenen Beute bewegt sie der Streit der Mächtigen um das gefangene Christenweib. Schon finden die grollenden Worte der beiden Gegner einen Widerhall in den Herzen der umstehenden Krieger. Horsrik fordert sie, der gefürchtete Kämpfer; Heilrufe aus der Männerrunde ermutigen ihn. Rinbold fordert sie, der jugendstolze Heerführer, zahlreichere Heilrufe aus der Männerrunde begrüßen ihn. Finster starrt der andere, seine Riesenfaust umklammert drohend den Streitkolben. Da lichten sich der Männer geschlossene Reihen. Zwischen die Streitenden tritt der Oberpriester, ein silberhaariger Greis mit strengen Zügen. Laut tönt des Greises harte Stimme:

„Verflucht sei jeder Zwist um den Besitz der Fremdgläubigen! Nicht soll die Christin die Edelsten unseres Stammes entzweien. Keines Anteil werde die Tochter derer, die wir als Abtrünnige hassen. Dem Drachen sei geopfert die Stifterin unseligen Zwiespaltes. Zu Wuotans Ehre, den sie lästert und ihre Erzeuger, werde sie geweiht, wenn sein segnendes Sonnenauge sich öffnet zum andernmal!“

Beifall murmeln die Männer, als erster Horsrik. Hoherhobenen Hauptes steht die Jungfrau. Schmerzlich und bewundernd hängt an ihrem engelgleichen Antlitz das Auge Rinbolds, des jugendlichen Führers.

II.

In der Frühe des folgenden Tages, noch ehe das Tagesgestirn im Osten erglühete, wurde es im Tal lebendig. Durch des Waldes Dämmer bewegte sich ein lärmender Zug hinauf zur Höhe. Voran die Priester, in ihrer Mitte, bleich, doch gefaßt, die Gefangene. Schweigend hatte sie geduldet um des Herrn willen, daß des Oberpriesters knöcherne Hand um ihre Stirne die weiße Opferbinde wand und geweihte Blumen flocht in das gelöste Haar. Mancher mitleidige Blick aus des Volkes Kreis hatte die Standhafte verstohlen gestreift, eines jugendstolzen Heerführers Augen hatten flammend aufgezuckt in verhaltenem Weh beim Anblick der todgeweihten Jungfrau.

Erreicht war der Felsvorsprung, den schon oftmals unschuldiges Menschenblut geschändet hatte. Wortlos umwandten die Priester ihren zarten Leib mit Stricken und schnürten ihn an den uralten heiligen Baum Wuotans, der den Schluchtrand weit überschattete. Keine Klage entfuhr der Christin Lippen, keine Träne schimmerte in ihren Augen, die verklärt hinausschauten in den frührotlichten Himmel. Des Volkes Schwarm lichtete sich und zerstob; schweigend standen in der Ferne die erwartungsvollen Heiden.

Die ersten Sonnenstrahlen fluteten über den Berg. Sie flammten in der Blumenkrone, die der Jungfrau Haar umschlang, spielten in dem geistentrückten Antlitz und umgaben es mit einem Glorienkranz von Licht und Schimmer. Die Christenjungfrau erwartete den Tod, wie die Verlobte den Bräutigam. Ihre Lippen bewegten sich im Gebet.

Da drang aus der Tiefe verworrenes Getöse; der Drache fuhr fauchend aus seiner Höhle über den Waldweg. Er erblickt das Opfer an der Stätte, die seiner Blutgier bekannt ist. Hochaufkrümmt sich der schuppegepanzerte Wanst, auf scharfkralligen Beinen gespreizt; lüstern wirbelt er den schlangenartigen Schweif und zeigt in gräßlich gähnendem Rachen sein todbringendes Gebiß. Schnaubend kriecht das Ungeheuer heran, gierig züngelnd. Aus den geweiteten Augen sprühen Flammen.

Todesschauer faßt auch die Jungfrau beim Anblick des Molches. Aus dem Busen reißt sie zitternd ein funkelndes Goldkreuz und hält es, wie abwehrend, mit einem bebenden Aufschrei zu Gott dem Lindwurm entgegen. Und Staunen! Hochaufbäumend, wie vom Blitz getroffen, fährt der Drache zurück, überschlägt sich und stürzt rücklings über das zackige Felsgestein in die Tiefe. Unter brüllendem Geheul und dem donnernden Geröll nachstürzender Felsstücke verschwand das Untier in den aufbrausenden Wellen des Stromes.

Ein einstimmiger Schrei entfuhr den abseits harrenden Heiden. Staunen und Schreck auf allen Gesichtern. In müder Gottergebung, mit traumhaft geschlossenen Lidern, stand die Jungfrau und betete leise zu dem, der sie gerettet hatte. Da sanken die Stricke, die sie schnürten; zwei schnige Arme ergriffen sie und trugen sie in den Kreis der staunenden Menge. Sie hob die Augen und sah den jüngeren der beiden Heerführer; seine rauhe Kriegerhand erfaßte die ihre. Wie vor einem himmlischen Wesen beugte der Jüngling das Knie und berührte mit den Lippen ihre Finger. Laute Heilrufe ertönten dem geliebten Häuptling.

Der Priestergreis trat vor, und erwartungsvolles Schweigen lag über dem Volke. Wer sie gerettet habe vor dem sichern Verderben, wer der unbekannte Gott sei, der den Seinen so sichtlich in Todesnot helfe, fragte er feierlich die Christin. Und verklärt leuchteten die Augen der Jungfrau.

„Dies Bild des Christengottes hat den Drachen zerschmettert und mich gerettet,“ rief sie. „In ihm ruht das Heil der Welt und die Wohlfahrt der Völker!“

Mit scheuer Ehrfurcht betrachtete der Priestergreis das Christuskreuz.

„Möchte es bald auch deinen Geist erhellen und den von allen ringsum,“ sprach die Jungfrau ernst. „Es wird euch größere Wunder offenbaren wie dieses; denn unser Gott ist groß.“

Man geleitete die Jungfrau feierlich heimwärts samt den übrigen Gefangenen. Sie kehrte bald zurück, begleitet von einem christlichen Priester. Die Stimme des Glaubens und der Unschuld wirkten Wunder in den Herzen der Heiden. Tausende begehrten die Taufe. Der Priestergreis und Rinbold waren die ersten, die ihr Haupt der neuen Lehre beugten. Jubel herrschte in dem Stamm, als die Jungfrau dem jugendlichen Heerführer die Hand reichte fürs Leben. Eine Kirche erstand in dem Tal und eine Burg den Neuvermählten auf der Höhe des Felsens. Wohl zehn Jahrhunderte blühten die Drachenburger, ein mächtiges Geschlecht in den Gauen des Mittelrheines.

*

Die Drachenburg

*

Dietrich vom Berge, Kurfürst von Köln, so erzählt die Kölnische Chronik, fing einen Juden und brach dem einen so großen Schatz ab, daß er Godesberg damit ließ bauen um 1209, davor St. Michaels Kapelle pflag zu stehen; also daß man den

Heiligen darnach nicht so gemeinlich verehren konnte, als man zuvor tat. Auch war kein Bischof vor ihm so kühn, der darauf eine Festung durfte setzen.

Den Bewohnern von Godesberg ließ der Kölner Kirchenherr für das droben niedergerissene Michaelskirchlein auf der Südseite des Berges ein neues Gotteshaus erbauen. Er selber aber beging die Einweihung der stolzen Godesburg, die als Sommersitz der Kölner Erzbischöfe gedacht war, mit einer großen Gasterei. Die edelsten ritterlichen Herren vom Mittelrhein saßen an der kurfürstlichen Prunktafel versammelt, und froher Festjubiläum durchhallte zum erstenmal die glanzvollen Räume der neuen Burg.

Wie einst zu Worms im Kaisersaal die deutschen Fürsten, also priesen mit viel schönen Reden ihrer Burgen Wert und Zahl die rheinischen Ritter. Traf es sich auch, daß etliche vernehmlich mit den Edelsteinen prunkten, die in ihrem Besitz waren. Und es lief, von einem der Herren zum artigen Reim geschmiedet, die friedsame Streitfrage durch den Saal: Wer hat den schönsten Edelstein wohl auf und ab den ganzen Rhein?

Als bald eiferte ein jeglicher zu zeigen, was er an kostbarem Gestein sein eigen nannte. Der wies einen Fingerring vor, drin funkelte ein herrlicher Demant, jener wies auf seinen Schwertknauf, in dem ein Stein von wunderbarem Glanz leuchtete; andere konnten an Gürtel und Barett köstliche Kleinodien zeigen. Männiglich bekannte sich indes für geschlagen, als Herr Dietrich vom Berge mit würdigem Behagen den unvergleichbaren Edelstein vorwies, den er in seinem erzbischöflichen Siegelring trug. An der ganzen Tafel herrschte nur eine Stimme, daß dies der schönste Edelstein wäre, der auf und ab den ganzen Rhein zu finden sei.

War einer unter den Anwesenden, der hatte sich an dem Wettstreit gar nicht beteiligt. Abseits stand er in einer Fens-ternische und blickte gelassen auf das lärmende Gebaren der

kurfürstlichen Gäste. Herr Germund war's, der Burgherr von Drachenfels. Mit ihm war der Erzbischof noch unlängst in erbitterter Fehde gelegen, bis zuletzt der kölnische Landesherr es für zweckmäßig gehalten hatte, mit Herrn Germund sich auszusöhnen, sintemal dieser von seinem unbezwingbaren Felsenhorst die Kölnischen mehrmals mit blutigen Köpfen heim geschickt hatte.

Dem schweisgsamen Drachenburger, der mit gekreuzten Armen die tafelnden Herren sinnend betrachtet, ruft der Erzbischof wohlgemut, wenngleich nicht ohne Erwartung zu: „Ritter Germund, ich vermisse Euer Urteil; Ihr möget wohl, hoff' ich, mir den Preis nicht! streitig machen, den mir diese edlen Herren zuerkennen!“

Und der Drachenburger trat näher und entgegnete mit seltsamem Lächeln: „Gern lasse ich Euch den Ruhm; da Ihr aber meine Stimme nicht missen möget, muß ich Euch bekennen, Ihr Herren ringsum, daß ich einen Stein besitze, mit dem die Eurigen samt und sonders sich nicht messen können.“

Zog bei diesen Worten einen Goldreif vom Finger, in den war ein gewöhnlicher Basaltstein gefaßt. Da hallten die Wände des Bankettsaales wider von dem wiehernden Lachen der erzbischöflichen Gäste über den wunderlichen Toren. Und mit feiner Spottgebärde meinte der Erzbischof zu seinem früheren Gegner: „Solcher Steine sehe ich täglich viele Karren voll auf den Gassen vorüberfahren zum Häuserbau. Das Schwert in Eurer Hand mag wohl im Kampf funkeln, bester Ritter; aber niemals der Ring an Eurem Finger; denn er ist blind.“

Und der Ritter trat zum Fenster, an dem er nachdenklich gestanden, zog den seidenen Vorhang zurück, sodaß die sinkende Sonne goldig hineinflutete und rief mit leuchtenden Augen: „Seht her, ihr Herren; drüben liegt auf steiler Bergkrönung die stärkste Burg am Rhein. Aus diesem grauen unansehnlichen Stein hier ist meine Drachenburg erbaut, und nicht für all euer Gold noch Gestein ist sie mir feil!“

Da verstummten die Zecher und blickten einander betroffen an. Böse Schnapphähne waren drunter, die sich die Raubritterzähne am Basalt des Drachenfelsen ausgebissen hatten. Der Erzbischof aber senkte die Augen; hatte er doch am deutlichsten erkannt, was die Drachenburg wert sei.

Der Mönch von Heisterbach

*

In einer lieblichen Talmulde des Siebengebirges stand in alter Zeit das Kloster Heisterbach. Trauernd stehen heute noch etliche Mauerreste auf dem baumbelaubten Wiesenplan. Nicht dem Zahn der Zeit, sondern der Barbarei eines kriegerischen Zeitalters sind die Klosterhallen zum Opfer gefallen. Man hat die Mönche verjagt, die Mauerwerke gebrochen und die Steine verwandt zum Bau von Festungen. Seit dieser Zeit, so erzählen sich die Landleute im Siebengebirge, wandeln nächtlich die Geister der vertriebenen Mönche zwischen der Chorruiue und den Säulentrümmern. Stumme Anklage erheben sie wider ihre Verfolger und die wütigen Zerstörer ihrer Zellen. Unter ihnen befindet sich Gebhard, der letzte Prior von Heisterbach. Er irrt zwischen den Mönchsgräbern, zählt sie und besucht auch die Grabstätten der Herren der Löwenburg und Drachenburg. Eine Gruft fehlt; bei der letzten Zerstörung haben die Klosterschänder sie entweiht.

Gar berühmt waren im Mittelalter die gelehrten Mönche von Heisterbach. Manche kunstvolle Abschrift der Heiligen Schrift, manches hochgelehrte Schriftstück wanderte aus des rheinischen Klosters stillen Einsiedelei in die Welt und redete von dem Fleiß und Wissen der Mönche. War einer unter ihnen, noch jung an Jahren, der allen voranleuchtete an Gelehrsamkeit. Hoch stand der jugendliche Bruder in Achtung bei allen, und selbst des Abtes ergrautes Haupt beugte sich

mitunter achtungsvoll vor des Jüngers gottbegnadeter Wissensfülle.

Aber des Zweifels giftiger Wurm nagte an seinem blühenden Wissen, und den Spiegel seines Glaubens trübte schädliche Grübeleien. Oft irrten seine Augen unruhig über das vergilbte Pergament, worauf das lebendige Wort Gottes geschrieben stand, und ob sein gläubiges Herz sich auch demütig unterwarf und aufschrie: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“, so umschwirrten ihn oft höhnend die Gebilde seines unruhigen Geistes, verderblichen Zweifels peinigende Gestalten, und machten seine Seele zum Schauplatz qualvoller Kämpfe.

Wieder hatte er einstmals, das erglühte Antlitz über die Pergamentrolle gebeugt, die Nacht bis zur Morgenfrühe verbracht. Stunden vergingen, und um den hohen Bogenbau des Kreuzganges wob die Morgensonne ihren zarten Glanz. Verlockend hüpfen ihre Strahlen auf der beschriebenen Rolle in des Mönches Händen. Der aber gewahrte es nicht und starrte nur immerzu auf eine Stelle, die ihm des Zweifels peinigende Gestalten in die Seele riefen: „Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!“

Mondenlang schon quälte sein Hirn das rätselschwere Wort des Apostels. Mit Gewalt hatte er die unfaßbare Stelle ausgelöscht aus seinem Gedächtnis, und nun tanzten wiederum ihre Lettern vor seinen wirren Augen. Sie wuchsen, die krausen, schwarzen Zeichen, dehnten und reckten sich riesenhaft, wurden zu Hohngestalten und umschwirrten ihn spottend: „Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!“

Es riß ihn hinaus aus der engen Zelle in des Klostergartens feierliche Einsamkeit. Unruhigen Schrittes maß er die Pfade ab mit quälendem Brüten. Sein Blick haftete am Boden, sein Geist weilte weitfern von der ruhatmenden Umgebung. Ohne es zu wissen, hatte er den Klostergarten verlassen und wandelte in den Waldgängen. Fröhlich grüßten ihn die zutraulichen Vögel aus grünem Geäst, großäugig die erwachten Blumen aus

schwellendem Moos. Er aber, der grübelnde Denker, hörte und sah nichts. Denn der Zweifler in seiner Seele sah nur die eine Stelle einer Handschrift, hörte nur einen Laut: „Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!“

Ermattet war der irrende Fuß, ermüdet das Hirn. Auf einen Stein sank der Mönch nieder und lehnte das gequälte Haupt an den Baum. Ein versöhnender Traum entführte seinen Geist. In lichtumflossenen Sphären jenseits der Sterne fand er sich wieder; am Thron des Allerhöchsten. Ihn umrauschten die Wasser der Ewigkeit. Alle Schöpfungsgelilde erschienen und priesen seiner Hände Werke, dessen Herrlichkeit die Himmel rühmen: von dem Wurm im Staub, den noch nie ein sterbliches Wesen verstand zu schaffen, bis zu dem Aar in den Lüften, dem er Fittiche gegeben, vermöge deren er hinunterschaut auf die Höhen der Erde; von dem Sandkorn im Meer bis zu dem Riesenkegel, der auf des Herrn Geheiß Feuer speit aus Jahrtausende verschlossenem Schlund. Sie alle reden nur eine Sprache, die den Hochmütigen verschlossen ist und nur den Niedrigen offenbar und verständlich: die Sprache dessen, der sie einst aus dem Nichts hervorrief, sei es in sechs Tagen, sei es in sechstausend Jahren: „Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!“

Leis erschauernd öffnet der Mönch die Augen.

„Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“ murmelt er, sich aufraffend. Lauschend steht er. Die Klosterglocke tönt von fern. Vesperläuten ist's. Schon strahlt das Abendrot durch die schimmernden Buchen. Filends wendet er sich dem Kloster zu. Schon ist die Kirche erhellt. Durch die halbgeöffnete Tür erblickt er die Brüder im Chorgestühl. Geräuschlos eilt er auf seinen Platz zu. Staunend gewahrt er, daß ein anderer Mönch an seinem Platz steht. Er berührt ihn mit dem Finger. Noch seltsamer! Ein Fremder ist's, den er nie zuvor gesehen hat. Nun hebt auch der und jener sein Haupt von dem Buch empor und blickt stumm fragend auf den Ankömmling.

Den packt Beklommenheit. Nur fremde Gesichter gewahrt er. Erbleichend sieht er sich um und harret des Psalmes Ende. Verstummt sind Gesang und Gebet. Murrendes Fragen geht die Reihen entlang. Der Abt nähert sich dem Eingetretenen, ein würdiger Greis. Auf seinem Haupt ruht der Schnee von nahezu achtzig Jahren.

„Wie ist dein Name, fremder Bruder?“ fragt er in mildem, wohlwollendem Tone.

Grausen erfüllt den Mönch.

„Maurus,“ murmelt er tonlos, und seine Stimme zittert. „Bernhard der Heilige war der Abt, der mein Gelübde empfing im sechsten Regierungsjahr des Königs Konrad, den sie den Franken nennen.“

Ungläubiges Staunen auf den ernsten Gesichtern der Mönche. Und sein erblassendes Antlitz hebt der Mönch zu dem greisen Abt und beichtet ihm mit bewegter Stimme, wie er hinausgewandelt sei in der Morgenfrühe in den Klostergarten, wie er im Wald entschlummert und nicht aufgewacht sei, als bis die Vesperglocke ertönte. Der Abt winkt einem Bruder.

„Es sind schier dreihundert Jahre, da Sankt Bernhard starb und Konrad, den sie den Franken nannten.“

Die Urkunden des Klosters bringt der andere. Weit zurück blättern sie: dreihundert Jahre bis in die Tage Bernhard des Heiligen. Und also las der greise Abt, was das Pergament verkündete: „Maurus, ein Zweifler, verschwand eines Tages aus dem Kloster, und niemand hat seitdem erfahren, was aus ihm geworden ist.“

Ein Schauer heiliger Ergriffenheit durchläuft des Mönches Glieder. Das war ja er, jener Bruder Maurus, der ins Kloster zurückkehrte nach dreihundert Jahren! In seinen Ohren hallten die Worte, die der Abt gelesen, wie Posaumenton des jüngsten Gerichtes wider: dreihundert Jahre! Mit verglasten Augen starrt er empor, hilfesuchend tasten seine zitternden

Hände vorwärts. Die Brüder stützen ihn und betrachten ihn mit geheimem Grausen; denn sein Antlitz wird aschfahl wie das eines Sterbenden, der schmale Haarkranz auf seinem Haupte ist plötzlich schneeweiß geworden.

„Meine Brüder,“ murmelt er mit erlöschender Stimme, „achtet allezeit in Demut das unvergängliche Wort des Herrn und suchet nicht zu durchdringen, was er wohlbedacht uns verhüllt. Für ihn gibt es weder Raum noch Zeit. Möge dies Beispiel niemals erlöschen in Eurem Gedächtnis. Nun ward mir offenbar das Wort des Apostels: Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag. Er, der Unerforschliche, sei mir armen Sünder gnädig!“

Entseelt sank er zu Boden, und erschüttert beteten die Brüder an seiner Leiche die Totengebete.



Bonn

Die Cassiushunde

*

Hoch ragt über das Häusermeer der Stadt Bonn das uralte Münster empor. In grauer Vorzeit, als noch das vorrömische Volk der Ubier in jener Rheingegend seine Wohnsitze hatte, stand hier ein Heidentempel. Berühmt war er in allen Gauen des Rheines, und zahlreiche Opfer brachten die Ubier an dem gewaltigen Opferstein, der nach Jahrhunderten an jener Tempelstätte ausgegraben ward und noch heute als ara Ubiorum zu Bonn aufbewahrt wird. Mancher Kriegsgefangene und Sklave mag an jenem Altar verblutet haben. Als dann Konstantins Mutter, die heilige Helena, nach Bonn kam, sank der Götzentempel in Trümmer. Zertrümmern ließ die fromme Kaiserin das Heiligtum der Heiden, fällen die Eichen des umliegenden Haines, und ein neuer Tempel, dem heiligen Cassius geweiht, erhob sich auf dem Platz. Später wurde jene Kirche vergrößert; ein mächtiger Hauptturm mit schlanken Seitentürmen krönte ihre dreischiffige Halle, gewaltige Glocken hingen in den Stühlen und haben Jahrhunderte hindurch geläutet in guten und schlimmen Tagen. Krieg und Frieden, Freud und Leid sahen sie unten vorüberschreiten. Als zweimal ein deutscher Kaiser, Friedrich, den sie den Schönen hießen, und Karl, der Vater Böhmens, ins Münster einzog zur feierlichen Krönung, da haben die Münsterglocken eingestimmt in den Volksjubel. Und wenn die Kölner Kurfürsten, die sich Bonn zum Lustsitz erkoren hatten, unten an dem erhöhten, festlich

geschmückten Hochaltar bei feierlichen Anlässen das Hochamt sangen, dann haben die Münsterglocken weithal-
lend eingestimmt in das Tedeum. Und als der Franzos in
Bonn lag und die Brandenburger vor den Toren, da haben
die Münsterglocken gewimmert; denn der herrliche
Hauptturm stand in hellen Flammen.

So oft ein Gewitter heraufzog über die Bonner Gegend —
und vom nahen Siebengebirge werden allemale viele aufge-
fangen — haben die Münsterglocken mit chernem Munde
die Menschen drunten gewarnt, und mächtig hat sich jedes-
mal des Donners Gebrüll mit ihrem metallenen Mahnruf
vereinigt. Gar schauerlich aber ist's am Münster, wenn um
die Mitternachtsstunde ein schweres Wetter heraufzieht.
Dann erheben sich beim ersten Donnerschlag — so geht die
Sage — von jener Stätte, wo einst ihr Tempel gestanden, die
Geister der Götzendiener, die jahrhundertlang das
umwohnende Ubiervolk mit heidnischem Wahn betörten.
Im Bund mit den Göttern, die sie herauf beschwören, rasen
sie heulend um den grauen Bau, wo der Römerheld Cassius
ruht, dessen glorreiches Martertum einst Tausende bekehrte.
Sie schwefeln die Gewitterluft in gotteslästerlicher Wut,
ballen die Wolken zusammen und richten die Blitze nach
dem Münster, damit ihr Feuer es verzehre.

Aber der Heilige wacht über dem Münster. Laut tönt der
Mahnruf der Glocken durch die Wetternacht, und in ihr
Geläut mischen sich der Heidengeister gräßliche
Verwünschungen: „Weh uns, die Heiligen halten Wacht. Die
Cassius Hunde künd'n's. Weh uns, die Cassius Hunde bellen!“
Mit gellendem Wehruf stürzen sie davon. Hinter ihnen rollt
der Donner, die Glocken läuten, und unversehrt ragt des
Münsters mächtiger Turm in die Wetternacht, ob die züngeln-
den Feuerflammen ihn noch so gefahrdrohend umlodern.

Die neue Zeit, die leider mit so vielem aufräumt, hat auch
die Cassius Hunde zum Schweigen gebracht. Nicht mehr mahnt

der Wetterglocke eherner Mund in drohender Gewitternacht. Hoffen wir, daß trotzdem der Heilige droben die Stadt nicht vergesse, vor deren Mauern er einstmals aus der thebaischen Legion hinüberschritt in eine andere **Legio fulminatrix**, die noch heute besteht und immer.



Köln

Richmodis von Aducht

★

Es war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Schatten des Todes breiteten sich aus über Köln. Ein Weib in dunklem Gewand schlich auf scheuen Sohlen durch die Gassen: die schwarze Pest. Ihr giftgeschwellter Atem drang in die Hütten und Paläste und erlöschte mitleidlos das Leben von vielen Tausenden.

An ungezählte Häuser malten die Totengräber das schwarze Kreuz, ein Zeichen, daß das verderbliche Gespenst dort eingekehrt sei. Die Zahl der Toten stieg so sehr, daß man bei vielen auf ein regelrechtes Begräbnis verzichten mußte. Man warf die Leiber der Unglücklichen zusammen in eine gemeinsame Gruft, bedeckte sie notdürftig mit Erde und pflanzte ein Kreuz darauf. Viel Jammern, Weinen und Wehklagen ward dazumal gehört in der alten Stadt Köln.

Auf dem Neumarkt, nahe bei der Kirche zu den Aposteln, wohnte in einem prächtigen Patriziergebäude der reiche Ratsherr Mengis von Aducht. Da traf auch ihn das Fürchterliche; seine jugendliche Gattin wurde von der Pest ergriffen und starb. Der Schmerz des Herrn von Aducht war grenzenlos. Er verbrachte die ganze Zeit bis zur beschleunigten Beerdigung bei der Leiche der vielgeliebten Frau, bekleidete sie selber mit dem weißen Hochzeitsgewand, das sie vor wenigen Jahren getragen, schmückte den Sarg mit herrlichen Blumen und ließ der Toten die blitzenden Ohrgehänge und kostbaren Ringe, die sie im Leben so sehr geliebt hatte.

Die Nacht trauerte über dem Friedhof neben der Apostelkirche, wo Frau Richmodis ruhte. Tiefe Stille umhüllte

die Ruhestätte der Toten. Da regt sich sacht der Riegel der Kirchhofstür. Zwei Schatten schleichen auf Wolfsschritten die dunkle Gräberreihe hinab zu einer frischen Gruft, die ihnen wohlbekannt ist. Sie haben sie selber geschaufelt. Die beiden Totengräber von Sankt Aposteln sind's, die des Ratsherrn blühendes Weib am Nachmittag begruben. Sie schlossen den Deckel des Sarges, und während der Ritter sich zum letztenmal hinabbeugte auf das heißgeliebte Weib, hafteten der Beiden gierige Blicke an den blitzenden Gehängen und kostbaren Ringen, welche die Tote schmückten.

In der Finsternis rascheln die Totenblumenkränze, klingen die scharfen Spatenstiche. Allmählich leert sich die Gruft, und die Schollen nebenan Hügeln sich. Ein dumpfes Geräusch klingt herauf, bis zum Sargdeckel sind sie gelangt. Trübe flackert der Lichtschein einer Laterne aus dem Grab. Sie haben den Deckel gesprengt, beiseite geschoben und beugen sich hyänengierig über die Gestalt im weißen Gewand. Grell bestrahlt das Licht der Laterne in der Hand des Einen das entgeisterte Antlitz der Frau im Sarge, indes der Zweite rasch die gefalteten Hände löst, die ringgeschmückten.

Da zuckt plötzlich die Gestalt in der Totenlade; die schmalen, weißen Finger regen sich. Schreckensbleich stürzen die Grabschänder davon, den Sarg offen lassend, die Werkzeuge vergessend.

Ein klagender Seufzer entstieg der Gruft. Einige Minuten später richtete sich mühsam die Lebendigbegrabene auf. Die geweiteten Augen streiften ihre Umgebung, und Entsetzen durchrieselte sie. Schauernd blickt sie auf die Stätte, die sie umgibt. War es ein Fiebertraum, der sie folterte?

Sie ruft mit schwacher Stimme. Niemand antwortet; nur das raschelnde Herbstlaub und die windbewegten Kronen der Kirchhofsbäume. Sonst Totenstille ringsum.

Jählings begriff sie ihre Lage: im todesähnlichen Zustand hatte man sie als Entschlafene bestattet. Ihr Herz drohte still

zu stehen, doch das grausige Entsetzen verlieh der Scheintoten neue Lebenskraft. Schon stand sie draußen. Sie ergriff die zurückgelassene Laterne und wankte zwischen den Gräbern dem Ausgang zu, den die flichenden Räuber vergessen hatten zu verriegeln.

Verlassen lagen die menschenleeren Straßen. Nur die stillen Sterne erblickten die wankende Gestalt in dem schneeigen Gewand, die sich schemenhaft, oft minutenlang an die Häuser der Straßen sich anlehnend, dem Neumarkt zu bewegte.

Schweigend grüßte das altersgraue Patrizierhaus die wiedererstandene Herrin. Ein Fenster war noch erhellt. Die gequälte Frau drunten zuckte zusammen. Es war das Gemach, das Zeuge ihrer jungen Liebe gewesen, worin sie gelitten hatte unter dem Hauch der fürchterlichen Krankheit, woraus man sie als Tote hinweg-getragen, damit sie aufwache in der entweihten Gruft. Vielleicht weilte ihr trauernder Gatte zur Stunde in dem Zimmer, durchmaß es mit ruhelosen Schritten, um dann endlich, überwältigt von Kummer, in des Lagers unberührten Kissen das Haupt zu vergraben, auf den Lippen den geliebten Namen Richmodis.

Die Frau im Hochzeits- und Sterbekleide seufzte. Sie pochte an die Türe so stark, als ihre erlöschende Kraft es erlaubte. Der alte Diener des Hauses steckte nach einer Weile den Kopf hinter den Ausguck der Eichentür und bemerkte im flackernden Lichtschein der Laterne das gespenstische Wesen draußen.

Richmodis nannte ihn beim Namen und hieß ihn die Haustür öffnen. Beim Klang dieser Stimme fuhr der Alte zurück. Schreckensbleich rannte er die Stiegen hinauf, stürzte ins Gemach seines Herrn und stammelte:

„Herr, die Toten stehen auf! Draußen steht unsere gute Frau vor dem Hause und möchte eintreten.“

Aber der Ratsherr schüttelte schmerzlich das Haupt.

„Richmodis, mein geliebtes Weib, ist tot und kehrt nie wieder. Nimmer kommt sie zurück,“ wiederholte er in wachsendem

Weh, „eher glaube ich, daß die Schimmel aus dem Stall die Stiegen hinaufsteigen ins Turmgemach.“

Da dröhnte mit einem Male Hufschlag auf dem Innenhof, alsbald auf den steinernen Stiegen. Hinausstürzend sah der Herr von Aducht seine beiden Schimmel die Treppen hinaufpoltern.

Einen Augenblick später blickten über das Fenstersims des Giebelzimmers zwei wiehernde Rosse hinaus in die Sternennacht, unten aber vor dem alten Patrizierhaus hielt ein Mann lachend und weinend vor Glück sein verlorenes Weib in den Armen, das ihm das Grab zurückgegeben hatte.

* * *

Noch viele Jahre lebte Frau Richmodis an der Seite ihres Gatten. Ein Kranz sittsamer Kinder krönte den gesegneten Ehebund. Innige Gottseligkeit erfüllte das Leben der stillen Hausfrau, die niemand mehr hat lachen hören seit jenem Tag. In ihr Bahrtuch hat sie das Geschehnis auf dem Friedhof eingestickt, umgeben von den Bildnissen der Apostel und der Gottesmutter. Dieser Wandteppich aus grauer Leinwand wurde in der Chornische der Apostelkirche angebracht, und er war dort bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu sehen, wo er durch Fahrlässigkeit des damaligen Küsters verbrannte. Auf dem Neumarkt in Köln schauen noch heute aus dem Giebelfenster eines altertümlichen Hauses zwei holzgeschnittene Pferdeköpfe heraus, ein Erinnerungszeichen jener denkwürdigen Geschichte der Frau Richmodis von Aducht.

*

Der Dombaumeister

*

I.

Zu Köln war es, am Vorabend des Festes der Himmelfahrt unseres Herrn. Vor dem gewaltigen Erzbischof Konrad von

Hochstaden stand ein schlichter Baumeister und bot ihm den Plan einer Kirche an. Mit knappen Worten vermaß er sich, sie solle eine der schönsten Kirchen der Welt werden. Jener Mann war Meister Gerhard von Ryle. Mächtig staunte der Kirchenfürst über die Großartigkeit des Grundrisses; dem kühnen Baumeister gebot er seine Ausführung.

Bald hob sich auf dem weiten Platz, auf dem schon einmal unter des ersten Frankenkönigs Regierung ein Dom gestanden hatte (ihn hatte Hildebold, der Erzbischof, erbauen lassen, und die wilden Normannen hatten ihn zerstört), schlankes Mauerwerk. Riesige Säulen mit kühnen Wölbungen vereinigten sich zu einem stolzen Gotteshaus.

Alles bewunderte den Baumeister, dessen schöpferischer Geist binnen kurzem tausend Hände bewegte, und Meister Gerhards Name ward bald rühmend genannt in deutschen und in welschen Landen. Der gewaltige Chor war bereits vollendet. Aus allen umliegenden Orten, selbst aus weiter Ferne wallten Pilger zum Kölner Dom, um vor den Gebeinen der heiligen drei Könige zu beten, die im Chor ruhten. Lobgesänge durchbrausten die hohen Hallen.

Der aber am meisten Anlaß hatte, sich zu freuen, tat es nicht. In seiner Brust, die anfangs freudegeschwellt war, nisteten sich trübe Gedanken ein. Dem Schöpfer des Ganzen raunte die graue Sorge, Tochter beständigen Grübelns, unaufhörlich ins Ohr, ob seine Tage wohl hinreichen würden, den stolzen Bau zu vollenden? Ob nicht eines Tages der Tod ihm versage, den größten Triumph seines Lebens zu feiern.

Seine Hausfrau sah mit Kummer die Veränderung. Vergebens versuchte sie, die Falten von seiner Stirn zu vertreiben.

Je fester die düsteren Ahnungen in seinem Herzen wurzelten, um so mehr ließ Meister Gerhard den Bau des Domes beeilen. Vier Jahre waren verflossen. Man schrieb 1252 im Kalender. Schon ragte der Turm der Nordseite stolz in die Lüfte. Eifriger als zuvor wandelte der Baumeister von Gerüst zu Gerüst.

Eben stand er auf dem Domkranen. Riesige Trachytblöcke, aus der Kluft des Drachenfelsen gebrochen, wanden die Steinmetzen zur Höhe. Voll Befriedigung schaut der Meister zu, Freude blitzt aus seinen Augen. Da steht plötzlich ein Fremdling ihm zur Seite, dessen Kommen er nicht gewahrt hat. Ein Scharlachmantel umhüllt die hochragende Gestalt, eine Goldkette strahlt auf seiner Brust, und keck flattert die Hahnenfeder von seinem schwarzen Samtbaret. Er bot dem Meister den Gruß der Steinmetzen. Ein Meister der Baukunst sei er selber, ein Haus habe er vor vielen Jahren erbaut — hier funkelten seltsam seine schillernden Augen unter den spärlichen Brauen — daran der Zahn der Zeit vergeblich nage, Könige und Kaiser hätten es gesehen, reiche Herren und mächtige Prälaten.

Stumm maß der Meister den hochfahrenden Sprecher. Doch jener hub an, des Dombaumeisters riesenhaftes Werk höchlich zu loben.

„Aber deucht es Euch nicht verwegenes Tun eines armen Sterblichen, ein solches Werk zu beginnen?“ fragt er plötzlich, schier rauhen Tones. „Der erste Stein hätte Euch sagen sollen, daß ein Anderer erntet, was Ihr gesäet.“

„Wer möchte es mir verwehren, zu vollenden, was ich begann?“ fragt der Meister, den leise Scheu ergreift wegen der Antwort.

„Das Leben — oder nennt es Tod!“ antwortet mit schneidendem Hohn der Andere. Dann spöttisch: „Dem Willen eines Wurmes gebietet Ihr armen Menschen nicht, und schon von Eurem ersten Atemzug an bedroht Euch Euer unüberwindlicher Feind und sicherer Besieger, der Tod.“

„Ich aber beende, was ich begann,“ ruft trotzig der Meister. „Ich mache meine Wette, selbst mit dem Bösen.“

„Hola!“ lacht kampfgemut der Fremdling. „Solcher Vermessenheit biete ich gern eine Wette. Eher verbürge ich mich, ein Bächlein zu leiten von Trier nach Köln, wohl an

fünfzig Stunden weit, und Enten sollen drin schwimmen, bevor Ihr Euren Dom beendet."

„Es sei," spricht finster Meister Gerhard und schlägt verblendet in des Fremdlings dargereichte Rechte. Fischkalt war sie, und ein Frösteln durchlief ihn. Da schlug jener ein Lachen an, schneidend und siegesgewiß.

„Preis der Wette Deine Seele!"

Entgeistert starrt der bestürzte Meister. Schon aber hat der Andere den feuerfarbenen Mantel geöffnet.

„Auf Wiedersehen, Vermessener!" Ein Sturmwind erhebt sich und entführt ihn heulend.

II.

Öfters furchte sich seit diesem Tage die Stirn des Meisters. Ruhelos irrte er auf den Gerüsten, rastlos betrieb er seine Arbeit. Je mehr er ihre Ausdehnung abmaß, um so dräuender ward in ihm die Besorgnis, nie werde er sie vollenden. Schon das Fröhrot fand ihn unter den Gesellen, und noch abends wanderte er herum, lobte die Fleißigen, tadelte die Trägen. Manchmal auch schaute er hinaus in die Richtung von Trier, ob nichts Ungewöhnliches sich zeige. Mit hoffnungsvollem Staunen gewahrte er, daß sein Widerpart gar nicht bemüht schien, die Wette zu gewinnen. Nichts kündete an, daß besondere Arbeiten im Trierer Land unternommen seien.

Schon wandelte ihn Hoffnung an. Wenn er nicht gewinne, also tröstete sich Meister Gerhard, werde er zum Mindesten nicht verlieren.

Eines Tages stand er auf der Spitze des vollendeten Turmes. Da legte sich sacht eine Hand auf seine Schulter. Er wandte sich erbleichend um. Hinter ihm stand der unheimliche Baumeister. War es der Böse oder nur ein teuflischer Magister der schwarzen Kunst?

„Wohlan, Meister Gerhard, wie steht Euer Werk? Ich sehe, daß es rüstig fortschreitet. Glücklicherweise habe ich meine

Arbeit bald vollendet, sonst liefe ich wohl Gefahr, meine Wette zu verlieren."

"Ich habe mir gedacht," spöttelt der Meister, "um Euren Kanal zu graben, bewegt Ihr nicht allzuviel Erde."

"Wißt, lieber Vetter, ich selber gelte mir mehr als hundert Arbeiter zusammen, und, wie gesagt, mein Werk ist nahezu fertig." Gereizt sprach's der Mann im feuerfarbenen Mantel.

"Wirklich?" Meister Gerhards Augen irrten unsicher. "Ich möchte nur wissen, mit welcher Höllenkunst Ihr das zuwege gebracht habt."

"Wie Ihr wollt, Vetter. Ihr habt mir nur zu folgen." Er ergreift den Meister bei der Hand, nimmt ihm die Sinne und führt ihn durch die Lüfte. Nach wenigen Minuten berühren sie die Erde. Der Meister, den es gruselt, erkennt das Trierer Land. Zu seinen Füßen entspringt eine Quelle, die mündet in eine Felsöffnung.

"Komm, Alter," lacht der Böse, und sich nieder beugend, verschwindet er unter dem Felsen. Verstört folgt ihm Meister Gerhard. Er befindet sich in einer Felsgrotte. Das Wasser der Quelle rann plätschernd in einen Kanal, dessen Anfang er deutlich erblickte.

"Sieh, daß ich nicht log und meine Zeit nicht versäumte," triumphiert der Schwarze. "Wenn Du willst, folgen wir dem Bächlein, und Du selber magst urteilen über das, was ich geleistet habe."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine geheimnisvolle Kraft den Meister ergriff und ihn mit Blitzesschnelle vorwärts bewegte. Der Böse voran. Bleich wie Linnen gewahrte der Meister das Werk. Kein Zweifel, er hatte die Wette verloren. Verzweiflung packte ihn. Aber seltsam! Schon nach kurzer Zeit nahm sein zuckendes Antlitz wieder einen ruhigen Zug an, ja, es schien, als schleiche ein unterdrücktes Lächeln über sein durchfurchtes Antlitz.

Der Ausgang war erreicht; durch dieselbe magische Kraft, die ihn fortgetragen hatte, fühlte Meister Gerhard sich auf die Erde zurückversetzt.

„Dies war die Hälfte meines Werkes,“ und ein grinsendes Lächeln umzuckte des Bösen Lippen. „Nun laßt uns die versprochenen Enten sehen, lieber Gevatter.“

Dreimal schlug er in die Hände und gebot Gerhard, acht zu geben. Dieser, schier belustigt, lauschte aufmerksam. Minuten vergingen. Leer blieb des Bächleins Ausgang. Kein Entengeschnatter ward hörbar.

Abermals klopfte der Böse in die Hände, stärker als das erstemal. Wiederum harrete er vergebens. Spöttisch lächelte der Dombaumeister. Einen höllischen Schrei stieß der andere aus und verschwand, während Meister Gerhard murmelte:

„Niemals wird er seine Wette gewinnen. Den Grund weiß nur ich, Gerhard von Ryle.“

III.

Aber eine drückende Schwermut hat den Dombaumeister seit dem letzten Ereignis erfaßt, trotz alledem. Noch häufiger als bisher sah man ihn auf den Gerüsten und Leitern. Ganze Stunden verbrachte er in trübem Hinbrüten. Nun er seinen Widerpart erkannt hatte, mit dem er sich vermessen zu ringen — wer könnte es anders sein, als der leibhaftige Gottseibeius — war er sich der fürchterlichen Gefahr bewußt, in der er schwebte sowie seine unsterbliche Seele.

Manchmal, nach langen Minuten bangen Grübelns, überflog ein zufriedenes Lächeln seine Züge. Er atmete tief auf und murmelte, sich selber Mut einflößend: „Er wird niemals seine Wette gewinnen, ich weiß warum.“

Tief beklommen zeigte sich das jugendliche Eheweib über des Meisters seltsames Gebaren. Ihr behagte nicht seine Verschlossenheit. Vergebens versuchte sie, dem schweisgsamen Mund des grüblerischen Ehherrn das Geheimnis abzuschmeicheln, das seine Zunge hütete. Nicht ungern empfingen des Meisters Lippen den reichen Schatz fraulicher Zärtlichkeit;

aber zu allen Bitten und Beteuerungen der neugiergestachelten Hausfrau lächelten sie nur und sprachen über das Geheimnis so viel wie die Schnecke von ihrem Haus.

Da trat eines Tages ein landfahrender Magister in das Haus des Meisters, als jener eben draußen am Dombau weilte. Ein Scharlachmantel umhüllte die hochgewachsene Gestalt, und keck flatterte die Hahnenfeder vom schwarzen Samtbaret. Artig benahm sich der vornehme Fremde, und gefällig waren sein Wesen wie seine Worte. Den Meister wollte er besuchen, und da er diesen nicht antraf, begann er unterhaltende Rede mit seiner jungen Hausfrau. Minder stockend flössen gar bald die Worte von den Lippen des verschämten Weibes. Warmen Blick und warmes Herz fand sie bei dem Fremdling. Echte Teilnahme schenkte er dem vernachlässigten Ehegespons, und zum Dank vertraute sie ihm unter vielen Seufzern und Klagen, wie ein Stein des Ärgernisses sich zwischen sie und ihren wortkargen Ehegemahl gelegt habe, sintemal er ein Geheimnis hüte, das ihm sichtlich vielen Kummer bereite.

Merklich hoben sich die Brauen, unmerklich spitzten sich die Ohren des trostspendenden Fremdlings.

„Wie jedes Seins Traktierung Kenntnis des elementaren Grundstoffes erheischt, so ist Eurem Gemahl nur dann zu helfen, wenn man sein Geheimnis kennt,“ dozierte gewichtig der Fahrende. „Versuchet, schöne Frau, durch Eurer Lippen sieghafte Beredsamkeit und Eurer Reize unwiderstehliche Gewalt in einer schwachen Stunde Herz und Vertrauen des Meisters zu gewinnen, damit sein Mund verrate, was sein Herz verbirgt. Dann kann ich Euch helfen, und der Frauen allerglücklichste sollt Ihr werden im heiligen Köllen.“

Das Weib tat nach seinem Geheiß; aber die Pfeile der Verführerin prallten an dem eisernen Schweigen des Mannes ab. Drei Tage nach seinem ersten Besuch erschien der Magister aufs neue.

„Weil Ihr keinen Erfolg hattet, unwürdige Tochter Evas, habe ich noch ein zweites Mittel. Doch Bedenken hege ich, daß Ihr es verschmäht.“

Heftig quälte jene die Neugier. Inständig bat sie den gelehrten Magister, sich deutlicher zu erklären.

„Wohlan, ich spreche,“ ruft dieser feierlich. „Mitleid heischt das Weib, zwiefaches Mitleid Ihr. Ein wunderbares Kräutlein weiß ich. Daraus brauet einen Trunk für Euren Eheherrn. Er wird in der Nacht träumen; sein Traum wird ihn verraten, und Ihr wißt das Geheimnis.“

Dankend nahm sie die Gabe aus des fremden Magisters Hand. Am Abend bereitete sie das Tränklein und reichte es ihrem Gemahl. Meister Gerhard sank alsbald in einen tiefen Schlaf. Unruhig ward nicht lange darauf der Schläfer. Seinem Mund entfuhen unverständliche Worte. Ängstlich lauschte sein wachendes Weib. Der Scharfsinn ihres Geschlechtes verband des Träumers Lallen zu verständlicher Rede, und bald wußte sie um die unselige Wette, die Meister Gerhard mit dem Andern zu schließen sich vermessen hatte.

„Er wird niemals seine Wette gewinnen,“ raunte der Schläfer, „ich weiß das Geheimnis.“

„Und was mag es sein?“ fragte sich herzklopfend eine aus dem Geschlecht jener, der einst die Schlange den Apfel reichte.

„Er kann machen, was er will,“ fuhr der Meister fort. „Niemals wird eine Ente aus dem unterirdischen Kanal herauschwimmen, wenn er nicht von Viertelstunde zu Viertelstunde Luftlöcher darinnen anbringt. Aber der dumme Teufel wird niemals auf diesen Gedanken kommen.“

Am andern Morgen erschien mit dem Fröhrot — kaum hatte der Meister sein Haus verlassen — der fahrende Magister. Treulich berichtete ihm das törichte Weib, was sie gehört hatte.

Da schmetterte der Mann im feuerfarbenen Mantel ein schneidendes Lachen hinaus und verschwand. Bleich und beklommen stand des Meisters geschwätzig Hausfrau.

IV.

Meister Gerhard stand hoch auf dem Domkranen. Graugeballte Wetterwolken nahten vom Rhein. Der Meister trieb die Werkleute zu schneller Arbeit an. Schwül war die Luft. Da legte eine Hand sich bleischwer auf seine Schulter. Aufgeschreckt aus wohligen Zukunftsträumen wandte er sich um, und sein Antlitz wurde aschfahl. Hinter ihm stand im Scharlachgewand, daß schwarze Barett geschmückt mit der wallenden Hahnenfeder, der Böse. Sein Angesicht triumphierte. Schweigend zeigte er nach unten; am Fuß des Domes zeigte sich ein Bächlein; schnatternd schwamm eine Ente auf seinem Wasser. Ihr folgten andere.

Da packte verzweifelte Wut den Meister Gerhard. Verloren Wette und Seele. Grinsend steht der Gottseibeius nebenan und öffnet die gekrallten Hände.

„Niemals sollst Du mich lebend haben!“ ruft Meister Gerhard und stürzt sich in die Tiefe.

Ein Donnerschlag bedeckt seinen Todesschrei. Lange wütet das Gewitter. Der Himmel ist ein Flammenmeer. Die Feuerglocke wimmert vom Turm — des Dombaumeisters Haus hatte der Blitz gezündet.

Die Flammen vernichteten des Meisters Plan, und Jahrhunderte lang stockte des Riesendomes Vollendung. Das Werk trauerte um seinen Erbauer, verödet standen die hohen Hallen, unvollendet die gewaltigen Türme. Nachts schwebt um sie klagend Meister Gerhards Geist, also erzählten sich die Bewohner von Köln. Grollend klagte er die späteren Geschlechter an, daß ihre Lauheit das Heiligtum unvollendet lasse, das früherer Zeiten schöpferische Kraft mit steinernem Mund verkünde. Ungehört verhallt die Klage. Geschlechter gingen, neue kamen. Und endlich wurde zur Tat, was Kleingläubige nie zu hoffen wagten. Vollendet war der weihvoll-düstere Pfeilerwald, das erhabene hohe Lied in Stein!

Seitdem erschien Meister Gerhard nie wieder. An der Stelle, wo er hinabstürzte, ist ein Steinbild errichtet zum dauernden Gedächtnis.

Die Heinzelmännchen

*

Das war noch in der guten, alten Zeit, die wir Unzufriedenen oft seufzend im Mund führen, wo noch gutmütige Zwerge den Menschen hilfreich erschienen sind und sie mit mancherlei Beweisen freundwilliger Gesinnung beglückt haben. In Schluchten und Höhlen hatten sie zumeist ihre palastartigen Wohnungen aufgeschlagen und hüteten dort unermessliche Metallschätze der Erde, wie auch andere Güter. Sind auch wohl als Bergleute und vortreffliche Metallarbeiter tätig gewesen, als welch letztere sie herrliche Kleinodien und Waffen, so den Schatz der Nibelungen verfertigten. Dort lebten sie, von Königen beherrscht, Freunde der Finsternis, die sie nicht meiden durften, wollten sie nicht an der Sonne zu Stein werden. Mit der Zeit aber durften sie ungestraft an die Oberfläche der Erde, wohin sie durch Zwergen- oder Quarrenlöcher gelangten, aber den Menschen allemale scheu auswichen. Wo sie früher zum Nutzen und Segen der Bevölkerung geschaltet und gewaltet haben, hat sie nun die fortschreitende Kultur vertrieben.

Niemand von uns hat je so ein Zwerglein gesehen. Ihre GröÙe war verschieden und wechselte von der GröÙe eines Daumens und einer Spanne bis zu der eines vierjährigen Kindes. Alle kennzeichnete ein verhältnismäÙig sehr großer Kopf; den Körper verunstaltete häufig ein Höcker, doch sahen sie in ihrer Bergmannstracht und den Zipfelkappen recht possierlich aus. Heinzchen nannten sie wohl die Leute, auch Heinzelmännchen.

In jener guten, alten Zeit also gab's auch in der heiligen Stadt Köln solche Heinzelmännchen, und die biedereren Kölner wußten viel Erbauliches von ihnen zu berichten. Gevatter Zimmerer und andere hatten dazumal mehr Feiertage als im Kalender stehen. Legten die Zimmerleute sich auf die lange Bank, so kamen inzwischen die flinken Männlein und meißelten, sägten und hämmerten nach Herzenslust und — also

berichtet der poetische Chronist, dem wir hier folgen — ehe der Zimmermann sich's versah, stand das ganze Haus schon fertig da.

Ebenso ging es beim Bäckermeister zu. Während die Burschen schliefen, ächzten die Männchen mit den schweren Säcken daher, kneteten, wogen, hoben und schoben, und noch ehe die Bäckerjungen erwachten, duftete bereits das frische Morgenbrot auf dem Schiebebrett. Dem Fleischer widerfuhr dieselbe erfreuliche Heimsuchung; die nächtlichen Helfer hackten, mengten und mischten, und wenn der Gesell verschlafen sich die Augen rieb, hingen im Laden bereits die dampfenden Würste. Auch der Küfer erfreute sich des verschwiegene Besuches der fleißigen Zwerge, und selbst Meister Zwirn — wie ein Märchen klingt es — wurde von ihrer Gunst beglückt. Einen Staatsrock hatte ihm das würdige Stadtoberhaupt in Auftrag gegeben, und emsig führte des Meisters Hand die Nadel. Doch ihm erging es, wie es seither unzähligen Schneiderlein ergangen ist, die an heißen Sommertagen über den gekreuzten Knien die Nadel führen: er nickte ein. Und alsbald regte es sich in dem Zimmer; auf den Tisch schlüpfen die Männchen und nähten und probierten und bügelten mit kundiger Hand. Als der Meister erwachte, war des Bürgermeisters Rock fertig. Darob war jener hochofrenut, und staunend stand seine Hausfrau und fand der rühmenden Worte nicht genug.

Ein jugendliches Weib ist's gewesen, das der Fürwitz oft schon geplagt hat im Leben. Jetzt saß er ihr wieder im Nacken und raunte ihr loses Zeug ins Weiberohr, und in ihren Augen hat ein ergötzlicher Schelmengedanke aufgeblitzt.

Am Abend, als der Meister bereits schlief, erhob sich sachte sein Ehegespons und streute Erbsen auf die Treppenstufen sowie ins Zimmer, wo auf dem Tisch ein halbvollendetes Wams lag. Stellte sich dann mit einem Lichtlein, das sie unter der Schürze verborgen hielt, hinter die Tür und lauschte. Bald wurde es auf der Stiege lebendig. Dann vernahm sie trippelnde Schritte, ein Hinschlagen, ein Ausgleiten, ein Fallen und

Kollern, dazwischen Lärmen, Schreien und Verwünschungen. Hurtig ist des Schneiders schalkhaftes Weib hinuntergesprungen mit dem Licht; aber schon waren die entrüsteten Hausgeister verschwunden.

Seitdem sie damals in ihrem Tun belauscht wurden, sind die Heinzelmännchen niemals mehr in Köln gesehen worden, aber in einem Brunnen haben die Kölner sie verewigt.

Jan und Griet

*

Zo Köln em ahle Kämpchenshoff
Wonnt ens ne Boorschmann
Dä hat en Mäd, die nannt sich Griet,
Ne Knäch, dä nannt sich Jan.

Also hebt es an, das niederrheinische Volkslied von Jan von Werth, der ein berühmter Reitergeneral im Dreißigjährigen Krieg gewesen ist, als Schwed und Franzos sich in die Zeche deutscher Uneinigkeit teilten. Daß aber der große Jan von Werth in jungen Jahren eines Kölner Bauern Knecht gewesen war und lediglich seinem Unglück in der Liebe sein Glück im Lebensspiel verdankte, das weiß man nur in und bei der alten Stadt am Rhein.

Jan war ein fleißiger Gutsknecht, eine treue Seele und auch kein übler Bursch. Manchem hübschen Mädchen wäre der Jan als Freier gar nicht unwillkommen gewesen; aber des Braven verliebtes Herz lag seit langem in dem Bann der Griet, einer Magd des Kämpchenshofes. Nicht allzu lange glühte Jans Liebe im Verborgenen. Eines Tages trat er vor die Angebetete und gestand ihr unter vielem Stottern, daß er sie herzlich gern habe und für sie freudig zweimal so viel schaffen würde, wie für den Bauern. Nachdem der wackere Freier noch viel geredet, was er lange mit sich herumgetragen, fragte er die schmucke Griet, ob sie nicht seine Frau werden wolle.

Da stemmte die dralle Griet die runden Arme in die Seite, warf den hübschen Kopf zurück, und ihre Augen maßen prüfend den biedereren Freiersmann. Dann schüttelte die Griet bedauernd den blonden Kopf, und ein Lächeln, schier spöttisch, zuckte um ihren frischen, vollen Mund.

„Du bist ein Knecht, Jan, und wirst es, glaub' ich, bleiben Dein Lebtage. Du kannst nichts dafür; ich aber möchte als Mann einen reichen Halben haben mit Kühen, Ochsen und Pferden.“

Da stieg dem ehrlichen Jan eine Blutwelle ins Gesicht; aber er beherrschte sich, denn er hatte sie herzlich gern, die da so herzlos redete.

„Wie du willst!“ sagte er gelassen und wandte der hochfahrenden Maid den Rücken. Hat von der Stunde an kein weiteres Wort mehr zu ihr gesprochen außer dem üblichen Gruß. Die übrigen Knechte und Mägde aber lispelten untereinander, die Griet habe dem Jan einen Korb gegeben, und manches spöttische Lächeln traf den verunglückten Freiwerber, mehr von den Männern als von den Weibern. Da hat es den Jan nimmer gehalten auf dem Kumpchenshof, und so ist er eines Tages fortgegangen, hat Handgeld genommen und ist Soldat geworden.

Ein langwieriger Krieg war's, den dazumal der Kaiser gegen die Reichsfeinde ausfocht, und an Soldaten war Mangel. Verwegene Krieger vermochten es da wohl zu etwas zu bringen, der Jan Werth war einer von denen. Der ehemalige Knecht vom Kumpchenshof brachte es bald durch seine Tapferkeit zum Korporal, und als er in einer Schwedenschlacht abermals durch seinen persönlichen Mut die Entscheidung herbeiführte, ward ihm ein ganzes Regiment anvertraut. Endlich stieg er gar zum geadelten Reitergeneral empor, und der Name des großen Jan von Werth ward mit einem Schlage berühmt, als er die gefürchteten Franzosen in mehreren kühnen Zügen aufs Haupt schlug.

Auch von einer zarten Seite versöhnte ihn das Glück; dem berühmten General Jan von Werth reichte ein liebreizendes adeliges Fräulein die Hand zum Ehebunde.

Jener aber, die den armen Bauersknecht Jan vor Jahren verschmäht halte, war das Glück wenig hold gewesen. Die hübsche Griet wartete Monat um Monat und Jahr um Jahr auf den reichen Halben mit Kühen und Ochsen und Pferden; aber der erträumte Freier kam nicht, weil schon dazumal bei dem rheinischen Bauernvolk die roten Dukaten mehr Wert hatten als rote Wangen, und blitzende Taler mehr Reiz besaßen als blitzende Frauenaugen. Aber die blitzenden Augen und roten Wangen werden allgemach alt, und es kamen Tage, wo die alternde Griet recht gern einem fleißigen Knecht wie weiland der Jan als Ehegespons gefolgt wäre. Leider kam keiner. Und so hat denn die Griet, nachdem die roten Wangen und blitzenden Augen längst vergangen waren, alle Hoffnung auf eine reiche Heirat wehmütig eingesargt. Hat dann am Severinstor einen Obststand aufgeschlagen und sich kümmerlich durchgeschleppt ihre alten Tage.

Da ist eines Tages im Severinsviertel eine mächtige Bewegung entstanden unter den Leuten. Neugiervoll strömten die Kölner herzu, um einen der Ihrigen zu sehen, der heute durch das Severinstor einziehen sollte mit seinem siegreichen Heerhaufen. Der hatte es vom einfachen Bauersknecht zum Reitergeneral gebracht. Da kam er bereits, hoch auf reichgezüäumtem Roß, angetan mit dem goldstrotzenden Generalskleid, auf dem kühnen Kopf den breitzrempigen Hut mit der wallenden Feder: der große Jan von Werth. Hinter ihm ein Tröß stattlicher Reiter.

Das Stadtsoldatenkorps, die Funken, wirbelten die Trommeln, und die Kölner schrien ihrem berühmten Landsmann Vivat zu. Das hutzelige Weiblein aber, das am Tor bei ihrem Obststand saß und soeben Kastanien briet, schaute mit einem merkwürdigen Ausdruck zu dem stolzen Reitergeneral auf. Da hält dieser dicht vor ihrem Kram das Pferd an, blickt ihr ins Gesicht und spricht dann lächelnd: „Griet, wer et hätt gedonn!“

Da zuckt es in dem runzeligen Gesicht auf, und schlagfertig erwidert die grauhaarige Griet: „Jan, wer et hätt gewoß!“

Und der große Jan von Werth ritt ein in das alte, heilige Köllen. Die Stadtsoldaten wirbelten die Trommeln, und die Kölner schrieen ihrem berühmten Landsmann Vivat zu.

Ein prächtiges Denkmal haben ihm die Kölner inzwischen in seiner Vaterstadt gesetzt, und den Mädchen am Niederrhein ist sie wohl bekannt, die Geschichte von Jan und Griet. Manche spröde Maid da unten im Bann der ehrwürdigen Stadt Köln soll durch sie bewogen worden sein, nicht gar so hartherzig zu verfahren mit ihrem Freiersmann, sintemal man nicht wissen kann, ob in ihm ein künftiger Reitergeneral steckt, wie in dem großen Jan von Werth. Vielleicht geht auch manchem andern rosigen Mägdelein, dessen Wiege nicht am Rhein steht, diese Geschichte zu Herzen, und es gelobt, in der Liebe nicht allzu wählerisch zu sein, damit es nicht eines schönen Tages mit der grauen Griet zu seufzen hat: „Wer et hätt gewoß!“

Albertus Magnus

*

In Köln lehrte um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an der Neubegründeten Hochschule der Dominikaner ein Mann, der wurde wegen seiner alles Wissen umfassenden Gelehrsamkeit **Doctor universalis** genannt. Er stammte aus dem reichsritterlichen schwäbischen Geschlecht von Vollstatt. An der berühmten Universität Padua hatte er studiert und war von dem heiligen Ordensstifter Dominikus, nachdem er in dessen Orden eingetreten, zum Leiter der deutschen Ordensprovinz bestellt.

Dadurch erstreckte die Lehr- und Kanzeltätigkeit des Albertus sich weit über das Erzstift Köln hinaus, und als sein hervorragendster Schüler Thomas von Aquin inzwischen eine Leuchte der Theologie geworden war, da strahlte der Glanz seines Ruhmes auch auf seinen großen Kölner Lehrer zurück und trug dessen Namen zu allen Stätten der Gottesgelehrtheit in Deutschland und Welschland.

Ans Wunderbare grenzte die Wissens- und Gedankenfülle des Albertus. Sie umspannte alle Wissensgebiete seiner Zeit. Mit den Weisen des Altertums und den arabischen Gelehrten war er ebenso vertraut wie mit den Schriften der Kirchenväter, und während seine Jünger sich ereiferten, ob er als Theologe oder als Philosoph bedeutender sei, brachten neue Schriften seiner unermüdlichen Feder ihn in den Ruf eines Meisters der schwarzen Kunst. Seine Neider behaupteten zwar, der junge Albertus sei ein höchst mittelmäßiger Hochschüler gewesen, und seine übertragende Begabung sei nur aus einer gottfeindlichen Quelle herzuleiten. Seine Experimente und Schriften, welche die uralte Zauberkunst der Magier zu ergründen suchten, stützten geradezu die Vermutung, daß er mit der dämonischen Geisterwelt, wenn nicht gar mit dem Bösen im Bunde stehe.

Was war geschehen? Vor mehr als dreißig Jahren hatte in einsamer Abendstunde vor dem Marienaltar im Dom zu Padua ein deutscher Jüngling gekniet, dem preßte Kümmeris Tränen aus den Augen. Seinem glühenden Lerneifer war jeder Erfolg versagt, und nicht länger vermochte er den Tadel seiner Lehrer sowie den Spott der Mitschüler zu ertragen. In heißer Inbrunst flehte er die Muttergottes um Beistand im Studium an.

Da ist Leben in das Gnadenbild gekommen: aus dem Lichtschimmer, der es plötzlich rings umgab, lösten sich zwei edle Frauengestalten, die hielten ein Buch in Händen mit der Aufschrift: Theologie — Philosophie. Eine Stimme sprach: „Wähle!“ Der Jüngling erschauerte und hob dann die Hände bittend zur Philosophie. Maria lächelte schmerzlich in verstehender Nachsicht. Die Erscheinung verschwand, und der Beter vernahm noch die Worte: „Was Dir heute gewährt wurde, das wird Dir einst wieder genommen.“

Von dem Tag an war Albertus der Stolz der berühmten Hochschule zu Padua. Jede neue Schrift festigte den Ruhm des jungen Philosophen. Mit jedem Lebensjahr wuchs sein Ruhm. Auf der Höhe seines Schaffens galt er als Führer im Reich der Philosophie. Dominikus hieß ihn den größten seiner

Ordensbrüder, und der Papst ernannte ihn zum Bischof von Regensburg. Aber schon nach zwei Jahren vertauschte Albertus freiwillig den Bischofsstab mit der Feder des Gelehrten und kehrte als Lehrer und Prediger nach Köln zurück, das ihm zur zweiten Heimat geworden war.

Dankbar begrüßten die Brüder den gefeierten Denker, nicht minder Erzbischof und Bürgerschaft. Mehrmals stiftete er zwischen Letzteren Frieden, und als er beim letzten Male anregte, zum dauernden Gedächtnis an den ewig beschworenen Burgfrieden ein Gotteshaus mit einem mächtigen gotischen Turmpaar zu bauen, da wurde der Grundstein zu jenem Dom gelegt, der seither der Stolz Kölns geworden ist. Als Albertus bald darauf zum päpstlichen Legaten ernannt wurde, damit er einen neuen Kreuzzug predige, da entflammte seine Beredsamkeit die versammelte rheinische Ritterschaft auf dem Turnierplatz in Köln zu einer solchen einmütigen Kundgebung für die gottgewollte Sache, daß der anwesende Kaiser am Schluß den Redner umarmte.

Als einige Tage darauf der Kaiser — Wilhelm hieß er und war vor seiner Wahl Graf von Holland gewesen — das Weihnachtsfest in Köln feierte, lud er Albertus zum Festmahl ein. Wie nun alles froher Laune war, zeigte Albertus auf des Gastgeber's Begeh'r einige seiner magischen Künste. Da kamen die kaiserlichen Gäste aus dem Staunen nicht heraus; denn als Albertus sich erhoben hatte, sprühten, nachdem er einige Worte gemurmelt, aus dem Becher in seiner Hand zunächst bläuliche Flämmchen. Wie er dann den Wein gegen die Decke ausschüttete, rieselte dieser als ein feueriger Regen hernieder, und während die Tischgäste eilends von ihren Sitzen aufsprangen, hatten die glühenden Tropfen sich bereits in bunte Vögel gewandelt, die zwitschernd umherschwirrten. Als nunmehr Albertus die Anwesenden aufforderte, auf das Wohl des Kaisers die Humpen zu heden, da sprühten den Erschreckten aus den Bechern die bläulichen Flämmchen entgegen, bis auf einen Zauberspruch des Albertus sie blitzartig verlöschten.

Es soll aber, so geht die Sage weiter, damals die kaiserliche Tafel besonderer Leckereien entbehrt haben, worüber auf manchen Gesichtern nicht geringe Enttäuschung zu lesen war. Da ist Albertus dreimal um den Tisch geschritten, und plötzlich war dieser mit köstlichen Speisen aller Art bestellt. Als indessen die entzückten Gäste sich darüber hermachen wollten, war Albertus verschwunden und mit ihm die Leckerbissen. Dafür hatten die hohen Herren die Finger in den Mund gesteckt, und Etliche kauten gar an den Zipfeln ihrer Mäntel. Der Hofnarr aber saß zu den Füßen des Kaisers und hielt einen Ochsen Schweif im Mund.

Über alle diese Zaubereien war die Tischgesellschaft höchst belustigt. Als der Kaiser am nächsten Tag mit seinem Gefolge den großen Hexenmeister in seinem Kloster aufsuchte, offenbarte er Allen neue Zauberkünste. Durch ein verschwiegenes Pförtlein seiner Zelle führte er sie in seinen Wundergarten von Padua, wie er ihn nannte: der prangte trotz der Winterkälte draußen dufterfüllt in südlicher Blumenpracht, und buntschillernde fremdartige Vögel sangen lieblich in dem Geäst. Noch ehe die Gäste sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, war alles wieder verschwunden. Der Kaiser aber drückte Albertus die Hand und sprach: „Ihr seid der größte Meister der Magie, der je gelebt hat!“

Albertus winkte abwehrend, betrachtete dann aufmerksam die Linien auf der Innenfläche der Hand, die er in der seinen hielt und sprach: „Seid Ihr gefaßt. Schmerzliches zu vernehmen?“ Als der Kaiser bejahte, sprach Albertus ernst: „Ihr werdet den Geburtstag unseres Herrn im nächsten Jahr mit ihm selber feiern.“ Ein Jahr darauf wurde der Kaiser im Kampf mit Aufständischen erschlagen.

*

*

*

Albertus war ein Greis geworden. Achtzig Jahre hatte er inzwischen erreicht; aber er dachte noch nicht ans Sterben. Tag

und Nacht beschäftigte ihn eine Schrift, die ein Vermächtnis werden sollte für alle, welche ihn als Meister der Magie bewunderten. Ungelöste Rätsel der geheimnisvollen schwarzen Kunst gedachte er in diesem letzten seiner Bücher mit seiner ganzen geistigen Schärfe zu enthüllen.

Emsig saß er an langen Winterabenden in seiner Zelle, und Blatt um Blatt häufte sich auf seinem Schreibpult. Jugendlicher als jemals zuvor dünkte ihm sein rastloser Geist.

Da hält er mit einem Male im Schreiben inne. An der Wand vor ihm erscheint eine Schrift: „Was dem Jüngling ward verliehen, heute wird's dem Greis genommen.“ „Er liest es und erblickt neben sich einen Engel; der entwindet seiner Rechten sacht die Feder. Gleichzeitig fühlt Albertus sein Gedächtnis zerfließen wie verschwimmende Herbstnebel. Hilflos umklammern seine Hände das Bild des Gekreuzigten, das vor ihm steht; dann verhüllt er erschüttert das Haupt. Nimmt sodann die Blätter, wankt zum Kamin und wirft sie in die knisternde Glut.

Als nach etlichen Stunden ein dienender Bruder mit dem Windlicht erschien, um Albertus ins Refektorium zu geleiten, fand er diesen mit starren Augen und gefalteten Händen unbeweglich im Lehnstuhl sitzen. Der Wachsstock auf dem Schreibpult war ausgebrannt, die Zelle verdunkelt. Erschreckt rief er den Konvent zusammen.

„Unser großer Bruder Albertus ist tot,“ sprach der Abt ergriffen. Da hob der Achtzigjährige müde die Hand und fuhr damit an die Stirn. „Hier ist Albertus tot,“ murmelte er.

Noch zwei Jahre lebte Albertus. „Sein Geist ist bei Gott,“ sagten die Brüder zueinander. Dann ist er sanft im Herrn entschlafen. Im Chor seiner Klosterkirche wurde er feierlich begraben. Der fünfzehnte Gregor sprach ihn selig, und die Nachwelt nennt ihn Albertus den Großen.

*

*

*

IV.

Seitentäler und -höhen

Vom Taunus bis zum Bergischen Land

*

Frankfurt a. M.

Der Schelm von Bergen

*

Krönungsfeier in Frankfurt. Großen Mummenschanz hat man im Römer veranstaltet zu Ehren des Kaisers; Frauen und Fürsten wetteifern in festlichem Schmuck. Frohe Festesfreude liegt über dem wogenden Treiben; nur einer unter den zahlreichen Gästen fällt auf durch seinen sinnenden Ernst und seine gemessene Würde. Schwarz war seine Rüstung, schwarz auch die wallende Feder über dem geschlossenen Visier. Niemand kennt ihn. Nun naht er mit edlem Anstand der Kaiserin, beugt das Knie und bittet um einen Tanz. Und die hohe Frau, bezwungen von so viel Hoheit, reicht ihm ihre Hand. In zierlichem Tanz schwebt er dahin mit der Königin des Festes, und wiederum geht ein Raunen durch den Kreis der Fürsten und Frauen — hier mehr als dort — wer er sei, der schwarze Ritter.

Die Herrscherin war entzückt von dem gewandten Tänzer sowie der Anmut seiner Unterhaltung und gewährte ihm einen zweiten und dritten Tanz. Stärker wuchs die Neugier um den vermummten Ritter. Unterdes schlug die Stunde, wo jeder verpflichtet war, die Maske zu lüften. Mehr wie alle

andern drängte es die Kaiserin, ihren Tänzer kennen zu lernen. Er aber zauderte, sträubte sich sogar, bis sie schmallend ihm befahl, das Visier zu öffnen. Gehorsam, doch unfroh tat es der Kavalier; niemand aber kannte ihn. Da drängen sich zwei Hauptleute vor, die draußen mit ihren Hellebardieren wachen; sie erkennen den geheimnisvollen Tänzer, und ein einstimmiger Schrei, Entrüstung und Entsetzen zugleich, bricht aus der dichtgedrängten Menge.

„Der Scharfrichter von Bergen!“

Also hatten ihn die Beiden bezeichnet. Zornglühend befahl der Kaiser, den schamlosen Frevler, der die Kaiserin entwürdigt und die Krone beschimpft hatte, der schwersten Strafe zu überliefern.

Da wirft sich jener vor dem Herrscher auf die Kniee und hebt unverzagt das Haupt.

„Ich habe gefrevelt, Herr,“ spricht er frei, „an dir und deiner erlauchten Gemahlin. Den Schimpf, den ich ihr angetan, wäscht nicht mein Blut ab. Darum wolle, Kaiser, von deinem Knecht das Mittel anhören, womit jene Schmach getilgt werde: gib mir den Ritterschlag, und die Schmach ist gelöscht. Ich aber werfe jedem den Handschuh hin, der es wagt, jemals unehrerbietig von meiner Herrin zu sprechen.“

Sinnend steht der Kaiser. Aller Augen schweifen von ihm zu dem kühnen Mann.

„Du bist ein Schelm,“ spricht er nach einer Weile, „aber deine Rede zeugt von Klugheit, wie dein Vergehen von Mut. Wohlan“ — und sein Schwert berührte des Knieenden Nacken — „erhebe dich als Ritter. Ein Schelmenstück war deine Tat; Schelm von Bergen sei dein künftiger Name.“

Ein jubelnder Heilruf brauste durch den Saal, und nochmals schwebte der neue Ritter in zierlichem Tanz daher mit der schönen Königin des Festes.

Fleißige Forscher haben festgestellt, daß zur Zeit der fränkischen Kaiser, sowohl im Jahre des Heils 1090 als auch



Jan und Griet

Steinbild am Jan von Werth-Denkmal in Köln



Das Weinfelder Maar in der Eifel
Nach dem Gemälde von Fritz v. Wille

1102, erstmals ein Eberhard Schelm von Bergen in Urkunden genannt wird. Fast achthundert Jahre läßt das uralte Geschlecht sich dann verfolgen. Im Jahre 1844 starb auf seiner Besitzung in der Wetterau der letzte Schelm von Bergen. Viele andere Schelme aber leben noch.

Die Neun in der Wetterfahne

*

Die Frankfurter hatten nach langer Jagd einen Bösewicht gefangen und gedachten ihn zu hängen. Hans Winkelmann hieß er und war ein Wildschütz, der im Revier der Stadt ärger hauste als zehn seinesgleichen. Den Galgen hatte der Magistrat ihm angedroht, seitdem er einen der ihn verfolgenden Häscher hingestreckt hatte, und der Freimann harrete bereits neben der Zelle des armen Sünders, der im Turm dem letzten Stündlein unfroh entgegensah.

Zu dem Gefangenen trat im grauenden Tag mit geistlichem Zuspruch ein frommer Pater. Ihn empfing der reuclose Hans recht unwirsch, da er sich als freier Schütz keines Unrechts bewußt sei und nichts dafür könne, daß seine Kugeln auch dort das Herz treffen, wo er, wie damals, einen harmlosen Beinschuß auf seinen Verfolger beabsichtigt habe.

Aber der Pater Kapuziner verwies ihm seine unchristliche Verstocktheit und hielt ihm vor, wie jedermann bis zum letzten Kind in Frankfurt wisse, daß Hans Winkelmann ein gottloser Freischütz sei, das ist ein solcher, der seine Seele dem Teufel verschrieben habe, wogegen der Gottseibeius jeglicher seiner Kugeln tödliche Treffsicherheit zusichert. Hoch und heilig geschworen sich da der ehrliche Wildschütz gegen eine derartige Unterstellung; seine Treffsicherheit verdanke er sich selber, niemals dem Höllenfürsten. Erbot sich auch, vor seinen Richtern jedwede gewünschte Probe seiner Schützenkunst abzulegen.

Zweifelnd zuerst, dann überzeugt hörte der Pater zu.

„Wohlan, gebt mir als letzten Gnadenakt meine Flinte und vergönnt mir, in die knarrende Wetterfahne drobe auf diesem Turm dreimal drei Schüsse zu senden, und wenn Ihr die Neun nicht so kunstvoll drin erblickt, wie von des Schmiedes Hand hineingearbeitet, so laß ich mich willig hängen.“

Also sprach der Wildschütz, und der Kapuziner berichtete, was er gehört, dem löblichen Rat. Der vernahm es nicht ungnädig, und allemal beflissen, den Bürgern Kurzweil zu bieten, bestimmte er: Falls Hans Winkelmann hält, was er zu vollbringen sich vermaß, sei das Urteil nicht zu vollstrecken.

Vor der angestauten Menge, die gekommen war, dem letzten Viertelstündchen des berüchtigten Wildschützen beizuwohnen, stand Hans Winkelmann zur Seite des Galgens und richtete seine Büchse nach der Wetterfahne des Turmes, die im Herbstwind knarrend herumfuhr. Der erste Schuß knallte; ihm folgten unter lautloser Stille des lauschenden Volkes die anderen. Und ein einstimmiger Heilruf löste das beklemmende Schweigen aus — droben in der Wetterfahne zeigte sich die Neun so kunstvoll wie von Schmiedehand gearbeitet.

Gelassen händigte der Wildschütz dem Freimann die geliebte Büchse aus, und feierlich verkündigte der Rat dem bewegten Volk die Freiheit des Verurteilten. Ihm selber aber bot er mit dem Gnadenerlaß die Stelle des Stadtschützenmeisters der freien Stadt Frankfurt an. Da schüttelte Hans Winkelmann den struppigen Kopf und dankte für so hohe Ehre. Hat geziemend seine Erkenntlichkeit bekundet für den ergangenen Freispruch und ist durch die Menge davongeschritten den geliebten Wäldern zu, die ihm zur Heimat geworden. Innerlich gelobte er, daß ihn die Frankfurter ein andermal nimmer erwischen würden. Und es war so. Die Neun in der Wetterfahne könnt ihr noch heute am Turm jener Frankfurter Stadtfeste sehen.

★

Der Taunus — Wiesbaden

Des Teufels Kur am Kochbrunnen

*

Daß die heilkräftigen Wiesbadener Quellen schon den alten Römern bekannt gewesen sind, deren Geschichtsschreiber Plinius sie lobend erwähnt, ist erwiesen. Wie der leibhaftige Satan sie am eigenen Körper einmal erprobt hat, darüber erzählt man sich eine heitere Mär. Meister Urian schnupperte Seelen suchend in des heiligen römischen Reiches Pfaffengasse herum und hatte, müde vom Wandern, vor den Toren von Mainz in einer Schenke Rast gemacht. Dieser alten, frommen Stadt war er durchaus nicht gewogen, weil im Höllenregister vermerkt stand, daß aus Mainz seit Jahr und Tag keine Seele mehr drunten angekommen sei. Ihn verdroß noch mehr, daß einige der lauten Zecher sich soeben erdreisteten, in übermütiger Trinkerlaune den dummen Teufel zu verspotten, dessen Geschäfte in der Mainzer Gegend gar nicht blühten.

Unauffällig fragte er den Gastgeber, sich den Spitzbart kraulend, woran es liege, daß die Leute in und um Mainz so gar nicht ans Sterben dächten. Pfiffig lächelte der Schenkwirt und bedeutete dem Fahrenden im schähigen Talar: um den Feuergeist des Rebensaftes zu dämpfen und mancherlei Gebrechen abzuwenden, tranken die Zecher hiezulande einen absonderlichen weißen Glühwein, der sie allemal gesund mache, wenn des Teufels Vetter mit der Sense sich melde.

Da spitzte der Gast die höllischen Ohren und wußte in der nächsten Minute, daß jener heilkräftige Wundertrank dem Wiesbadener Boden entquelle und beim Kochbrunnenwirt

alda in Fülle zu haben sei. Am anderen Morgen stellte bei diesem sich ein Gast ein im schäbigen Talar und mit kläglichem Gebaren, der jammerte, daß alle Gebrechen der Menschheit in seinen miserablen Knochen eingenistet seien; nur der Wiesbadener Wunderwein könne ihn vor Tod und Teufel retten; also habe ihm sein Gastgeber in Mainz versichert.

„Gott möge Euch armen Teufel unser Wunderwasser segnen,“ sagte der Kochbrunnenwirt mitleidig und bemerkte mit bestürztem Staunen, wie des Andern spitzbärtiges Gesicht bei seinen Worten sich zu einem teuflischen Grinsen verzog. Nun waren schon seit altersher die Wirte helle Köpfe, auf ihr Wohl und Wehe stets bedacht, und der Kochbrunnenwirt zu Wiesbaden machte hiervon keine Ausnahme. Er besah sich den wunderlichen Kurgast stumm und lang, klopfte ihm dann gelassen auf die Schulter und sagte schlicht: „Guter Freund, Ihr seid der leibhaftige Teufel in höchsteigener Person.“

Und während jener ihn verdutzt anstarrte, fuhr er schmunzelnd fort: „Sei's drum, wo soll viele sich gesund trinken, so auch der Teufel nicht leer ausgehen. Verpflichtet Euch, sieben Tage hintereinander in der Zeit von Mittag bis zum nächsten Stundenschlag ein halbes Hundert Gläser Wiesbadener zu trinken, und ich sichere Euch nachher Heilung von Euren sämtlichen Gebrechen zu. Unterbrecht Ihr die Kur, so gehe meine Seele dereinst ins Himmelreich, sintemal Ihr alsdann alle Rechte daran verloren habt.“

Dieser Pakt behagte dem Teufel sehr. Er ging sogleich darauf ein und begann unverweilt am nämlichen Tag den wunderbaren Wiesbadener Glühwein, der brodelnd der Erde entquoll, zu kosten. Die fünfzig Gläser däuchten ihm indes des Guten zu viel; aber er verwand das keimende Unbehagen bei dem Gedanken an die arme Seele, die der Kochbrunnenwirt ihm so leichtfertig verschrieben hatte.

Der Teufel verbrachte keine geruhsame Nacht, und mit wachsendem Mißbehagen trank er am zweiten Mittag die vertraglich

festgesetzte Menge Wiesbadener, die der Kochbrunnenwirt ihm behaglich darreichte. Noch unruhiger verbrachte er die kommende Nacht, verwünschte mehrmals diesen heimtückischen Trank und bat am dritten Mittag den Wirt am kochenden Brunnen dringend um einen Ruhetag. Der aber verwies ihn trocken auf die Vereinbarung und kredenzte ihm diensteifrig mit vielen frommen Wünschen das dritte halbe Hundert Gläser des dampfenden Kristallweins.

Der Teufel schlich geknickt von hinnen und gedachte mit Grauen der kommenden Nacht. Als er am vierten Mittag wie ein Schatten sich am Kochbrunnen einfand, schien er tatsächlich mit allen Gebrechen der Menschheit behaftet. Aber unbittlich bestand der Wirt auf der Abmachung. Zur Buße für alle begangenen Sünden trank der Böse das vertragsmäßige Quantum herunter.

In der folgenden Nacht begab es sich, daß die unterschiedlichen Männlein und Weiblein, die zu Wiesbaden der Trinkkur oblagen, durch ein höllisches Gepolter aus dem Schlaf gestört wurden. Mit einem gotteslästerlichen Fluch sprang jemand einher und suchte dann mit einer gräßlichen Verwünschung über den vermalmedeiten Wiesbadener Höllentrunk das Weite.

„Nach Wiesbaden komme ich nimmer wieder!“ Dies waren seine letzten hörbaren Worte.

Am andern Morgen raunten die Kurgäste einander zu, jener nächtliche Ruhestörer sei kein Geringerer als der leibhaftige Fürst der Finsternis gewesen, und sie fragten den Kochbrunnenwirt, der über alles Bescheid wußte, nach diesem wunderlichen Kurgast. Der aber zuckte die Achsel um so einen dummen Teufel.



Das Nahetal — Kreuznach

Der Stiefeltrunk

*

Einst war auf dem hohen Rheingrafenstein bei Kreuznach zu einer Gasterei die Blüte der rheinischen Ritterschaft versammelt. Gewaltige Zecher sind sie gewesen, die Herren des rheinischen Adels, allen voran der Gastgeber selber, der stolze Rheingraf. Manchen Humpen hatte er bereits geleert auf das Wohl der erlauchten Gäste. Plötzlich erhob er sich wieder vom geschnitzten Eichenstuhl, ließ die fröhlichen Augen in übermütiger Zecherlaune über die glänzende Versammlung gleiten und hub also an:

„Einen Reiterstiefel hab' ich hier, ihr edlen Herren; ihn ließ jüngst ein Kurier zurück. Euch verkünde ich nun bei meines Hauses Ehre: wer von Euch ihn in einem Zuge leert, dem soll drünten das Dorf Hüffelsheim gehören.“

Und aus des Knappen Hand nahm der Rheingraf lachend den Stiefel, ließ ihn bis zum Rand anfüllen und hob ihn herausfordernd in dem Kreis.

„Wohlan, es gilt. Wer wagt's?“

Und es saß alldort der wackere Johann von Sponheim kein schwächlicher Zecher; doch verhielt er sich ruhig und blickte nur fragend zu seinem Nachbarn hinüber, dem Ritter Meinhard von Dhaun, der verlegen das Haupt hinter des Humpens Rundung duckte. Auch der alte Flörsheimer strich sich zweifelnd den grauen Bart, dieweil der hagere Kunz von Stromberg, mehr den Weiberr als dem Wein ergeben, sich schon schüttelte beim Gedanken an den Jammer, den eine

solche Sintflut heraufbeschwören mußte. Selbst der Burgkaplan, der dem Rheinwein zuschrieb, daß er das Gloria im Hochamt so kräftig intonierte, besah sich ehrfurchtsvoll den Koloß und bedankte sich innerlich dafür, einen solchen Stiefel sich zuzulegen.

Da erhob sich auf einmal aus der Tafelrunde einer mit einer Bärengestalt und Donnerstimme, schlug mit der Riesenfaust auf den Tisch und rief in froher Laune: „Her mit dem Schlückchen!“

Und alle schauten ihn an, den stämmigen Boos von Waldeck. Der aber hatte bereits den Stiefel erfaßt. „Zum Wohl, Ihr Herren!“ tönte eine mächtige Stimme, und eine breite Hand schwenkte den Stiefel.

Ihn leerte in einem Zug Herr Boos von Waldeck, stellt: ihn schlagend auf den Tisch und ließ sich schwer in den Sessel fallen. Zum Rheingrafen gewendet, sprach er dann lachend: „Ließ der Kurier nicht auch den andern Stiefel hier? Maßen ich in einer zweiten Wette mir auch noch das Dorf Rörheim erwerben möchte.“

Der Rheingraf schnitt ein kümmerliches Gesicht und winkte verneinend, die edlen Zecher lachten laut. Seit der Stunde gehörte Hüffelsheim dem trinkfesten Ritter Boos von Waldeck.

Sponheim

Der Burg Sponheim Gründung

*

Wie die alte Burg Sponheim im Hunsrück entstanden ist, darüber berichtet uns die Sage Folgendes. Ein Ritter von Ravensberg im Nahegau bewarb sich eifrig um die Hand der anmutigen Gräfin von Heimburg. Aber ein betrübendes Hindernis stellte sich zwischen den Bewerber und seine Geliebte. Vor Jahren hatte ein Ravensberger in blutiger Fehde einen Heimbürger getötet, und Feindschaft trennte seitdem die beiden Geschlechter. Bitter empfand es der Ravensberger und ließ trotz allem nicht nach in seiner Werbung. Seine Treue ging der Gräfin zu Herzen, und eines Tages beschied sie den standhaften Freier also:

„Wollt Ihr Euch unterfangen, Herr Ritter, zur Sühne der Schuld Eures Ahnen ins heilige Land zu ziehen, so soll Eure Werbung Gehör finden in der Stunde, wo Ihr mir heimkehrend ein Andenken an die heiligen Stätten unseres Erlösers in die Hand legt.“

Hoherfreut küßte der Ritter der geliebten Frau die Hand, und von ihrem huldreichen Lächeln begleitet, schied er von dannen. Um dieselbe Zeit klang des Kaisers Rotbart Aufruf zum Kampf gegen die Ungläubigen durch die deutschen Gaue, und der Ravensberger säumte nicht, den stolzen Scharen des Staufenkaisers sich anzuschließen. Mühevoll war die Kreuzfahrt, und als das Heer sich kümmerlich durch Levantens öde Steppen hindurchschlug, gedachte der wackere Ravensberger wehmütig seiner ruhigen Feste im schönen

Nahetal, allwo man des Abends nach einem wohlbestellten Nachtmahl sich niederlegen konnte, ohne befürchten zu müssen, daß bei Nacht und Nebel ein Türken Schwarm hereinbrach, dem friedlichen Schläfer den krummen Säbel über dem Haupt schwingend. Hat aber dennoch überall tapfer mitgekämpft und nach des alten Rothbart und seines Sohnes Tod sich ritterlich dem englischen Königssohn angeschlossen (Löwenherz hieß er), weil vor diesem die Türkenhorden die meiste Angst besaßen.

Seiner geliebten Dame im Nahegau hat der Ravensberger im Morgenland zu keiner Zeit vergessen, und allgemach ist die Sehnsucht stärker in ihm geworden, bis er sie nimmer hat bezwingen können. Auch den Königserben Richard Löwenherz rief die Besorgnis um sein Erbe nach der meerumgürteten Heimat zurück. Unter den Waffengenossen, die sich mit ihm einschifften, befand sich auch der Herr von Ravensberg. Froher Laune war der Rittersmann, und während das Königsschiff dahersegelte durch das Griechenmeer und die blaue Adria, stand er oft am Kiel und blickte sehnsüchtig nordwärts. Und wenn ihn niemand beobachtete, zog er heimlich ein Kästchen hervor aus schwarzem Ebenholz, das war außen reich mit Edelsteinen geschmückt, und ein Frauenname war darauf verzeichnet mit goldenen Lettern. Drinnen war es mit kostbarer, roter Seide belegt und barg einen winzigen, unscheinbaren Span, den hat der Ravensberger stets mit größter Verehrung geküßt. Für schweres Geld hatte er ihn im heiligen Land von einem jüdischen Händler erworben. Der hatte ihm geschworen bei den großen und kleinen Propheten, daß es ein Splitter des Marterholzes sei, woran die römischen Soldaten den heiligen Rabbi von Nazareth, den Gottessohn, gekreuzigt hätten.

Frohen Mutes war der Ravensberger auf der ganzen Fahrt. Da aber geschah ein unerwartetes Ereignis. Schon sahen die

heimkehrenden Kreuzfahrer italisches Land vor sich, da erlitt das Fahrzeug Schiffbruch. Nur mit Mühe rettete der englische Königssohn sich mit wenigen Getreuen bei Aquileja ans Land. Unter ihnen befand sich auch der Ravensberger; aber in welch trostloser Stimmung! Wie später einmal der große Dichter Camoens die Handschrift seiner Lusiaden, so hatte er das kostbare Kästchen hoch über sich im Wasser emporgehalten: aber ein Strudel riß ihn hinab. Als er die Augen aufschlug, fand er sich auf festem Uferland. Der heilige Span hatte ihn gerettet, aber — herber Trost — er ihn verloren und mit ihm alle Hoffnung auf das ersehnte Glück.

*

*

*

In der Feste Heimburg im schönen Nahetal ist eines Tages müde und niedergeschlagen ein heimkehrender Kreuzfahrer angekommen; der hat sich kleinmütig bei des Schlosses Herrin ansagen lassen. Mit huldvollem Lächeln ist die Gräfin dem Rittersmann entgegengeeilt, aus dessen sonngebräuntem Antlitz eine tiefe Beklommenheit sprach. Schweigend, das holde Antlitz züchtig gesenkt, nahm sie den bekümmerten Bericht entgegen. Dann, als er geendet hatte, hob sie lächelnd das schöne Haupt.

„War das Kästchen nicht reich mit Edelsteinen verziert und stand nicht mein Name darauf in goldenen Lettern?“ fragte sie.

„So ist es, vieleidle Herrin,“ versetzte der Ravensberger, seltsam überrascht, dann mit erneuerter Bitterkeit: „Nun ruht es auf dem Meeresgrund, trotzdem ich in tiefster Bedrängnis den heiligen Georg anrief, den kostbaren Span vom Kreuz unseres Erlösers zu retten.“

Da winkte die Burgherrin einem Edelknaben, und nach wenigen Augenblicken brachte ihr dieser auf samtnem Kissen eine winzige Truhe aus schwarzem Ebenholz, die war reich mit Edelsteinen geschmückt, und ein Frauenname war darauf

verzeichnet. Einen Ruf freudiger Überraschung stieß der Ravensberger aus; er hatte sofort das Kleinod erkannt.

„Tut Abbitte dem heiligen Patron der Ritterschaft,“ sprach die Gräfin mit mildem Lächeln. „Ein fremder Knappe überbrachte dem Burgvogt vor etlichen Tagen diesen kleinen Schrein und war verschwunden, als ich ihn zu mir bescheiden wollte.“

„Sankt Georg, der Ritter, ist's gewesen in eigener Person,“ raunte der Ravensberger und bekreuzte sich andächtig. „Hat damit des heiligen Splitters Echtheit bewiesen.“

„Mechtildis!“

Er hat dann erwartungsvoll vor der reizenden Herrin das Knie gebeugt, und errötend reichte sie dem heimlich längst geliebten Manne die Lippen zum ersten Kuß.

*

*

*

Eine fröhliche Hochzeit wurde gefeiert im Nahegau bei Sobernheim, und eine Stammburg wurde umgetauft auf den Namen Spanheim, später Sponheim. So hieß sie noch viele Jahrhunderte, zugleich auch das Kloster, das jenes gräfliche Paar in dankbarer Gesinnung gestiftet hat.



Die Ebernburg

Der heilsame Wildfrevel



In der Nähe von Kreuznach, dessen Heilquelle wachsende Berühmtheit erlangt, liegt die Ebernburg. Ihre Gründung reicht bis ins elfte Jahrhundert zurück. Damals Eigentum der salischen Kaiser, kam sie im vierzehnten Jahrhundert an das Sponheimer Grafengeschlecht und im folgenden Jahrhundert an die Sickingen. Dem geächteten Franz von Sickingen und vielen seiner Anhänger diente die „Herberge der Gerechtigkeit“ als Zufluchtsort. Nach Sickingens Tode zerstört, wurde sie als kurpfälzisches Lehen von seinen Nachkommen wieder aufgebaut, bis die Franzosen sie zum zweitenmal in Trümmer schossen.

Über dem Tor der teils neu aufgebauten Burg ist das Bild eines Ebers eingemauert. Wie ein solcher der Burg ihren Namen gab, darüber erzählt die Sage Folgendes: In alter Zeit war der Raugraf Rupert Besitzer der Burg. Er warb seit langem insgeheim um die Hand der schönen und reichen Gräfin Montfort. Als er jedoch eines Tages seinen Antrag der Gräfin vorbrachte, wies sie ihn ab; ihr Herz hatte schon gewählt. Der also Beglückte war des Naugrafen eigener Jugendfreund, der Rheingraf Heinrich.

Grollend über die Zurücksetzung, die er erfahren, zog der Raugraf sich von seinem bisherigen Freund zurück. Seine früheren Genossen sahen ihn weder beim Turnier noch bei festlichen Gelagen, und bedauernd erzählten sie einander, daß der Raugraf in zunehmender Verstimmung allen gesellschaftlichen

Verkehr fliehe. Nur der Jagd war er treu geblieben, und tagelang streifte der Vereinsamte, oft allein, mit seinen kläffenden Rüden durch seine Forsten.

Als er einst wiederum von einem Jagdausflug heimkehrte, stieß er in der Nähe des Rheingrafenstein auf einen Eber von solch ungewöhnlicher Größe, wie er sich kaum erinnerte, einen zweiten in seinen Wäldern gesehen zu haben. Wütend trieb das gereizte Tier die bellende Meute zurück und stürzte sich auf den Jäger, dessen Wurfgeschosß es nur verwundet, aber nicht niedergestreckt hatte. Der Raugraf erblaßte. Unbewaffnet wie er war, empfahl er seine Seele Gott. Da sank der Eber unerwartet, kaum einen Schritt von ihm entfernt, röchelnd nieder, von einem Jagdspeer, der aus dem Busch zischte, tödlich getroffen. Die Zweige teilten sich, und hervor trat der Rheingraf. Stumm eilte er auf den ehemaligen Jugendfreund zu, der ihm tiefbewegt um den Hals fiel.

„Meine Liebe hast du getötet, dafür mein Leben gerettet“ soll der Raugraf schmerzlich ausgerufen haben. Jener erzählte ihm, wie er den Eber bereits drei Tage in seinem Gehölz verfolgt und endlich seine Fährte bis in des ehemaligen Freundes Revier festgestellt hatte. „Durch einen Wildfrevler,“ schloß der Rheingraf, „rettete ich mir einen edlen Genossen, dessen Freund zu sein ich niemals aufgehört hatte.“

Begraben ward der Groll, den der Raugraf gegen den Jugendfreund genährt hatte. An dem Tage, wo der Rheingraf die Gräfin von Montfort zum Altar führte, ließ der Raugraf, um des Freundes hochherzige Tat allen späteren Geschlechtern zu verkünden, über dem Burgtor seiner Feste einen ausgehauenen Eberkopf anbringen und taufte sie fortan die Ebernburg. Diesen Namen hat sie behalten bis auf den heutigen Tag.



Das Moseltal

Der Bernkastler Doktorwein

*

Doktorwein, oder noch kürzer, Doktor, heißt der Bernkastler, und diesen wunderlichen Namen hat er schon mehr als ein halbtausend Jahre. Damals — es war um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts — lag auf seiner Burg zu Bernkastel der Bischof Bohemund an einem hitzigen Fieber schwerkrank darnieder. Manche bittere Pille, manch herbes Tränklein mußte der hochwürdige Herr herunterschlucken, und doch half alles Quacksalbern nichts. Dem hohen Kirchenfürsten ward gar bänglich zu Mute. Denn trotz seines erbaulichen Wandels behagte ihm vorläufig sein Erzbistum im schönen Moselland weit besser als ein Plätzchen im Himmel. Er ließ deshalb in seinem ganzen Sprengel verkünden, wer ihn von seinem Fieber kuriere, sei er Laie, landfahrender Kleriker oder gelahrter Medicus, dem sei seine höchste bischöfliche Gnade und ein reichliches Geschenk der Lohn.

Nun lebte damals im Trierer Land ein alter Rittersmann. (Des Edlen Name ist nie bekannt geworden.) Den erbarmte des geistlichen Herrn arge Not. Er war ihm zwiefach ergeben, weil ihn einmal, vor Jahren war's, Herr Bohemunde, sein Kampfherr, in einem Reitergefecht zu Sponheim mitten aus den Feinden herausgeschlagen hatte. Daß es dem vielgeduldeten Gottesmann zur Stunde so elendiglich ergehe, betrübte den ergrauten Kämpen sehr. erinnerte sich auch, daß der hitzige Gesell, das Fieber, ihn selber einmal gepackt und derb geschüttelt hatte in einer rauen Herbstnacht. Dazumal wollten sie

auch an ihm mit Tränklein und Pillen salbadern; er aber hatte sie alle hinausbefördert, hatte sich durch seinen Knappen einen mächtigen Humpen reichen lassen, darin perlte ein Feuerwein: der Bernkastler. Einen beträchtlichen Trunk hat er getan — bei einem fieberdurstigen Rittersmann will das etwas besagen — und als er zwölf Stunden später aus tiefem Schlaf erwachte, da war der hitzige Gesell verschwunden.

Weshalb sollte diese Bernkastler Kur nicht auch bei dem würdigen Kirchenfürsten gut anschlagen? Nach kurzem Bedenken brach der Alte von seiner Burg im Soonwald auf und machte sich auf den Weg zu dem kranken Oberhirten. Ein Fäßlein hatte er bei sich, sonst niemand.

Herr Bohemund soll ein überaus erstauntes Gesicht gemacht haben auf seinem Schmerzenslager, als nun gar ein Heilkünstler in dem Krankengemach erschien, der die Medizinen und Mixturen, ein ganzes Fäßlein, auf der Schulter trug. Als aber die dienenden Geister auf des Ankömmlings Wink hinausglitten und jener dem hochwürdigen Herrn berichtete, was er berichten wollte; als er dann mit kundiger Hand das Spundloch einschlug und dem Kranken von dem duftenden, perlenden Trank ein großes Medizinglas voll krenzenzte: da hat der fromme Herr den feuerigen Heiltrank willig genommen und das Glas in einem Zug geleert. Hat ihm noch eine zweite und dritte Dosis folgen lassen von gleicher Stärke, und ein wohltuender Schlaf ist über ihn gekommen.

Am andern Morgen haben die Trierer mit großer Befriedigung vernommen, daß den Erzbischof das leidige Fieber verlassen habe; Herr Bohemund aber hat zur selben Zeit dankbar bewegten Herzens einen gewaltigen Frühschoppen getrunken und dabei ausgerufen mit dem vollen Brustton der Überzeugung:

Der Wein, der Wein
Macht mich gesund !
Der ist der beste Doktor!

Und wenn damals schon die Singweise zu dem Studentenvers existiert hätte, (so möchte es uns scheinen) dann hätte Herr Bohemund das Verslein gewiß gesungen.

Das Miseräbelchen

*

Wie Sankt Peter, der himmlische Pförtner, einstmals ins Ahrtal gekommen ist und in dem Weinort Walporzheim den Himmelsschlüssel vergessen hat, das ist jedermann am Rhein bekannt. Die Zecher an der Mosel aber wissen noch eine andere weinfrohe Sage von dem heiligen Jünger zu berichten, der zur Strafe dafür, daß ihn eine Magd im Hof des Kaiphas schwach gesehen, seit Hans Sachsens Tagen durch die schalkhafte Legende wandert.

So plaudert denn das neckende Märlein, daß unser Herr, von dem kümmerlichen Glauben der Juden wenig erbaut, einst ins Moselland gekommen sei, um dort den heidnischen Moselanern das Wort Gottes zu verkünden. Dem Herrn und seinen Jüngern behagte das gerade, derbbiedere Völklein an dem krummen Moselfluß gar sehr. Nur deuchten ihnen der Berge und Hügel allzu viele, weil sie das Wandern in der Sommerhitze höchst mühsam machten.

Ließen sich auch bald allesamt in einem schattigen Gehölz nieder, und der Heiland winkte mit mildem Lächeln Sankt Peter zu sich.

„Lauf hinüber, Petrus, ins Dorf und hole einen Schoppen Wein. Er wird uns wohl bekommen.“

Sankt Peter ließ sich das nicht zweimal sagen, blinzelte verständnisvoll mit den Augen und eilte spornstreichs, trotz Sonnenbrand und jämmerlicher Straße, ins Dorf hinein. Herrlich duftete das edle Naß, das ihm in einem ansehnlichen hölzernen Becher gereicht wurde. War's Sünde, daß der verschmachtende Jünger ihn alsbald in einem Zuge leerte? Gewiß nicht; er hätte es nimmer ausgehalten vor Trockenheit in der

Kehle. Hat auch sofort den Humpen zum andernmal bis hoch zum Rand füllen lassen, des Meisters und der übrigen Getreuen gedenkend, und ist dann befriedigt zurückgekehrt.

Heiß brütete die Sonne auf den Berghängen; dabei ist das Gehen auf bergiger Straße höchlich unbequem, zumal einem, der einen übevollen Becher in den Händen hält. Nicht zu verhindern war's, daß einige Tropfen des goldigen Getränks den Boden netzten. Den Jünger dauerte die gute Gabe Gottes, und pflichtschuldigst nippte er an dem vollen Rand, um das Überfließen zu verhindern. Leider hatte er zu tief genippt, und gar zu breit war des Humpens Rand geworden. Was soll's? Weitbauchig und hoch waren die hölzernen Becher der Moselaner; mit einem raschen Schnitt hatte Sankt Peter den hohlen Rand beseitigt. Konnte aber nicht verhindern, daß im Weitergehen abermals etliche Tropfen den Boden netzten. Sankt Peter fand mit vollem Recht, daß der edle Wein dem Felsgestein keinen Nutzen bringe und tat abermals einen beträchtlichen Schluck. Daß er zu viel genippt hatte, sah er bald ein; doch er half sich wie das erste Mal. Leider ward mit jedem Trunk und jedem Schnitt das Humpchen Schritt für Schritt kleiner.

Etwas beklommen ist Sankt Peter bei dem Meister angelangt. Stumm sah der Herr den Jünger an. Der blickte sich einen Augenblick hilflos um, hub dann aber keck und zuversichtlich an zu reden:

„Herr, miserabel dünkt Dir das Schöppchen, das ich Dir bringe. Ich ward mir noch mehr bewußt, wie teuer das Naß hier zu Lande ist. Doch mich bedäuchte, Du, der Du die Fünftausend speitest mit fünf Broten und etlichen Fischlein, werdest auch uns, wenn Du willst, den Durst stillen mit diesem miserablen Schöppchen.“

Mildlächelnd hob den Finger der langmütige Meister. „Erquicken will ich Euch gern trotz des Miseräbelchens, das du uns gebracht hast. Jedem von Euch nach Herzenslust, dir

jedoch, Petrus, nur dein Miseräbelchen, weil du deinen Anteil bereits hast."

*

*

*

Klein waren die Schöppchen im Moselland seit jener Zeit, und Miseräbelchen heißen sie noch bis zur heutigen Stunde.

2



2

Die Eifel

Das Weinfelder Maar

*

Ihr alle, die ihr die Eifel durchwandert habt, kennt die drei schwermütigen Maare, die südlich vom Städtchen Daun in der Eifel liegen. Das mittlere davon ist das Weinfelder Maar. Totenstille liegt über dem Wasser, Totenstille in dem uralten Kirchlein am Seeufer und auf dem Kirchhof, der es umgibt. Einst herrschte ritterliches Leben, wo heute die trauernden Wasser gehen. Ein reicher Graf hatte dort sein Schloß. Seine Gemahlin war eine schöne Frau, aus altem, ritterlichen Geschlecht, aber ihr Herz war marmorkalt und voll Verachtung gegen die Niedrigen. Sie ließ die Diener peitschen und schmähte die Armen, die dem Schloß sich nahten, also daß jeder, der sich dorthin verirrte, mit hungrigem Magen und grollendem Herzen von dannen ging. Der Graf betete sein hochfahrendes Weib um ihrer bertückenden Schönheit willen an und wagte nicht, sie zu tadeln. Sie aber blieb jahraus, jahrein die gestrenge, schnöde Herrin.

Eines Tages — Winter war es, und die Weihnacht stand vor der Tür — stand sie am Fenster und schaute den Flocken zu, die draußen tanzten. Da gewahrte sie, wie unten ein Bettler vor dem Tor stand und des Vogtes Weib dem bresthaften Alten verstohlen einen Laib Brot reichte. Da eilte die Schloßfrau hinab, entriß dem alten Mann das Brot, trat es zornig mit Füßen und schalt mit heftigen Worten das zitternde Weib, daß sie gegen ihren Willen arbeitscheues Gesindel ans Schloß heranzüchte. Da hob der ergraute Bettler

die Hand empor, sah die Zürnende mit ernsten Augen schweigend an und ging davon.

Inzwischen war der Graf hinausgeritten zur Jagd. Unterwegs gewahrte er, daß ihm seine Handschuhe fehlten. Er sandte den Diener, der ihn begleitete, zurück, sie zu holen. Nicht lange währte es, da kommt dieser kreideweiß wieder und berichtet, das Schloß sei verschwunden: dort aber, wo es gestanden, breite sich eine dunkle Wasserfläche aus.

Ungläubig hört ihn der Graf an.

„Das ist ebenso wenig denkbar, wie wenn der Falchert, den ich reite, hier aus dem Boden eine Quelle scharren sollte,“ spricht er kopfschüttelnd. In demselben Augenblick scharrt des Rosses Huf auf dem Sand, und ein Born sprudelt hervor (noch heute der Falchertsborn geheißen).

Da ist der Graf in rasendem Galopp zurückgeritten, und an einem schauerlichen See hält der keuchende Renner. In lähmendem Schrecken starrt der Ritter auf das düstere Gewässer. Da sieht er eine Wiege dem Ufer zuschaukeln. Zitternd drückt er sein Kind, das wunderbar gerettete, an die Brust und flieht von dannen. Hat das Maar nimmer wiedergesehen seit jener Stunde.

Der Pfeil zu Prüm

*

Das alte Städtchen Prüm in der Eifel, wo vor tausend Jahren Lothar, des frommen Ludwig ungeratener Sohn, als Mönch sein Leben beschloß und beerdigt wurde, hat in der Pfarrkirche zwei alte Gemälde. Auf dem einen schießt ein Ritter, auf einem Felsblock stehend, einen Pfeil ab, während sein Gemahl und Gefolge andachtsvoll zum Himmel schauen; auf dem andern erblickt man an einem Altar einen Priester, dem von einem Engel ein Pfeil zugetragen wird. Wer ist der Ritter? Wer der Gottesmann?

Der Ritter ist Nithard, der edle Herr von Suise, der gegen Ende des neunten Jahrhunderts im nördlichen Frankreich lebte. Seinem tugendhaften Weib Erkanfrida waren keine Kinder beschert, und der Ritter faßte daher den Entschluß, seine Güter zu frommen Zwecken zu verwenden. Einem Kloster wollte er sie schenken, damit man dort nach erfolgtem Heimgang seiner und seiner Gemahlin dauernd am Altar gedenke. Schwer wurde es ihm, unter den vielen Klöstern das würdigste zu wählen. Auf den Rat eines frommen Priesters beschloß er, die Entscheidung Gott zu überlassen. Er befestigte eine Stiftungsurkunde an einen Pfeil, bestimmte seine Besitzungen dem Kloster, wohin der Pfeil fälle, und ging alsdann, begleitet von seinem Weib und einem großen Gefolge, zu einem Fels in der Nähe der Burg. Nach einem inbrünstigen Gebet schoß er den Pfeil ab, und dieser, so erzählt die fromme Sage, flog, von Engelshand getragen, mehrere Tagereisen weit nach Prüm hin. Dessen Abteikirche war schon zu Lebzeiten des heiligen Bonifatius gegründet und, von den Normannen samt dem Kloster verheert, durch Papst Leo III. im Beisein Karls des Großen neu eingeweiht worden.

Dort stand soeben Ansbald, des Klosters heiligmäßiger Abt, am Altar, als der Pfeil zu seinen Füßen niederschwirrte. Er las mit Staunen und Dank gegen Gott die Urkunde und verkündete sie dann frohbewegt den versammelten Brüdern. Ritter Nithard überwies dem Kloster die gedachte Schenkung, und in der Folgezeit strömten viele nach Prüm, um den Pfeil zu sehen, den Engelshände dorthingetragen hatten. Die Stürme späterer Jahrhunderte sind über das Kloster hinweggebraust; aber die Bilder über dem Hochaltar der Klosterkirche sorgen dafür, daß die Sage nicht vergessen werde.



Der Laacher See

Das versunkene Schloß

*

Westlich von der alten Stadt Andernach liegt in einem elliptischen Talkessel der Laacher See. Eine düstere Sage knüpft sich an jene Stätte. Vor vielen Jahren stand in der Mitte des Sees auf einem Felseneiland ein Schloß. Von ihm und seinen Bewohnern wurde Arges erzählt in den rheinischen Landen. Ein Raubritter war der Schloßherr; rauh wie der Fels, auf dem seine Burg stand, war sein Gemüt; finster wie des Wassers Grund, das seine Feste umspülte, seine Seele. Eine herrenlose Zeit war damals. Mit Scheu und Schrecken zogen die friedlichen Kauffahrer am Rhein ihre Straße, mit Scheu und Schrecken nannten sie der Räuber gefürchtete Namen, zumal des Einen, der sein Schloß auf den unüberwindlichen Felsen im Laacher See gebaut hatte.

Oft hallte des Schlosses Prunksaal wider von dem rohen Jubel trunkener Zechgenossen, dem schamlosen Lachen feiler Buhlerinnen, während drunten im schauerlichen Turmverließ abgezehnte Gefangene gegen den schwertführenden Wegelagerer Klagen und Verwünschungen ausstießen.

Da hat eines Tages Gottes Hand sich dem Bösewicht gezeigt, zuerst mahnend, dann strafend. An des Sees Ufer hat in weltentrückter Waldeinsamkeit ein Klausner gelebt. Dem frommen Gottesmann war das gottlose Leben des Ritters, der drüben auf dem felsigen Eiland hauste, wohlbekannt, und inbrünstig betete der Greis, der Himmel möge einen Strahl der Gnade werfen in jenes Sünders verstocktes Herz. Oft hat der Greis

auch den Ritter angefleht, wenn er heimkehrte von seiner Raubfahrt von der Landstraße am Rhein, Beute und wohl auch gefesselte Kaufherren mit sich schleppend. Aber nur roher Spott ist des ergrauten Mannes Lohn gewesen, und unter dem wüsten Lachen der Reisige zog der Einsiedler sich trauernd in seine Hütte im Waldgrund zurück.

Eines Abends hat wiederum des Schlosses Bankettsaal von dem rohen Jubel trunkener Zechgenossen, dem schamlosen Lachen feiler Buhlerinnen widergehallt. Da haben auf einmal die Türflügel sich geöffnet, und ein hagerer Greis ist auf der Schwelle gestanden, den hat der Ritter wohl wiedererkannt. Der Klausner war's vom Waldgrund drüben.

„Gott hat mich zu Euch gesandt, Ritter. Im Traum sah ich soeben, was er Euch Furchtbares angedroht hat, und lenkte mühsam den Kahn durch den brausenden See, um mein Menetekel zuzurufen Euch und den ausgelassenen Zechern ringsum.“

Drohendes Stimmengewirr folgte den Worten des Greises, und mit finstern Blick maß der Schloßherr den kühnen Sprecher. Der aber trat furchtlos näher und hob mahnend die dürre Rechte. Da riß der Ritter sich von dem schönen Weib los, das sich an ihn geschmiegt hatte, und stieß mit einem wilden Fluch das Schwert in des Greisen Brust. Auf den Sterbenden stürzten sich dienstefrig die Knechte und schleppten ihn hinaus.

Eisiges Schweigen legte sich auf die Versammlung. Mit bleichem Antlitz und gesenkten Lidern lehnte im Pfuhl des Mörders Lieb; er aber starrte, jählings ernüchtert, auf die Lache am Boden, während die Gäste hinterm Humpen sich entsetzten. Da tönte ein donnerndes Getöse in die Totenstille, wie brausender Wogenprall und dröhnender Donnerschlag. Von den züngelnden Strahlen zuckender Blitze erblaßten die Lichter im lohenden Saal. Dann hallte ein Wehruf, vielstimmig und weitgellend, durch die verfinsterte Nacht — er erstarb im Kampfgebrüll der entfesselten Naturkräfte.

Als am andern Morgen das Frühlicht seine rotgoldigen Streifen am östlichen Himmel zog, war das Felseneiland im See verschwunden. Mit ihm die stolze Ritterburg. Ein Strudel bezeichnet noch heute die Stelle, wo sie gestanden. In manchen Nächten sollen die Geister jener Unseligen dort am See herumgehen; klagende Laute sollen dann aus dem Grund des Wassers herauftönen, und der abendliche Wanderer, dessen verspäteter Fuß die Stätte berührt, meidet die Nähe des Kratersees, den sechs bewaldete Vulkanberge umschließen.



Das Ahrtal

Der letzte Ritter von Altenahr

*

Trauernde Trümmerreste decken heute den Bergkegel, wo einst eine der stolzesten Festen des Rheinlandes, das Schloß Altenahr, stand. Trauernd berichtet die Sage von dem letzten des ritterlichen Geschlechts, das Jahrhunderte lang jene Burg bewohnt hat. Ein trotziger Herr ist's gewesen, der nimmer den allgewaltigen Erzbischof anerkennen mochte, den als Schirmherrn des Kaisers Majestät in die rheinischen Lande entsandt hatte. Aber stolz und gebieterisch war auch der Bischof, und wachsenden Groll nährte er gegen den Verächter seiner verbrieften Rechte.

Nicht lange dauerte es, da drohte aus der beiderseitigen Feindschaft die Flamme der offenen Fehde, und vor die stolzeste Feste des Ahrtales wälzte sich des Bischofs und seiner Verbündeten Streitmacht. Einen eisernen Ring zogen sie um die trutzige Burg; aber ihren Besitzer störte es nicht. Er spottete der Belagerer vergeblicher Bemühung, den uneinnehmbaren Felsen zu erstürmen, und mit ohnmächtigem Zorn sah der Bischof zusehends zahlreiche Mannen seines Heeres zwecklos sich verbluten. Er hatte sich geschworen, das unsiegbare Felsennest als Sieger zu betreten, und wenn bis zum Lebensende der Kampf dauern sollte; und einen ähnlichen Schwur hatte der Herr von Altenahr gemacht. Keiner war dem andern an ehernem Mannesmut unterlegen.

So zog die Belagerung sich schon etliche Monate hin. Immer heftiger wurde der Zorn der Belagerer; denn jeder Sturm

kostete einer stattlichen Zahl von Reisigen das Leben, und nutzlos war es trotz alledem. Schon pflanzte der fortgesetzte Mißerfolg Unzufriedenheit in die Kampfreiher des Bischofs und seiner Mitstreiter, und nicht selten traf es sich, daß des Morgens eine Anzahl der Söldner und Vasallen fehlte, die es vorgezogen hatten, der nutzlosen Belagerung zu entsagen. Meuterei schien gar im Heere zu drohen, als eines Tages wiederum ein verzweifelter Angriff heldenmütig von den verschanzten Burgbewohnern zurückgeschlagen wurde.

Des Bischofs Verbündete drangen in ihn, er möge von seinem vermessenen Vorhaben abstehen; er empfing die Waffengenossen mit kaltem Lächeln.

„Wenn Ihr mich verlaßt, naht als Ersatz mein größerer Verbündeter, der Hunger. Er kommt, dessen bin ich gewiß.“

Da drangen aus nächster Nähe verworrene Stimmen; meuternde Reisige, durch den Wein kühn gemacht, haderten mit ihrem Führer. Andere schlossen sich ihnen an. Des Bischofs überlegenes Lächeln erstarb.

„Noch einen Sturm harrt aus, ihr Mannen,“ rief er mit befehlender Stimme. „Er sei der stärkste und letzte!“

✦ Mit finstern Antlitz schritt er davon.

Die Morgennebel wallten durch das Tal der Ahr. Drunten am Bergabhang herrschte reges Leben im Kriegslager; droben grüßte, umstrahlt vom rotgoldenen Morgenlicht, das Schloß von Altenahr. Schweigen floß um seine Zinnen. Da tönte plötzlich Fanfarenton vom verschlossenen Burghof, dann dröhnender Hufschlag, und auf die herabgelassene Zugbrücke sprengte auf milchweißem Renner der Schloßherr von Altenahr. Hoch über des Tieres Rücken ragte des Ritters mächtige Gestalt, flatternd wehte von dem ergrauten Haupt der wehende Helmbusch, und die ersten Strahlen der erwachenden Sonne blitzten tausendfach in seiner blitzenden Silberbrünne.

Nun hielt er den Hengst mit nerviger Faust, und den anstürmenden Belagerern, die vergebens sein Gefolge

erspähnten, deutete er mit ausgestreckter Rechte an, daß er reden wolle. Weit hinaus klang seine Stimme.

„Seht hier den letzten Mann und das letzte Roß von allen lebenden Wesen, die in meiner Burg atmeten. Der Hunger raffte mir alle hinweg: Weib, Kind, Gefährten. Sie zogen sämtlich den Tod der Knechtschaft vor. Ich folge ihnen nach, bis zum letzten Atemzug unbezwungen und frei.“

Hoch bäumte sich das edle Tier, von seinen Sporen getroffen. Ein gewaltiger Sprung, gefolgt von donnerndem Getöse. Über Roß und Reiter schlugen die Wasser der Ahr schäumend zusammen.

Grauen packte die, welche es sahen. Des finstern Belagerers Antlitz ward totenbleich, als er die schauerliche Kunde vernahm. Zur selben Stunde zog er ab. Ihm folgten die Verwünschungen der meuternden Reisige. Die Burg Altenahr blieb seitdem verödet; niemand gelüstete es nach den todgeweihten Räumen. So stand sie Menschenalter hindurch unbewohnt und gemieden, bis der Zahn der Zeit endlich auch ihre Mauern anfraß und ihre stolzen Hallen vernichtete.

St. Peter von Walporzheim

*

Sie haben allesamt einen guten Klang, die dunkelroten Weine der Ahr, vor allem jener, der bei Walporzheim reift. Das ist übrigens nichts neues, und schon manchen Zecher, der zu tief hinablickte in den Walporzheimer Pokal, hat auf dem späten Heimweg an der „bunten Kuh“ der tückische Kobold erwischt, gleich den biedern Gevattern Klaus und Welten, deren feuchtfrohliche Nachtwanderung ein rheinischer Dichter gar heiter beschrieben hat. Der Welten torkelt rechts und fällt stolpernd auf eine Felskante, der Klaus links geradeaus in die Ahr —

Dem einen strömten aus der Nas
Die hellen, blutigen Perlen;
Der andre tief im Wasser saß
Und hielt sich an den Erlen. (Kinkel.)

Und das hatte mit seinem feuerigen Ahrwein der Kobold von Walporzheim getan.

Ähnlich, doch minder feuchtfrohlich, ist es dem heiligen Petrus zu Walporzheim ergangen; denn kein geringerer als der Herr selber und sein schlüsseltragender Jünger haben eines Tages (ein vortreffliches Weinjahr ist's gewesen) das Ahrtal aufgesucht und in verschiedenen Weinkellern Rast gehalten. Trefflich hat ihnen der Ahrwein gemundet, und in gehobener Laune war Sankt Petrus. Hat auch manchen tiefen Schluck getan, trotzdem ihn der Meister mehrmals mahnend ansah. Schwer ward ihm endlich der Kopf, schwerer noch der mächtige Himmelsschlüssel in seiner Hand. Bei einem bekannten Weinbauern sind sie gesessen, und weil dessen Wein den himmlischen Zechern gar besonders mundete, sind sie länger als beabsichtigt war alldort geblieben. Erst als die Abendglocke den Walporzheimern die Feierstunde schlug und schon vereinzelte Sternlein neugierig durchs Himmelsdach blinzelten, winkte der Herr Sankt Peter ernstmild zum Aufbruch.

Da tat der Jünger noch einen letzten, langen Schluck, warf einen schmerzlichen Abschiedsblick auf den ungetrunkenen Rest und folgte in gewohntem Gehorsam dem Meister. Sputen mußte er sich, maßen schon etliche Seelen droben stürmisch Einlaß verlangten. Als sie eben an der bunten Kuh vorübergingen, merkte der heilige Himmelspförtner zu seinem großen Schrecken, daß er den Himmelsschlüssel bei dem gastlichen Weinbauern zurückgelassen hatte.

Da entschlüpfte ihm ein Zorneswort, wie damals, als er dem Malchus im Hof des Hohenpriesters das Ohr abgehauen hatte, und mit schwerem Herzen und schwerem Kopf ging er den weiten Weg zurück. Aber der tückische Kobold spielte ihm

einen Schabernack. Sankt Peter irrte rings in der Runde, weil er den Weg nicht finden konnte. Ging endlich mit trotzigem Ärger von dannen, weil von fern des Herrn Stimme ihn zu sich beschied.

Wie es Sankt Petrus dann droben ergangen ist, das hat die Sage nicht erfahren, sintemal sie sich nicht zu solchen Höhen versteigt. Der Walporzheimer Schenkwirt aber hat bald herausgefunden, wer der Gast gewesen ist, der den mächtigen Schlüssel bei ihm zurückgelassen hatte. Weil er ein pfiffiges Bäuerlein gewesen, hat er seitdem sein Wirtshaus nach jenem Gast getauft, den Himmelsschlüssel aber draußen über dem Eingang angebracht zum dauernden Gedächtnis. Wenn ihr heute einkehrt beim Sankt Pitter in Walporzheim, mögt ihr ihn selber sehen.

Die Fadenbrücke

*

An den Ufern der Ahr stand in alter Zeit die Bergveste Neuenahr, ihr gegenüber, ebenfalls auf steiler Bergeshöhe, Schloß Landskron. Die Herren beider Burgen waren einander in Freundschaft zugetan. Um sich gegenseitig öfter besuchen zu können, hatten sie über die Ahr eine Brücke erbaut und Burg mit Burg verbunden. Aber der Enkel Sinnen ist nicht immer gleich dem der Väter. Bittere Fehde entzweite später die Geschlechter, und keines Rosses Huf stampfte mehr wie vordem auf der Brücke, keines Ritters noch Edelfräuleins Fuß schritt hinüber oder herüber. Und kein Steinmetz kam, als die Brücke trauernd um ihres unnützen Bestandes willen allmählich morsch wurde.

Zusehends bröckelte das verwitterte Gestein; Regen und Sturm fegten um die wankenden Bogen, bis sie endlich einstürzten, sich begrabend in den Fluten der Ahr. Nur die

beiden Brückenpfeiler trotzten der Vernichtung. Gleich stummen Wachtposten, die man abzulösen vergessen hatte, standen sie hüben und drüben und tauchten ihren Fuß in die neckische Flut.

Nun begab es sich nach vielen Jahren, daß auf Schloß Landskron ein junger Ritter aufwuchs, während gleichzeitig auf Neuenahr ein holdseliges Fräulein erblühte. Und es geschah auch, daß die Augen der beiden jungen Menschenkinder sich begegneten, nicht in Haß wie die ihrer gestrengen Väter, wohl aber in heimlicher Zuneigung. Die Herzen des Ritters von Landskron und des Schloßfräuleins von Neuenahr hatten sich gefunden, trotzdem der Brücke Trümmer längst im Bett der Ahr verwitterten und weder Steg noch Furt die Burgen verband. Daß dem so war, betrauerte niemand so sehr wie das junge Paar. Gar oft saß die zierliche Maid am Fenster ihrer Kemenate, und aus ihren Augen schweifte ungestillte Sehnsucht verlangend nach der Feste drüben, indes ihr klopfendes Herz tausend innige Wünsche spann über Fluß und Tal für den Geliebten.

Während sie so einst wieder dort saß, raunte der lose Schalk im Flügelkleide, der köchertragende und herzenplagende, ihr einen artigen Plan ins Ohr. Und als sie ihn erfaßt hatte, schüttelte das blitzäugige Schloßfräulein frohgestimmt das Köpfchen. Hat dann heimlich eine Armbrust genommen aus der Rüstkammer, an den Pfeil einen Garnknäul geknüpft, dessen Endfaden befestigt und dann mit kundiger Hand — Erwartung in den Augen und ein Gebetlein auf den Lippen — den Bolzen hinübergesandt zum Nachbarschloß. Der Liebe, die sich derart eine Fadenbrücke erbaute, hat dann die Mechanik treulich geholfen, und ein Ringlein an einer haarfeinen Schnur ist nunmehr hurtig hinüber und herüber gewandert. Manchen Pergamentstreifen, auf dem in zierlichen Zeichen schwere Schwüre standen, hat jene Post auf der Luftbrücke hüben und drüben befördert.

Die Windsbraut hat gelächelt, als sie, über die Ahr schwebend, das sinnige Werk gewahrte und gelobt, seiner gnädiglich zu schonen. Und die Vögel, die durchs Ahrtal kreisten, gelobten ein gleiches; denn auch das Schwäbllein weiß heimliche Liebe zu achten.

Wie lange die Liebenden also miteinander verkehrten, darüber schweigt die Sage. Doch weiß sie zu berichten, daß der unselige Zwist zwischen den feindlichen Geschlechtern ein Ende genommen hat und eines Tages der Ritter von Landskron die anmutige Gräfin von Neuenahr heimführte als seine Burgfrau. Und wiederum erstand die Brücke aus den Trümmern, hochgewölbt wie vordem, zwischen den beiden Burgen. Wiederm stampfte der Rosse Huf auf der Brücke, und manches Ritters und Edelfräuleins Fuß schritt hinüber und herüber.

Dann ist auch jenes Geschlecht ausgestorben, wie so manches im rheinischen Land. Die Festen Landskron und Neuenahr sind zerfallen, auch die Brücke verwitterte und ist endlich zum andernmal eingestürzt. Kein Stein von ihr blieb erhalten, und auch von den beiden Burgen sind nur noch spärliche Trümmerreste vorhanden.

Der Spielmann von Neuenahr

★

I.

Er hieß Ronald, war hochgewachsen, blond und blauäugig, voll edlem Anstand und ein Meister des Spieles und Gesanges. Eines Tages — eben feierte ein prunkendes Fest der Schloßherr von Neuenahr — tönte sein Harfenspiel und Lied auf der Zugbrücke. Da verstummte der Gäste lärmende Unterhaltung, und Ritter wie Edelfrauen lauschten gebannt dem unsichtbaren Sänger. Und laut gebot der Schloßherr von Neuenahr dem Pagen, den Fahrenden hereinzuführen. Also kam er, der hochgewachsene Mann, der Fremdling voll edlem Anstand,

der blauäugige und blondgelockte Sänger. Mit Befriedigung betrachteten ihn die vornehmen Herren, verstohlen ruhten auf ihm manche schönen Frauenaugen.

War auch eine darunter, halb Jungfrau, halb Kind, des verwitweten Burgherrn einzige Tochter, deren Geburtstag feierte die vieleckle Versammlung. Und es erhob sich der Schloßherr vom reichgeschnitzten Armstuhl und winkte dem Sänger, der sich tief vor den Rittern und Frauen, tiefer vor dem Gebieter der Burg verneigte.

„Ein Lied, Spielmann, zu Ehren der Siebzehnjährigen.“

Und des Spielmanns Augen hefteten sich in schweigender Bewunderung auf die Jungfrau. Die senkte die Lider, und holde Schüchternheit hauchte auf ihre Wangen liebliches Rot. Er aber griff in die Saiten, und nach einigen rauschenden Harfenakkorden sang er ein Lied der Huldigung. Wohlklang war die Weise, Schmeichellaut die Worte. Tiefer färbte sich das Rot auf dem Antlitz des Edelfräuleins, scheu schauten in den Schoß ihre schönen Augen. Nur einmal, als des Harfners Lied sie pries, mit zwei Sternen sie vergleichend, die dem nächtlichen Wanderer leuchten, da blickten sie aufflammend empor und begegneten den seinen, um dann rasch und sittsam sich wieder zu senken. Ihr schwanden vor Scham schier die Sinne. Aus versonnenem Gedankenwiegen weckte sie der Beifallsruf der Gäste. Sie sah den Vater den schweren Humpen heben und ihn dem Sänger reichen, sah, wie jener ihn zuerst gegen sie hob, hierauf gegen den Vater und die Gäste und ihn dann an die Lippen führte. Und dann fühlte die Maid, daß sie nicht mehr Herrin ihres umworbenen Herzens sei.

II.

„Ihr mögt meine Rottraut das Harfenspiel lehren, Spielmann!“ hatte der Schloßherr von Neuenahr in weinfroher

Laune gerufen. Sie hörte es wie im Traum, und er hatte sich tief verneigt, von seiner Unwürdigkeit gemurmelt und des Ritters Wohlwollen leis dankend gepriesen.

Und also blieb er. Wohl empfand Schön-Rottraut in tiefsster Brust ein leises Bangen, gleich dem Kind, das unbewacht mit zager Scheu den Steg betritt, der hinüberführt zur blumigen Au. Kein Mutterherz war da, dem sie anvertrauen konnte, wofür sie keine Worte fand, und so fügte sie sich mit wechselnder Empfindung in des Vaters Begehr, ihm der Abende Einsamkeit durch Sang und Spiel zu verkürzen. Leicht ward ihr jenes — eine Nachtigall schien in ihrer Kehle zu schlummern —, schwerer ward ihr dies: die zarten Mädchenfinger schlugen manchen mißtönenden Dreiklang aus den Saiten, und behaglich lachte im hohen Lehnstuhl nebenan der Vater, derweil des Mädgleins Wangen in gerechtem Unmut sich färbten und ihre Augen wie scheue Vöglein von den Saiten zu dem Spielmann irrten. Wenn sie dann aber schämig in den seinen ruhten, wurde ihre Verwirrung noch größer.

Er war recht geduldig mit ihren schülerhaften Leistungen, tadelte nie und lobte aneifernd den bescheidensten gelungenen Harfengriff. Wenn er zum Schluß ein eigenes Lied sang und eigener Töne goldenen Reifen um tiefempfundene Worte schlang, dann lauschte selbst der Schloßherr, der nebenan im hohen Lehnstuhl saß. Und eine schamhafte Verwirrung überkam sie. Sie wußte selber nicht warum; er hatte sich längst ihr ins Herz gesungen, und erschauernd empfand sie den leisen Flügelschlag der ersten Liebe.

Und die Liebe umkreiste sie eng und enger und breitete endlich sieghaft ihre Fittige über die Beiden aus, die ihr verfallen waren. Im verschwiegenen Garten unter der Burglinde hielt Ronald, der Harfner, des Schloßherrn Tochter umfängen.

III.

Der Liebe Lust folgt gar oft und rasch der Liebe Leid. Auch Schön-Rottraut mußte es erfahren. In des Spielmanns Armen überraschte der Schloßherr sein geliebtes Kind. Heftig schäumte des Ritters Zorn. Gleich einem Raubtier stürzte er auf den Sänger zu, doch mit einem Aufschrei stellte sich zwischen Vater und Geliebten die Tochter, die plötzlich zum Weibe gereifte zarte Maid. Was er aus ihrem Mund vernahm, traf mit Hammerschlägen des stolzen Burgherrn Seele. Mit zitternden Lippen und glühenden Wangen gestand das Edelfräulein ihre Liebe.

Bleich, doch fest, trat vor den Ritter der Sänger.

„Nur ein Fahrender bin ich, doch deshalb nicht ehrlos. Darum zerstört nicht die Blume, die Gott in unsere Herzen gepflanzt hat, mit rauher Vaterhand, sondern gebt mir Gewähr. Ich will weiter fahren und singen und ringen im Lieder- oder Waffenstreit für die edle Frau, der ich diene. Nur, wenn ich als Edler zurückkomme, möget ihr mir die geben, die mich liebt. Als ein Ritterlicher werde ich wiederum vor Euch treten oder nimmer.“

Finster und wortlos sah ihn der Burgherr an, leis weinend stand die Maid. Ihre Hand faßte Ronald.

„Lebt wohl, Jungfrau, und harre mein, Rottraut!“

Die Büsche nahmen ihn auf, und ein Wehruf entfuhr dem Munde des Mägdleins.

IV.

Um mancherlei Unrecht gegen Papst und Kirche zu sühnen und ein frommes Gelübde zu erfüllen, war Kaiser Rotbart in seinen alten Tagen zum heiligen Land aufgebrochen an der Spitze eines mächtigen Kreuzheeres. Gar viele Mannen sind ihm zugeströmt aus den deutschen Landen, und stolze Heeresmassen zogen über Byzanz, die Griechenstadt, in die Steppen Kleinasiens. Sind dann

zum Saleph gekommen, dem traurigberühmten Bergstrom in Cilicien. Ein Heldenleben hat hier geendet: Barbarossa ertrank, und der Kreuzfahrer Augen wandten sich vertrauend an Heinrich, seinen Sohn. Ein eiserner Heerführer ist er gewesen, jener Kaiser, in der Reihe der Heinriche der sechste, dabei ein Freund des Gesanges. Hat selber zahlreiche Weisen erfunden, deren etliche uns erhalten blieben bis auf den heutigen Tag.

Manche aus des Kaisers Umgebung haben vermeint, daß nicht der gekrönte Minnesänger solches gedichtet habe, wohl aber des Kaisers Liebling, jener blonde, blauäugige Zeitgenosse, Ronald geheißen, der Harfe wie des Schwertes gleich kundig. Ein vorbildlicher Kämpfer war jener; schon manchen Türken hatte er in rühmlichem Einzelkampf bezwungen. Als einst die Kreuzfahrer einen besonders schönen Sieg erfochten, hatte er ein Lied gedichtet zu des Siegers Preis, hatte es selber gesungen zu der Harfe, und der Sang ist im Christenlager rundgegangen, und Kaiser Heinrich, der liederkundige, hat den Sänger zu seinem Freund gemacht. Von jenem Tag an ist die Sonne der fürstlichen Huld nicht mehr von jenem gewichen. Aber die Schatten in Ronalds Seele hat sie nicht verschrecken können. Oft, wenn des Kaisers Harfner dem Herrscher eines seiner schönsten Lieder sang, hat er plötzlich mit einem schrillen Mißton abgebrochen und ist verstört hinausgeschritten aus dem Zelt. So hat ihn der Kaiser einst gefunden, wehgepeinigt in einsamer Nacht, und er hat ihm beichten müssen, was Rotharts Sohn längst erraten hatte aus des Andern Worten und Wesen.

Etliche Tage drauf hat der Sturm der Kreuzfahrer auf Akkon, die unüberwindliche Türkenfeste, begonnen. An Heinrichs Seite focht Ronald. Ein Türke schwang den krummen Säbel über des Heerkönigs Haupt, und mit wuchtigem Hieb spaltete Ronald dem Ungläubigen den Schädel. Am Abend desselben Tages hat Kaiser Heinrich vor den versammelten Kriegsmännern einem Kämpfer den Ritterschlag erteilt

mit eigener Hand. Ronald von Harfenstein ward sein Name, eine Leier, auf einem Krummsäbel und einem Christenschwert ruhend, sein Wappen. Und eine Burg hat ihm der dankbare Kaiser zu bauen versprochen an den Ufern des Rheins, die sollte Harfeneck heißen für alle Zeiten.

Da ist die Pest in das Lager von Akkon gekommen und hat viele Kreuzfahrer weggerafft, darunter den Kaiser selbst. ~~Trostlos~~ war Ronald, der Sänger und Held.

V.

Zu den Ufern des Rheins ist ein müder Kreuzfahrer zurückgekehrt aus dem Heer Leopolds, des Herzogs und Heerführers der morgenländischen Deutschen. Ihn hat man mancherorts gefragt, ob es wahr sei, daß Rotbart nicht ertrunken sei im Morgenlande, sondern im Kyffhäuser lebe, um bald wiederzukommen in das verwahrloste Reich. Er aber hat den Fragern karg geantwortet und ist rastlos weiter geritten auf raschem Renner, das Rheinufer entlang. Und als endlich das Silberband der Ahr vor ihm auftauchte und die Schloßzinnen von Neuenahr, da hat der Reiter aufgejubelt und dem treuen ~~Roß~~ die Sporen gegeben. Ist beim ersten Abendstrahl den Waldweg entlang hinaufgeritten zu jener Feste, wo er einst als Fahrender auf der Zugbrücke gestanden und den Himmel gefunden hatte in einer Jungfrau reinen Augen.

Den späten Gast hat der Torwart dem Schloßherrn gemeldet. Aus schmerzlichem Brüten erhob sich im reichgeschnitzten Armstuhl der gebeugte Ritter. Unbekannt war ihm der Fremde.

„Ronald bin ich, Ritter. Durch des Hochseligen Kaisers Heinrich Gnade ward ich Ritter im Lager von Akkon und komme zu werben um Rottraut, Eure Tochter.“

„Werbt sie vom Tod. Er raubte sie mir vor zwei Monaten.“

Und stöhnend wandte der Burgherr sein vergrämes Haupt zur Seite.

Da ist ein Aufschrei schrill durch das dunkle Gemach geklungen.

Herber Zwiesprache spärliche Worte sind dann gefallen hüben und drüben: eines liebenden Mannes trostloses Weh, eines reuigen Vaters verhaltene Selbstanklage. Zum blüten-durchdufteten Winkel des Burggartens ist der Gast geschritten. An dem frischen Hügel, den man dort unter dem Lindenbaum aufgeworfen vor zwei Monden — hier wollte ruhen des Burgherrn siechende Tochter — ist er lange gestanden, bis die Nacht hereinbrach und Schatten um seine Augen wob, so wie der Schmerz sie wob um seine Seele.

Jählings ist er dann aufgebrochen, hat den Schloßherrn nicht mehr gesehen und ist fortgeritten in derselben Nacht.

*

*

*

Im Abendland, wohin Rotharts Kreuzfahrer zurückkehrten, hat man viel erzählt von den Heldentaten, die nachher Richard vollführte, der englische Königsson, den sie Löwenherz nannten seiner Kühnheit wegen. Auch die Türken kannten ihn wohl, den furchtlosen Heerführer; ihn und nicht minder den deutschen Ritter, der ständig an Richards Seite foht. Richard hat ihn hoch geschätzt, den tapfern Degen, obwohl sein Rittersum noch jung war. Zu seinem Vasallen wollte er ihn machen, wenn er zurückkehre in die Heimat. Es kam nicht so: ein feindlicher Lanzenstich, dem er wiederholt schon entronnen war, traf Richards Schwertgenossen, und klagend rief der Königserbe: „Ronald, mein Getreuer!“ Er hörte es nicht mehr. Der Spielmann von Neuenahr fand seine letzte Ruhestätte fern in den phrygischen Steppen; das Geschlecht der Harfensteiner erlosch mit dem Ersten dieses Namens, und das erträumte Schloß Harfeneck ward niemals erbaut.



Das Siegtal

Der schlafende König

*

Im Wolsberg bei Siegburg soll er sitzen auf riesigem Steinblock, der schlafende König, der Rotbart des Siegener Landes. Sein mächtiges Haupt lehnt an den Steintisch, und die Rechte umfaßt den Knauf des Schwertes. An vollen Krippen stehen herrliche Hengste, und nebenan schlafen, gleichfalls verzaubert, Knappen und Krieger. Oftmals sind ringsum Schmiede von geheimnisvollen Führern in die Berghöhlen gelockt worden. Mußten allda den Rossen die Hufeisen nachsehen, die hatte deren ungeduldiges Scharren schadhast gemacht. Reich beschenkt wurden sie allemale entlassen.

Also ist's einem jungen Schmied ergangen, der von Frankfurt nach Deutz seine Straße zog und in Siegburg Herberge hielt. Zu ihm gesellte sich, als er in der Morgenfrühe den Wolsberg berührte, ein älterer Mann in altertümlicher Tracht und frug ihn, ob er gewillt sei, einen guten Zehrfennig zu verdienen. Dies hat der Schmied bejaht. Darauf hat ihn der Alte in den Berg hineingeführt, hat drei Tore geöffnet, worauf sie einen gewölbten Gang durchschritten, von dessen Decke seltsamer Schimmer wie von edlem Gestein herniederstrahlte. In ein neues Tor mündete er, davor sind zwei Riesen im Stahlkleid gestanden, die hielten gewaltige Hellebarden in ihrer Rechten, doch auf die breite Brust neigte ihr bärtiges Haupt sich im Schlummer. Der Kommenden Schritt hat sie aufgeweckt; ein Wort des Alten aber ließ sie in Schlaf zurücksinken.

Hoch wie ein Dom war die Halle, die nunmehr beide betraten. Auf erhöhtem Steinsitz in des Raumes Mitte der schlummernde Heldenkönig. Um ihn hingestreckt seine Getreuen. In den Gängen nebenan an vollen Krippen herrliche Rosse. Bei jedem ein Häuflein neuer Eisen mit den dazu gehörigen Nägeln und zwei Häuflein abgenutzter Eisen, welche die Rosse abgetreten im felsigen Gestein. Den Gesellen weist der Graubart an, die Tiere zu beschlagen. Der meint, die Arbeit werde wohl etliche Tage erfordern, beginnt aber dennoch frisch sein Werk. Flink geht ihm der Alte zur Hand, hebt der Rosse Fuß empor, und dröhnend hallen die Hammerschläge durch die Höhle. Zuletzt ist dem Gesellen vor Ermattung der Hammer entfallen, und der Alte hieß ihn ausruhen, schob ihm einen Schild zum Sitz dar und ging abseits, um Labung zu holen. Kam dann mit einem goldenen Trinkhorn zurück, und ein blondgelockter Edelknabe, der ihm folgte, schenkte dem Schmied ein aus silberner Kanne. Der tat einen mächtigen Schluck und trank das köstliche Getränk bis auf des Trinkhorns Neige. Griff dann, wunderbar gestärkt, wiederum zum Hammer und ruhte nicht, bis das letzte Roß beschlagen war.

Da hieß ihn der Alte die abgenutzten Eisen einstecken und blinzelte ihn dabei merkwürdig an. Hat den Gesellen dann wieder hinausgeführt, ihm artig gedankt und die Pforte zugeschlagen. Der Schmied aber hat verwundert nach der Abendsonne geblickt, die hinter der Siegmündung über dem Rhein stand; denn ihm deuchte, er wäre nur wenige Stunden drinnen gewesen. Er schaute zurück; doch die Pforte war verschwunden. Da erinnerte der Geselle sich des Zehrpfennigs, den ihm der Alte zugesagt, aber nicht gegeben hatte. Mißmutig langt er in die Tasche nach den abgenutzten Eisen, starrt sie an, wieder und wieder, und reibt sich die staunenden Augen, wie wenn falscher Schimmer ihn blende. Doch es ist nicht die Abendsonne, die den Hufeisen den gleißenden Schein verleiht;

eitel Gold sind sie, das merkt der Geselle erst jetzt, wo er sie am Licht des sinkenden Tages betrachtet.

Einen Jauchzer hat der Glückliche ausgestoßen und ist frohgemut zur Herberge zurückgekehrt. Hat dort sein seltsames Abenteuer kundgegeben, und der Schenkwirt und seine Gäste haben Augen gemacht schier wie die Hufeisen so groß. Ein wohlhabender Waffenschmied ist der Geselle geworden, hat des Wirtes Töchterlein, die es ihm zuvor schon angetan hatte, heimgeführt als sein eheliches Weib und in Siegburg noch viele Jahre gelebt. Wohl haben seitdem noch viele versucht, ein gleiches Glück zu erhaschen; doch des schlafenden Königs graubärtiger Knappe ist seither keinem mehr erschienen.

Aachen

Der Münsterbau

*

I.

Als einst der große Frankenkaiser Karl hinausritt aus seiner Pfalz zu Aachen, soll plötzlich das Roß mit hellem Gewieher blitzschnell den Fuß zurückgezogen haben aus einer Waldquelle, in die es unversehends getreten war. Wie der Reiter neugierig hinabstieg und die Hand ins Wasser tauchte, soll er die heiße Quelle entdeckt haben, die seither Tausenden zum Heil gereichte. Dankerfüllt erkannte der fromme Kaiser in jener Heilquelle der Vorsehung gütiges Geschenk, und er faßte den Entschluß, hier ein Gotteshaus zu bauen. An den Huf des Rosses sollte der Rundbau der Kirche erinnern. Mit frischen Kräften begann bald der Bau des stolzen Gebäudes, und freudig sah der alternde Kaiser des Münsters Mauern steigen. Seine Vollendung erlebte er nicht.

Trauernd empfanden es die Bauleute. Carolus Magnus hatte das gewaltigste Reich des Abendlandes einem schwächlichen Sohn hinterlassen, der, um sich die Krone zu sichern, gegen die eigenen Kinder das Schwert ziehen mußte. Da blieb manches unvollendet, was die Hand des großen Karl begonnen hatte. Auch der Aachener Münsterbau stockte. Verödet stand der Bauplatz, unvollendet ragten Mauern und Türme. Vergebens wandte der ehrenwerte Magistrat sich an die Mildtätigkeit der christlichen Mitmenschen; spärlich flossen die Beiträge, und sie reichten nicht aus, den Kirchenbau zu vollenden.

Gar oft saßen die Väter der Stadt beisammen und berieten, wie der betrüblichen Geldnot abzuhelpen und die Vollendung des Münsterbaues herbeizuführen sei. Teuer war guter Rat gleich dem Material, womit man Kirchen baut. Als sie einst wiederum beisammen saßen, meldete sich im Rathaus ein fremder Herr. Er habe dem würdigen Rate Wichtiges mitzuteilen. Er wurde vorgelassen und brachte seine Meldung vor, die in nichts Geringerem bestand, als dem hohen Rat der Stadt Aachen das Geld zur Vollendung des Domes vorzustrecken. Höchst mißtrauisch schauten die würdigen Stadtväter auf den fremdartig gekleideten Sprecher mit dem pffiffigen Spießbartgesicht; der aber ließ sich durch die forschenden Blicke nicht beirren, sondern wiederholte unbefangen, doch höflich sein Angebot.

„Ich möchte euch, hochweise Herren, herzlich gern aus eurer dormaligen Geldnot helfen und begehre nicht einmal Rückzahlung der Tausende, die ich euch anbiete (hier hoben die Brauen und spitzten die Ohren die Ratsherren). Falls euer Bürgerstolz mein Angebot nicht ablehnen sollte, heische ich zur Bedingung nur eine Kleinigkeit: daß, wenn der Bau vollendet ist, am Einweihungstag der Erste, der die Kirche betritt, mir gehöre mit Leib und Seele.“

Da sprangen entsetzt von ihren Sitzen die hochweisen Herren, und etliche bekreuzten sich andächtiglich; denn wer anders als der leibhaftige Satan konnte solch höllisches Ansinnen stellen? Schon blitzte empört des würdigen Stadtoberhauptes strafendes Auge. „Hebe dich von hinnen,“ sprach er entrüstet, „du bist uns zum Ärgernis!“

Ruhig und gelassen stand der Versucher.

„Laßt mich Euer frommes Herrenwort mit gleichem erwidern, ihr edlen Herren. Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Erwäget, ob ich vermessen bin, der ich mir einen Einzigen ausbedungen habe, dieweil draußen, wo das Kriegsschwert wütet zwischen Vater und Söhnen, Bruder

und Bruder, Tausende geopfert werden verderblicher Machtgier! Dort opfert Einer Tausende, hier opfert sich für das Wohl des Ganzen ein Einziger. Die Rechnung ist ver-teufelt einfach."

Und überlegen blickten die Augen des fremdartig gekleide-ten Sprechers; denn in der hochweisen Ratsherren grüblerischen Mienen las er günstige Botschaft. Die Zahl der Zauderer schmolz von Minute zu Minute, bis endlich auch den letzten die Bedenken schwanden. Der Vertrag kam zu-stande, still lächelnd empfahl sich der Andere, und beklom-men harreten die Stadtväter der zugesagten beträchtlichen Bausumme. Sie kam noch am nämlichen Tage, echt und recht in Gewicht und Gepräge, und große Freude herrschte im hohen Rat der Kaiserstadt Aachen.

II.

Abermals regten sich die Steinmetzen und Zimmerleute am Dom zu Aachen. Fleißig wurde gearbeitet, um das Versäumte nachzuholen, und nahe und näher rückte des Münsters Vollendung. Drei Jahre waren inzwischen vergangen, und es kam der Tag, wo das neue Gotteshaus eingeweiht werden sollte. Ein Freudenfest sollte der Einweihungstag für die Stadt Aachen werden. Zahlreiche weltliche und geistliche Herren waren erschienen, und männiglich lobte den herrlichen Gottesbau sowie die Freigebigkeit der frommen Bürger und die Weisheit des löblichen Rates. Der aber befand sich in arger Bedrängnis. Wohlweislich hatte keiner der Stadtväter von dem Vertrag mit dem Bösen etwas verlauten lassen; nur einer hatte in einer schwachen Stunde davon seiner Hausfrau gebeichtet. Seit jener Stunde tuschelten hundert Zungen in Aachen sich das Geheimnis zu.

So kam es, daß am Tag der Einweihung gar viele hochwürdige Äbte und Prälaten, nicht minder zahlreiche

Ritter und Herren mit berechtigter Scheu der Stunde entgensahen, wo der feierliche Zug zum Münster sich in Bewegung setzen sollte. Ein seltsamer Festzug war's; die Fahnen flatterten, die Fanfaren schmetterten; aber die Menschen in den schimmernden Rüstungen und farbenprächtigen Ornaten blickten höchst unruhig drein. Manches Gesicht schaute besorgt zum Morgenhimmel empor, ängstlich blinzelnd, ob nicht urplötzlich eine hagere Gestalt mit einer gehörnten Fratze, Pferdefuß und Fledermausflügeln in den Lüften dahergerast komme.

Da ging auf einmal eine Bewegung durch die Menge. Durch die lange, geöffnete Gasse der Prozession nahten in ruhiger Gelassenheit die würdigen Väter der Stadt. Vor ihnen schritten vier stämmige Landsknechte und hielten mit starken Fäusten einen verhüllten Käfig. Es hatte der Abt von St. Florian einen gar schlaun Plan ersonnen, um die alte Schlange zu überlisten.

Der Festzug hatte das Münster erreicht, und vor dem Gotteshaus standen als erste die vier mit dem Käfig. Nun streift einer die Hülle ab, und hinter dem Gitter fletscht heulend ein Wolf seine Zähne. Dieweil die beiden andern mit gewaltigem Hellebardenstoß die Türflügel nach innen aufstoßen, hetzt der Vierte mit seinem Spieß das gefangene Tier geradewegs hinein in die geöffnete Kirche. Drinnen ertönt ein donnerndes Gepolter; hinter dem Eingang versteckt, hatte der Böse lauend seine Beute erwartet, und war gierig dem Tiere nachgerast. Stieß aber in demselben Augenblick ein wildes Wutgeheul aus, als er sah, daß die Aachener ihm ein Schnippchen geschlagen. Fauchend fuhr er hinter dem armen Wolf her, brach ihm das Genick und sauste unter Verwünschungen davon. Abscheulicher Schwefeldunst erfüllte die verdunkelte Luft.

Drunten aber strömte in die Kirchenhalle des Volkes Gewimmel und pries bei Glockenklang und Fanfarenruf die Güte des Herrn.

III.

Unter gräßlichen Verwünschungen fegte unterdes durch das Aachener Land der überlistete Meister Urian. Daß sie ihn mit einer elendigen Wolfsseele so jämmerlich betrogen hatten, das sollte die Aachener gereuen. Bis an die Meeresküste war er inzwischen gekommen, und wie er also verdrossen und ingrimmig hinausstarrte vom gelben Dünenstrand auf die dunkelgrüne Flut, da kam ihm ein höllischer Gedanke. Begraben wollte er die Aachener mitsamt ihren Prälaten und Rittern, die Ratsherren und alle Männlein und Weiblein.

Riß mit mächtigem Ruck einen Sandberg vom Ufer los, lud ihn sich auf und machte sich zurück auf den Weg nach Aachen. Aber der Weg zog sich sehr in die Länge, der Teufel schwitzte gewaltig und fluchte dem Wind, der ihm ein über das anderemal einen Sprühregen losen Flugsand in die brennenden Augen blies. Er war bereits bis ins Serser Tal gelangt, da hielt er keuchend inne. Selbst dem Teufel kann manche Bürde zu schwer werden.

Ein hutzeliges Weib humpelte am Wege vorbei und sah mißtrauisch den Lastenträger mit seiner wunderlichen Last. Wollte unbemerkt vorübergehen, doch der Andere hielt sie an und fragte, wie weit noch des Weges sei bis Aachen. Da erst hat das Weiblein jenen forschend angeschaut, und in ihrem faltigen Gesicht hat's bedenklich gezuckt, wie wenn ihr mit einemmal höhere Erleuchtung käme. Sie hätte nicht zweiundsiebzig Jahre zählen müssen, um nicht in dem mürrischen Gesellen den Erzfeind der Menschheit zu erkennen und zu erraten, daß er gegen die löbliche Stadt Aachen etwas Arges im Schilde führe. Sogleich hat denn auch die Alte ein betrübtes Gesicht aufgesetzt und mit kläglichem Tonfall geantwortet:

„Da seid Ihr übel daran, guter Herr. Gar weit noch ist der Weg bis Aachen. Seht Euch mein Schuhzeug an, wie es zerfetzt ist von der langen Wanderung, und ich habe es erst

diesen Morgen gerade vom Meister Schuhmacher drinnen erhalten."

Einen gotteslästerlichen Fluch stieß der Leibhafte aus, schüttelte den Sandberg ab und fuhr grimmig und gallig davon mit einer greulichen Verwünschung über die arglistige Stadt Aachen. Das verhutzelte Weiblein bekreuzte sich und war höchlich erfreut, die ehrwürdige Stadt dicht vor den Toren — gar nicht weit mehr war's bis Aachen — vor großer Drangsal errettet zu haben.

Noch heute liegt jener Sandberg dort, wo ein altes Weib dem Teufel zu listig — „los" war, lautet der Sprachgebrauch jener Gegend, weshalb er Losberg heißt bis auf den heutigen Tag. Auch das Andenken des armen Wölflins, das in die Klauen des Bösen fiel, haben die Aachener an der erzenen Tür ihres Domes verewigt. Der Türflügel zeigt noch den Spalt, der entstanden sein soll, als der genarrte Höllenfürst in ohnmächtiger Wut die Kirchentür hinter sich zuschlug.

*

Der Ring der Fastrada

*

Die Fastradasage führt uns in die Tage des Frankenkaisers Karl, dessen bewegtes Leben sie gar vielfach dichterisch ausgeschmückt hat. Damals hielt Karl der Große auch einen Hof in den helvetischen Landen. An den Ufern des Züricher Sees stand eine kaiserliche Pfalz. Unfern, an jener Stelle, wo vor-einst die christlichen Blutzeugen Felix und Regula für das Kreuz den Todesstreich empfangen, hatte der Kaiser eine Säule errichten lassen. Ein Glöcklein hing daran, und wer immer Beschwerde zu führen hatte, durfte an dem Seile ziehen und klagend oder begehrend auftreten. Ihm ward stets Gehör.

So oft Karl in Zürich Hoflager hielt, erschien er selber und hörte die Klagen und Vorstellungen der Bittsteller an.

Da läutete eines Tages wiederum das Glöcklein; als aber der Kaiser hinaustrat, war niemand zu sehen. Am Mittag des folgenden Tages geschah ein Gleiches; die Glocke läutete, doch kein Glöckner war zu sehen. Da gebot der Kaiser einem Edelknaben, sich im Laubwerk hinter der Säule zu verbergen. Mittag kam, und da sah der Knabe, wie eine Schlange aus dem Ufersand hervorkroch, sich zum Seil emporringelte und das Glöcklein in Bewegung setzte. Dem Kaiser wurde davon berichtet, und ohne Verzug machte er sich auf nach jener Stätte. Er war überrascht von dem seltsamen Bittsteller, doch ernst sprach er: „Jedem werde Gerechtigkeit, der mich darum angeht; sei es Tier oder Mensch.“

Und die Schlange neigte sich vor dem Kaiser; dann kroch sie zurück in ihre Höhle. Ihr folgte Karl, begierig, den Grund ihres Erscheinens zu entdecken. Da erblickte er auf den Eiern der Schlange drinnen in der Höhle eine ungewöhnlich große Kröte. Den Eingang schien sie versperren zu wollen. Der Kaiser gebot sofort seinen Begleitern, das Tier zu töten.

Seitdem waren etliche Tage verflossen, und schon hatte Karl das seltsame Erlebnis vergessen. Da kroch, als eben der Kaiser beim Mahl saß, unerwartet die Schlange in den Saal, wand sich zum Staunen Aller zu des Kaisers Sitz, neigte sich dreimal und ließ dann aufschnellend einen Edelstein in den Pokal gleiten. Rasch entschwand sie, wie sie gekommen war.

Karl nahm staunend den Stein aus dem Becher und bewunderte den kostbaren Demant. Er ließ ihn in einen goldenen Reif fassen und schenkte diesen seiner geliebten Gemahlin Fastrada. Das Kleinod aber besaß eine wunderbare Eigenschaft. Wohl hatte die schöne Fastrada sich stets der zärtlichen Verehrung ihres kaiserlichen Gemahls erfreut; aber seitdem der Ring ihre Hand schmückte, schien ein geheimer Zauber den

gewaltigen Frankenkaiser mit diamantnen Banden an die ehemalige ostfränkische Grafentochter zu knüpfen.

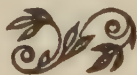
Fast schien es, als ob sündhaft die glühende Zuneigung sei, die Karl mit steigender Glut für seine angebetete Fastrada entflammte; sie ward krank, und der Tod raubte mitleidlos dem Kaiser sein Idol. Untröstlich war Karl über den Verlust des vergötterten Weibes. An ihrer einbalsamierten Hülle verbrachte er in Schmerz aufgelöst Tage und Nächte, und ernste Besorgnis legte sich auf die Gesichter seiner Umgebung. Man raunte sich beklommen zu, des Kaisers Schmerz gehe so weit, daß er sich weigere, den Leib seiner Gemahlin der Erde zu übergeben. Ein Zauber schien ihn wahrhaft mit unsichtbaren Banden in die Nähe der toten Fastrada zu fesseln.

Taurig hörte davon der fromme Turpin, Erzbischof von Reims. In brünstigem Gebet flehte er Gott um Beistand an. Und ein Traum ward dem ehrwürdigen Gottesmann: er sah den Ring an Fastradas Hand in tausend Farben glänzen und ihr Strahlenlicht den Kaiser geheimnisvoll umfluten. Nun wußte der Bischof, daß jener Edelstein, den die Schlange einst gebracht hatte, den Kaiser an die Nähe dessen fessele, der ihn besaß.

Im Frühlicht des folgenden Tages macht Turpin, der Bischofsgreis, sich auf und betritt das Gemach, wo Karl an Fastradas Hülle klagend die Nacht verbrachte. Aufgelöst in tiefe Trauer, kniet der Kaiser an der Bahre, und schmerzlich verhüllt er beim Eintritt des Gottesmannes das Haupt. Jener aber schreitet sich bekreuzend zur Toten, ergreift die kalte Hand und entnimmt ihr unbemerkt den goldenen Reifen. Und allsogleich erhebt sich der Kaiser; vor dem Greis sinkt er nieder, küßt in liebender Verehrung seine Hand und heischt ihn, ohne einen Laut der Klage, der toten Gemahlin sterbliche Hülle zu bestatten. Also geschah es; in St. Alban zu Mainz wurde Fastrada beigesetzt. Der Bann, mit dem sie über den Tod hinaus den Gatten bestrickte, war gelöst.

Mit besonderer Verehrung hing der Frankenkaiser seitdem an dem Erzbischof von Reims. Karl litt nicht, daß Turpinus ihn verlasse; er verlangte ihn ständig in seiner nächsten Nähe zu haben und machte ihn zu seinem ersten Freund und Berater. Der fromme Kirchenfürst nutzte jene Stellung lediglich zum Besten des Reiches aus und tat viel Gutes. Oft aber wandelte ihn Reue an über die Art, wie er des Kaisers höchste Gunst erlangt habe, und unaufrichtig dünkte ihn seine Handlungsweise.

Als er einst Karl auf einer Reise im westlichen Deutschland begleitete, schleuderte er den Ring in ein Wasser, von wo er nimmer konnte hervorgeholt werden. Seit jener Stunde zog es den Frankenherrscher unwiderstehlich zu dieser Gegend hin. Er baute eine Kaiserpfalz an jene Stätte, und eine blühende Stadt umkränzte bald den Palast Karls des Großen. Aachen hieß sie. Sie wurde Karls Lieblingsstadt. In ihr weilte er seitdem am liebsten, und an den Ufern jenes Wassers, darin der Ring der Fastrada ruhte, sah man oft den alten Kaiser sitzen, das Herz voll von Erinnerungen an unvergessene Tage ehelichen Glückes.



Das Bergische Land

Gründung der Abtei Altenberg

*

Weit über das bergische Land hinaus bekannt ist der herrliche Altenberger Dom, den der Altvorderen Frömmigkeit sieben Jahre nach der Grundsteinlegung des Kölner Domes im Dhüntal errichtete. Ein Jahrhundert floß dahin, ehe des Priesters Wort in dem vollendeten Gotteshaus ertönte. Dann hat es fast sechshundert Jahre lang den Betern offen gestanden, bis eine Feuersbrunst den ehrwürdigen Bergischen Dom zum Teil zerstörte. Durch die Huld eines königlichen Kunstfreundes, den das bergische Volk mit Dankbarkeit nennt, steht er seit 1847 wieder in ehemaliger Schönheit da. Wie vor achthundert Jahren die Abtei Altenberg entstand, darüber gibt eine Handschrift aus jener Zeit sagenhafte Kunde.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts lebten auf dem Schloß Altenberg zwei Brüder, die Grafen Adolf und Eberhard von Berg. Ihnen gehörte der ganze Landstrich, den die Wupper und ihr Zufluß, die Dhün, durchfließen. Eine blutige Fehde herrschte um diese Zeit zwischen den Herzögen von Limburg und Brabant. Bei einem Überfall wurde der Brabanter von seinem Gegner, dem auch die beiden bergischen Grafen beistanden, geschlagen und verlor mit vielen Mannen sein Leben. Der, von dessen Hand er gefallen, war Graf Eberhard von Berg gewesen. Selbst im Gesicht verwundet, ergriff ihn gleich nach seiner Tat Gewissensangst und Reue. Des Toten Bild, der ihm niemals persönlich Harm angetan, verfolgte ihn ohne Unterlaß und raubte ihm die Ruhe.

Zurückgekehrt in sein Land, verließ er bei Nacht die Burg und zog im Pilgerkleid von bannen, um an heiligen Stätten seinen Fehl zu sühnen. Er kam nach Rom zu den Gräbern der beiden Apostelfürsten, pilgerte dann zu dem berühmten Grab des Apostels Jakobus in Spanien, wohin damals ungezählte Wallfahrer zogen. Dann kam er nach Burgund, und dort diente er als Knecht in Thaldorf auf einem Meierhof, der zum Zisterzienserkloster Morimund bei Langres gehörte.

Inzwischen forschte im bergischen Land Graf Adolf vergebens nach dem geliebten Bruder, aber dieser gedachte den freiwillig erwählten Knechtsstand nicht mehr aufzugeben. Doch er war zu anderm bestimmt. Eines Tages erschienen auf dem Meierhof zwei Kriegsleute, die waren auf einer Wallfahrt begriffen und hatten den Weg verfehlt. Den Hirten, der zufällig die Schweine füttert, fragen sie nach der Straße. Wie dieser ihnen antwortet, starren ihn die Beiden betroffen an. Ehemalige Dienstmannen der Grafen von Berg waren sie. Der Schweinehirt, der zu ihnen sprach, hatte die Stimme des vermißten Grafen Eberhard, wenngleich er welsch zu ihnen redete. Sein Gesicht, obwohl gebräunt und gramgefurcht, zeigte noch deutlich die bewußte Narbe. Sie nennen ihre Namen; er zuckt zusammen, zögert zu reden; dann aber, von Heimweh ergriffen, gibt er sich zu erkennen und schließt bewegt die beiden Getreuen in die Arme.

Die Ankömmlinge gehen zum Pächter und enthüllen ihm den wahren Stand seines Knechtes. Der bringt dem Abt die Kunde, und gerührt bittet der Gottesmann den frommen Büsser, in das Kloster einzutreten. Eberhard tritt in den Orden ein und wird ein Diener des Herrn. Dann bittet er eines Tages den Abt um Erlaubnis, noch einmal seine rheinische Heimat und den geliebten Bruder besuchen zu dürfen. Der Abt gibt ihm seinen Segen, und nicht lange wahrte es, da ist auf dem Waldweg, der zum Schloß Altenberg hinaufführt, ein fremder Mönch geschritten, dem Tor zu. Den Grafen Adolf hat man

benachrichtigt, und der ist erwartungsvoll hinausgeeilt. Zwei Brüder haben sich wortlos in den Armen gelegen.

Ein Kloster ist dann entstanden aus der Burg, dessen erster Abt ist auf bischöfliches Geheiß Eberhard von Berg gewesen, nunmehr Abt Eberhard geheißen. Ihm ist später sein Bruder gefolgt, der auch die Mönchkutte nahm, nachdem er Land und Leute an seine Söhne abgetreten hatte. Vereint lebten die beiden Brüder im Kloster Altenberg, vereint gingen sie hinüber, der eine nur wenige Wochen später als der andere; im Jahre, wo Friedrich deutscher Kaiser wurde, den man Rotbart nannte. Im Altenberger Dom ruhen die Brüder nebeneinander. Eine gemeinsame Marmorplatte deckt ihr Grab.



Des Schwanenritters Abschied

Nach dem Gemälde von W. von Kaulbach

Lohengrins Departure

Le départ du chevalier au cygne

Spanien
Nachtmarkt Stock und Hühner



V.

Der Niederrhein

Von Xanten bis zum Zuidersee

*

Xanten

Siegfried

*

Siegfried! Mit leuchtenden Augen nennt die Sage den Namen dieses herrlichen Helden vom Niederrhein. Furchtlos und treu zu sein, wie er es sein Lebttag gewesen, liegt im germanischen Geblüt. Und darum lebt seit vielen Jahrhunderten wie keine andere deutsche Sage vom Hürnenen Siegfried die uralte Mär in unser aller Herzen ewig jung ein unsterbliches, geheimes Leben.

Ein mächtiges Königsschloß stand dazumal in dem uralten Städtchen, das sie später Ad Santos genannt haben, weil hier im vierten Jahrhundert die Helden der thebäischen Legion unter ihrem Führer, dem heiligen Viktor, für den christlichen Glauben in den Tod gegangen sind. In jener Königsburg am Niederrhein wohnten in grauer Vorzeit Siegmund und Sieglinde. Siegfried hieß ihr Sohn. Frühzeitig verband der Knabe mit königlichem Wuchs einen kühnen, schier unbändigen Sinn.

Mit dreizehn Lenzen hielt es den kecken Knaben nicht mehr auf der väterlichen Burg zu Xanten. Aus alten Mären hatte er frühzeitig gehört von kühnen Reckenfahrten und heldenhaften Kämpfen auf heimischer Männererde. Auch ihn drängte es nach Aventiuren, nach Kämpfen und Wagnissen. So verließ eines Tages Jung-Siegfried heimlich das Schloß und

wanderte den Strom hinauf. Bald bot sich ihm Gelegenheit, seinen Mut zu erproben.

Am Fuß des Siebengebirges traf der Königssohn den berühmten Waffenschmied Mimer, der schmiedete prächtige Klingen und blitzende Schwerter. Gar sehr behagte dem jungen Fant das kunstvolle Handwerk, und den Meister bat er, ihn aufzunehmen und ihn einzuweihen in die edle Kunst des Waffenschmiedens. Der war's zufrieden, und Siegfried blieb. Unfroh empfanden bald des Schmiedes Gesellen die Kampflust des jungen Recken. Nicht selten packte ihn der aufschäumende Übermut, und er hob sie mannshoch, um sie in den Sand gleiten zu lassen, oder in dem tollen Spiel jugendlicher Krafterprobung schrieb seine breite Faust auf ihren Rücken blaue, krause Zeichen. Einmal gar zerschmetterte seines Hammers Hieb alle Eisenstangen und trieb den Ambos in den Grund.

Dem Meister behagte der unbändige Knabe mit der gewaltigen Körperkraft von nun an wenig, und er beschloß, sich seiner zu entledigen. Zum Kohlenbrenner hieß er ihn gehen, einen Sack zu holen, wohl wissend, daß der ungestüme Gesell nimmer zur Waldschmiede zurückkehren werde.

Denn ein gräulicher Drache hauste in jenem Teil des Forstes; der mordete mitleidlos jeden Wanderer, dessen Fuß sich in sein Gebiet verirrte. Siegfried hatte einen Kohlenmeiler angezündet, und lohend schlugen die Flammen aus dem Gebüsch. Da stampfte plötzlich mit langgekrallten Füßen das Ungetüm heran, krümmte gierig den schuppigen Leib und wirbelte fauchend die blutige Zunge, um den neuen Kohlenbrenner zu verschlingen. Kampfglühend aber blitzten des jungen Helden Augen, einen flammenden Kloben riß er aus dem Feuerherd und stieß das brennende Ende dem Lindwurm in den gähnen-den Rachen. Da wälzte sich das Untier schmerzbrüllend am Boden und schlug grimmig nach ihm mit dem geringelten Schweif und den gewaltigen Tatzen. Siegfried aber versetzte ihm wuchtige Schläge, wich ihm geschickt aus und

zerschmetterte ihm endlich mit einem riesigen Felsblock das Haupt, worauf das Ungetüm röchelnd verendete.

Den schuppigen Wanst schleuderte er in die lodernden Flammen. Da sah der furchtlose junge Held zu seinem Erstaunen, wie ein Strom von Fett aus der Glut hervorquoll und in einer Lache zusammenfloß zu seinen Füßen. Und ein Vöglein hörte er trillern und also singen aus dem Geäst des Lindenbaumes:

Willst du hörnern sein
Und in jedem Streit
Gegen Hieb gefeit,
Recke, tauch hinein!

Da warf Siegfried seine Gewandung ab und salbte seinen sehnigen Körper mit dem Drachenfett an allen Gliedmaßen. Nur ein Fleck an der Achsel blieb frei, wohin ein Lindenblatt gefallen und haften geblieben war.

Kampfesfroh kehrte der kraftvolle Held mit dem Kopf des Lindwurms zur Schmiede zurück und erschlug den heimtückischen Schmied, der ihn hatte verderben wollen. Schmiedete sich dann ein neues Schwert und eine stählerne Brünne. Nachdem er sich aus Mimers Stall das schnellste Roß, den Renner Grani gesattelt, zog er von dannen, um neue Abenteuer zu suchen.

Viele Tagereisen legte der hürnerne Siegfried zurück. Er sah Berg und Strom und endlich das Meer. Zu Schiffe stieg er, und die Windsbraut schleudert Held und Hengst an eine Felsenküste. Mutig erklimmt sie der Renner und trägt den Reiter an ein verzaubertes Schloß, das eine wabernde Lohe flammend umzüngelt. Unschlüssig steht Jung-Siegfried, und wiederum klingt über ihm des trillernden Waldvögleins Helles Gezwitscher:

Lös den Bann! Hinein
Spreng mit Heldenmut

In die Feuersglut!
 Schönste Maid wird dein.

Da spornte der Held sein Roß, daß es sich bäumte und schäumte und Reiter und Tier die erstickende Lohe glühend umfing. Siegfried aber bahnte sich den Weg. Ein gewaltiger Sprung bringt ihn mitten ins Flammenmeer, das prasselnd erlischt. Gelöst ist der Bann, vor ihm liegt ein Zauberschloß in wunderbarer Pracht. Er dringt in die Gemächer und Räume, bestaunt die schlafenden Rosse an ihren Krippen, die schlafenden Roßknechte in den Ställen, die schlafenden Köche am Herde. Dann tritt er in den Burgsaal. Ein unerwartetes Bild! Auf dem Ruhebett liegt in weißschimmerndem Gewand, funkelndes Gestein im reichen, goldblonden Haar, ein göttergleiches Weib.

Wie nun der Held einen Kuß auf ihren rosigen Mund drückt und dadurch Brunhild, das blonde Königskind, zum Leben erwacht samt allen, die hundertjährigem Zauber verfallen waren; wie sie ihrem kühnen Retter sich zu eigen geben will, aber in hartem Walkürentrotz zaudert, einem Mann den Lohn der Minne zu gewähren; wie der Held Siegfried sich vergeblich wappnete gegen die Lockungen der verführerischen Götterjungfrau; wie er endlich des Vögleins Stimme wieder vernimmt von den Riesen und Zwergen zu Niflheim, dem Nibelungenhort und der Tarnkappe, die ihn unbezwingbar mache — wie endlich der Held sich ermannt und tatenlüstern wegzieht aus dem Bann der königlichen Maid: das alles hat die Sage zaubervoll ausgesponnen, und in aller Mund lebt es heute.

Noch mancherlei rühmliche Abenteuer hat Siegfried mit dem ganzen Feuer seiner heldenhaften Seele bestanden bei seiner Ausfahrt ins Nibelungenland, wo er den tückischen Zwergen den Schatz entwand samt der zaubernden Tarnkappe. Dann aber hat den Helden das Heimweh befallen, und er

machte sich auf den Rückweg zum väterlichen Schloß am Niederrhein. Nach Monden langte er hier an und berichtete von seinen Taten. Gar groß war die Freude des edlen Herrscherpaares Siegmund und Sieglinde. Also endete die Ausfahrt Jung-Siegfrieds, des Königssohnes von Xanten.

Mit jauchzendem Jubelruf hat sie begonnen, die Geschichte Jung-Siegfrieds, und jauchzender Heilruf schließt die Mär von des jungen Recken Ausfahrt. Weiter klingt die Sage; alle Töne menschlicher Empfindung hallen in ihr wider, höchste Lust, tiefstes Leid, heiße Liebe, glühender Haß, Heldentum und Treulosigkeit, Feigheit und Mannesmut: bis sie endlich klagend ausklingt in einen wimmernden Wehruf, vom Hürnen Siegried die herrliche mittelalterliche Mär.



Cleve

Der Schwanenritter

*

Die alte Burg auf dem Schloßberg zu Cleve hat einen Schwan als Wetterfahne, und voreinst trug das Herrschergeschlecht, das über das liebliche Clever Land regierte, einen Schwan im Wappen. Eine nachdenkliche Sage, seither durch eines unsterblichen Meisters Tongebilde für alle Zeiten vor dem Vergessen gerettet, knüpft sich an jenes Schwanenbild: die Sage vom Schwanenritter.

Damals lag tiefes Leid auf dem Schloß zu Cleve. In großer Bedrängnis war seine Herrin, die Herzogin Elisabeth. Man hatte ihren geliebten Ehegemahl zur letzten Ruhe hinausgetragen, und kaum hatten des Grabes Riegel sich vorgeschoben über dem teuren Toten, da erhob sich einer ihrer Vasallen und heischte in trutziger Herrschsucht die Regierung. Der Verwegene verstieg sich sogar, die Hand der schönen Herzogin zu verlangen; nur dadurch, erklärte er, könne sie einen Teil der Würde retten, der sie nach des Gatten Tode verlustig sei.

Vergebens flehte die jugendliche Herzogin ihre Getreuen um Hilfe an. Höhnisch erbot sich der Empörer, mit jedem ein Gottesgericht bestehen zu wollen, der ihm den Fehdehandschuh hinwerfe, wohl wissend, daß seine Kraft und Kühnheit ihm keinen ebenbürtigen Gegner im Zweikampf erstehen ließ.

In tiefstem Leid flossen die Tage für die Herzogin dahin. Immer näher kam der Tag, wo der rebellische Vasall sich erkühnen wollte, vor allem Volk drunten auf der Rheinau feierlich seine Ansprüche auf Hand und Herrschaft der Herzogin geltend zu machen. Der Tag erschien; bleich, das Antlitz vom Witwenschleier bedeckt, den stolzen Leib in Trauergewänder

gehüllt, stieg die Herzogin hinunter zum Rhein, wo der Ritter glänzender Kreis und des Volkes Gewimmel den weiten Raum bedeckte. Dann trat der gefürchtete Empörer vor, in strahlendem Waffengeschmeide, und erhob aufs Neue mit blitzenden Augen und herrischer Stimme seine Forderung auf Hand und Herrschaft der Herzogin. Ihm riefen die verblendeten Edlen Beifall; doch spärlich ward er ihm aus des Volkes Menge, dessen Blicke mitleidig und bewundernd zugleich auf der jugendschönen Landesherrin ruhten.

Zum andermal wiederholte jener seine Forderung und ließ die Augen herausfordernd über die Menge schweifen. Laut klang sein Aufruf an den, der mit ihm zu streiten gewillt sei für der Herzogin Sache. Kein Kämpfe meldete sich, und der Herzogin Antlitz ward noch bleicher als zuvor.

Zum drittenmal klang des Gegners Herausforderung an den, so mit ihm zu streiten gewillt sei für die Sache der Herzogin von Cleve und Geldern, Prinzessin von Brabant.

Lautlose Stille. Da drückte die Herzogin in weher Enttäuschung ihren Rosenkranz inbrünstig an die Brust und rief verzweifelnd zum Herrn um Gnade. An ihrem Rosenkranz aber soll ein Silberglöcklein gehangen haben, das hatte die wunderbare Eigenschaft, einen leisklingenden Ton von sich zu geben, der in bestimmter Ferne gar hell erklang.

Und wie sie das Kreuz am Rosenkranz berührte, da tauchte plötzlich fern auf dem Strom ein Schifflein auf. Näher kam es, und aller Augen wendeten sich überrascht dem zierlichen Boot zu, das ein schimmernder Schwan an einer goldenen Kette zog. Drinnen im Schifflein aber stand ein Ritter in blitzender Silberbrünne. In Locken flutete sein Blondhaar aus dem strahlenden Helm, kühn blitzten seine blauen Augen zum Ufer hin, und kraftvoll stützte die Rechte sich auf den Knauf des Schwertes.

Das Boot hielt am Ufer gerade vor dem Richtplatz. Der Ritter stieg heraus und winkte dem Schwan, der langsam mit der Barke den Rhein hinuntertrieb. Scheu und schweigend machte die Menge Platz vor dem Fremdling, der stolzen

Schrittes in den Kreis der Ritter trat und sie feierlich begrüßte. Vor der Herzogin beugte er das Knie, und dann, zu dem trutzigen Vasallen gewandt, forderte er ihn mit lauter Stimme auf, mit ihm zu kämpfen um Hand und Herrschaft der Herzogin von Cleve und Geldern, Prinzessin von Brabant.

Da erblaßte der Empörer für Sekundendauer. Rasch aber sammelte er sich, und höhnisch riß er sein Schwert aus der Scheide. Die Waffen blitzten, zischend begegneten sich ihre Schneiden. Bewundernd und teilnahmvoll hingen alle Augen an dem fremden Ritter, der mit wundersamer Kunst den wuchtigen Schlägen seines riesenstarken Gegners auswich. Dann klang plötzlich ein dumpfer Schrei; schwer getroffen von des Fremdlings geschicktem Hieb sank der Frevler sterbend nieder. Donnernder Jubel durchbrauste die Au und fand Widerhall bei den Wogen des Stromes. Die Gerechtigkeit hatte gesiegt, der Herr hatte gerichtet; weinend vor Bewegung sank die Herzogin vor ihrem Retter nieder. Er aber hob sie empor, beugte sein Knie vor der schönen Frau und hielt um ihre Hand an.

Ein Himmel voll Seligkeit wölbte sich von neuem über dem Haupt der Herzogin Elisabeth. Aus ihrer Dankbarkeit ward innige Liebe, die ihren Lohn fand in zärtlicher Verehrung. Dennoch trübte eine Wolke jenes freudenlichte Blau; nie, so hatte es der Schwanenritter geboten, dürfe sie den Gemahl fragen, woher und wessen Geschlechtes er sei. Sie hatte ihm am Vermählungstage die heilige Versicherung geben müssen, ihn nie um Heimat und Namen zu befragen, und willig hatte sie, bauend auf des Fremdlings ritterliches Gebahren, den seltsamen Schwur geleistet.

Treulich hielt die Herzogin, was sie gelobt hatte. Jahre waren seitdem vergangen. Ihren glücklichen Bund krönten drei Knaben. Hoffnungsvoll wuchsen sie heran, dereinstige Zierden der Ritterschaft. Oft aber, wenn das Auge der Herzogin auf den blühenden Jünglingen ruhte, gedachte sie beklommenen Herzens des Schwures, den sie vor Jahren hatte leisten müssen, und quälend lastete die trübe Wolke auf ihrem mütterlichen Herzen.

Wie stolz würde ihr Mutterherz schlagen, wüßte sie Namen und Herkunft des Viedlen, dem sie die Jünglinge geschenkt hatte als Pfand ihrer Liebe! Von edler Abkunft mußte er sein, der hoheitsvolle Gemahl. Doch warum sollten nicht seine Söhne dereinst seinen Namen mitnehmen in die Welt und sein Wappen mit neuem Glanz schmücken? Also dachte sie, und drückend lastete die trübe Wolke auf ihrem mütterlichen Herzen. Verhüllte zeitweise schier das Bild des Mannes, das strahlend in jenem Herzen stand und ihr ganzes Sein erfüllte. Und einem gefangenen Vöglein gleich, schwirrte die Frage nach Name und Herkunft des Gemahls durch ihr Inneres, bis sie eines Tages in schmeichelndem Geflüster sich über ihre Lippen drängte.

Da verfärbte sich der stolze Held. Lautlos löste er die zärtliche Umarmung, dann rief er schmerzlich aus: „Weh dir, unglückliches Weib, weh auch mir Armen! Deine Frage zerstört unser Glück, und für immer müssen wir uns trennen.“

Während sie verzweifeln aufschreit in wildem Jammer, schreitet er schweigend nach schwerem Abschied hinaus, dem Rhein zu. Klagend klingt sein Silberhorn, und die grünen Fluten durchfurcht ein schneeweißer Schwan mit zierlichem Boot. Trauernd besteigt der Ritter den Nachen. Nicht rückwärts blickt er; unaufhaltfam treibt das Fahrzeug abwärts, bis es in dämmerblauer Ferne entgleitet.

Niemals ist er wiedergekommen, der fremde Schwanenritter. Untröstlich war seine Gemahlin. Nicht lange nachher machte der Tod ihrem Leid ein Ende. Das Geschlecht, das der Fremdling gegründet hat, führte den Schwan im Wappen. Noch heute findet der Wanderer in der Stiftskirche zu Cleve einen Grabstein, darauf ist ein Ritter eingehauen, zu seinen Füßen ein Schwan. Schwanenturm heißt noch heute der Turm, der die Clever Burg überragt.



Zuidersee

Stavoren



Eine Wunderstadt ist's gewesen an der Rheinmündung wie weiland das sagenhafte Vineta im baltischen Meere. Seine Kaufleute waren die Herren des Ozeans, und in Stavorens Hafen lagerten die Schätze ungezählter Länder. Seine Häuser waren Paläste, im Innern ausgestattet wie die Gemächer der Khalifen in Tausend und eine Nacht. Keiner der Handelsherren Stavorens war so reich mit Glücksgütern gesegnet wie Richberta, die schöne, stolze Frau. Das Glück hatte sie mit Gaben überschüttet und schien nicht aufhören zu wollen, sie täglich mit neuen Gütern zu segnen. Eins aber mangelte ihr: die Flamme weiblicher Güte, die der Frauen Seele so wunderbar erhellt und ihre Umgebung erwärmt, besaß sie nicht. Und wie draußen, wenn es dunkelt, die Tiere der Nacht erwachen, so regte sich auch in Richbertas dunklem, liebeleeren Herzen unschönes Empfinden. Hochmut über eigenes Glück und Neid über fremdes Wohlergehen reichten sich dort einträchtig die Hände.

Ein rauschendes Fest veranstaltete die angesehene Kaufherrin eines Tages. Während des Mahles wird ihr ein fremder Gast gemeldet. Aus weiter Ferne komme er, habe vieler Herren Länder gesehen, und er wünsche den Reichtum von Stavorens schönster und reichster Kaufherrin zu bewundern. Geschmeichelt hieß die hoffärtige Frau den Fremdling willkommen. Brot und Salz erbat sich der Greis nach der Sitte des Morgenlandes, woher er gekommen sei. Die Herrin

gebot, beides zu bringen; doch in dem Haufe der üppigsten Gaumengerichte fand sich kein Brot, die Speise der Dürftigen.

Schweigend setzte der Gast sich zu Tische. Hub dann an zu erzählen von seinen Fahrten und Erlebnissen, von seinen Erfolgen und Mißgeschicken und dem Unbestand irdischen Glückes. An seinem beredten Mund hingen lauschend die Gäste; aber die stolze Kaufherrin wurde ihm gram, weil er für sie, ihre Schönheit und ihren Reichtum kein Wort des Rühmens fand. Ihre verletzte Eitelkeit nötigte ihn endlich zu einem Urtheil, und aufrichtig spendete der Greis dem fürstlichen Glanz ihres Hauses ungeteiltes Lob. Nur das Edelste, was die Erde erzeuge, vermisste er in ihrem reichen Haushalt.

Vergebens drang Richberta in ihn, er möge das Gut ihr nennen. Er wich ihren ungestümen Fragen aus und entfernte sich dann, als die Frager ihn bestürmten, dankend aus dem Kreise der verstimmtten Gäste.

*

*

*

Auf hoher See segelt eine stolze Fregatte. Der Flottenmeister — seltsam — kennt selber nicht das Ziel. Seine Herrin, Richberta von Stavoren, hat ihn hinausgesandt, in alle Zonen zu fahren, um das Gut zu finden, welches das köstlichste auf Erden sei. So stach er denn hinaus in die See, und in Ost und West forschen Richbertas Leute nach dem unbekannten Gut. Es geschah aber, daß eindringendes Seewasser einen Teil der Nahrungsmittel auf einem der Schiffe verdarb. Es war just das tägliche Brot, und schmerzlich ward bald dessen Mangel empfunden. Der Flottenmeister erkannte in der Bedrängnis, daß nicht Perlen noch Gold den Wert dieser unschätzbaren Feldfrucht aufwögen, und mit einem Mal wurde ihm klar der Sinn der dunklen Worte, die der morgenländische Fremdling gesprochen.

Er steuerte nach der Küste, nahm eine reiche Ladung schönsten Weizens ein und kehrte frohgestimmt den Kiel der Heimat zu. Der Kaufherrin verkündete er, was ihm widerfahren war; nunmehr wisse er, daß dies das köstlichste aller Güter der Mutter Erde sei.

Da lachte die herrische Frau spöttisch auf und frug den Seemann höhnisch, von welcher Seite er die Ladung aufgenommen habe. Und als er entgegnete, von der rechten Seite, da befahl sie in übermütiger Laune, die ganze Ladung sofort an der linken Seite über Bord ins Meer zu werfen. Ein bewegtes Schauspiel sieht der Hafen Stavorens. Zu Füßen der reichen Kaufherrin Richberta liegen zahlreiche Armen und flehen sie an um Erhaltung der Weizenladung, welche die Seeleute auf ihr Geheiß ins Meer versenken. Sie aber läßt sich nicht erweichen, und unter den Verwünschungen des empörten Volkes schließt sich über der geschändeten Gottesgabe die wogende Flut.

Zur Saat des Verderbens sind jene Weizenkörner geworden. Gleich Seepilzen schoß an jener Stelle ein Wald von ährenlosen Halmen aus dem Meeresgrund empor. Eine ungeheuere Düne von Schlamm, Tang und Sand schwemmte vor Stavorens Hafen an und verwehrte den Schiffen den Zutritt. Da verarmte die Stadt; Richberta wurde von den verzweifelten Bewohnern hinausgestoßen. Sie ist im Elend verkommen, nachdem ihr Reichtum über Nacht, wie mit Gottes Fluch behaftet, zeronnen war. Das Meer aber, das ehemals in der Bucht seine Wasser beruhigte, wälzte sich künftig ungestümer denn jemals wider den Damm. In einer stürmischen Nacht hat es die Wehr durchbrochen, die Stadt überflutet und sie weggeschwemmt vom Erdboden. Noch heute erzählen die Schiffer an der Rheinmündung und am Zuidersee einander von jener Stadt, die voreinst dort gestanden habe, und wenn das Wasser klar ist, dann vermeinen manche, die Zinnen Stavorens auf dem Meeresgrund zu sehen, das eine Sturmflut verschlungen haben

soll. Wohl ist ein neues Stavoren in Friesland entstanden, östlich am Eingang zum Zuidersee; aber diesem bescheidenen Fischerdörfchen hält eine Sandbank den Hafen gesperrt. Die Größe und den Reichtum, mit dem die Sage die gleichnamige versunkene Hafenstadt an der Rheinmündung ausgeschmückt hat, wird es wohl niemals erreichen.





Bestellen Sie unter:

Tel.: 022 23 - 90 00 36

Fax: 022 23 - 90 00 38

E-Mail: [a.lehbrink@](mailto:a.lehbrink@edition-lempertz.de)

edition-lempertz.de

**Endlich
wieder
lieferbar!**

Friedrich Geile / ill. v. Hans Füsser

Von den 7 Zwergen in den 7 Bergen

Die sieben Zwerge kommen aus dem finsternen Westerwald in das schöne Siebengebirge am Rhein. Dort finden die schlaun, hilfsbereiten Wichte Freunde – aber nicht selten kommen sie durch ihre Gutherzigkeit in brenzlige Situationen; in den gefährlichen Abenteuern mit dem grausigen Drachen Mordewild, dem furchtbaren Riesen Heisterbacher Rott, den Tunichtguten Spinnewipp und Dicksack und dem verzauberten König Rhenus weiß häufig nur noch der kleinste und listigste Zwerg einen Weg aus der Patsche... Die kleinen Knirpse muss man einfach ins Herz schließen!

Illustriert mit phantasievollen Zeichnungen zeigt diese märchenhafte und spannende Geschichte, dass Klugheit und Zusammenhalt mehr erreichen als Schurkerei.

144 Seiten, viele farbige Abbildungen, Format: 175 x 250 mm, Hardcover

€ (D) 12,95 / € (A) 13,40 / SFR 21,-

ISBN: 978-3-933070-91-3



August Kopisch / Mit Bildern von B. Braun-Fock

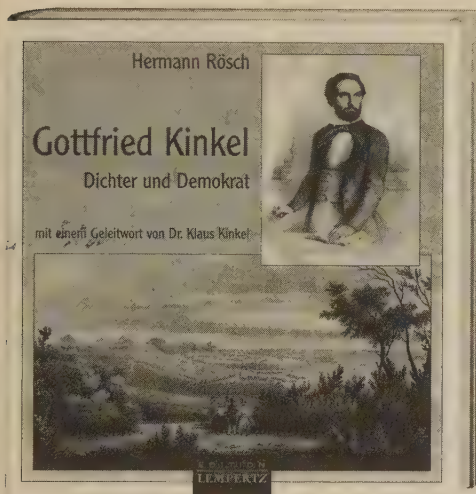
Die Heinzelmännchen

Wer kann dem Charme der Fabel von den Heinzelmännchen schon widerstehen? In der Edition Lempertz gibt es nun ein Bilderbuch mit wunderschönen Zeichnungen und dem original Text von August Kopisch sowie einer englischen Übersetzung. Erleben Sie die alte Geschichte neu!

20 Seiten aus Pappe, Format: ca. 215 x 270 mm, liebevoll illustriert

€ (D) 9,95 / € (A) 10,20 / SFR 16,-

ISBN: 978-3-933070-89-0



Hermann Rösch

Gottfried Kinkel **Dichter und Demokrat**

Geliebt als Volksheld und politischer Märtyrer, verehrt als erfolgreicher Dichter, geachtet als Wissenschaftler, eingekerkert von den absolutistischen Fürsten: im 19. Jahrhundert wusste jedes Kind um den Bonner Professor Gottfried Kinkel (1815-1882) und sein abenteuerliches Schicksal. Mittlerweile ist diese aufsehenerregende Gestalt so gut wie vergessen. In diesem Band wird Kinkel mit seinen vielfachen Begabungen als zeitkritischer Beobachter, revolutionärer Demokrat, bekennender Rheinländer, Literat und Kunsthistoriker vorgestellt. Die Auswahl aus seinen Gedichten, autobiographischen Schriften, landeskundlichen und journalistischen Arbeiten ermöglicht erstmals eine ganzheitliche Sicht auf das völlig zu Unrecht vergessene Lebenswerk Kinkels. Zum besseren Verständnis sind den Texten kurze Einführungen vorangestellt.

150 Seiten, zahlreiche, z. T. farbige Abbildungen und Fotos, Format: ca. 195 x 195 mm, Hardcover

€ (D) 24,95 / € (A) 25,65 / SFR 40,-

ISBN: 978-3-933070-85-2

Kölsche Tön in der Edition Lempertz



Ernst Gustav Lüttgau
Das große Kölsch Lexikon
 92 Seiten, ca. 500 s/w-Abbildungen,
 Format: 205 x 200 mm, Softcover
€ (D) 9,95 /
€ (A) 10,20 / SFR 16,-
ISBN: 978-3-933070-13-5



Ernst Gustav Lüttgau (Hrsg.)
Et kleine kölsche Kochbuch
 „Mir koche op kölsch“
 184 Seiten, Format: 120 x 130 mm,
 zahlr. s/w-Abbildungen, Hardcover
€ (D) 8,50 /
€ (A) 8,85 / SFR 14,-
ISBN: 978-3-933070-88-3



Ernst Gustav Lüttgau (Hrsg.)
Die Heinzelmannchen von Köln
 „Se sinn widder do!“
 Was wäre, wenn die Heinzelmannchen heute nach Köln zurück kämen? Durch flotte Strichillustrationen werden die kölschen Geschichten noch lebendiger.
 ca. 140 Seiten, zahlr. s/w-Abbildungen,
 Format: ca. 120 x 130 mm, Hardcover
ca. € (D) 8,50 /
€ (A) 8,75 / SFR 14,-
ISBN: 978-3-933070-76-0
 erscheint ca. Herbst 2007



Willibert Pauels /
 Ernst Gustav Lüttgau
Die Kölsche Bibel
als Hörbuch
 Willibert Pauels,
 Diakon und Büttenredner, liest die rheinische Version der Heiligen Schrift.
 „Nä, wat hammer ne schöne Relijon!“
 Audio-CD, deutsch
€ (D) 12,- /
€ (A) 12,30 /
SFR 20,-
ISBN:
978-3-939908-10-4



„Die Kölsche Bibel“ Hardcover 120 x 130 mm, Hardcover
jeweils € (D) 8,50 – € (A) 8,75, SFR 14,-



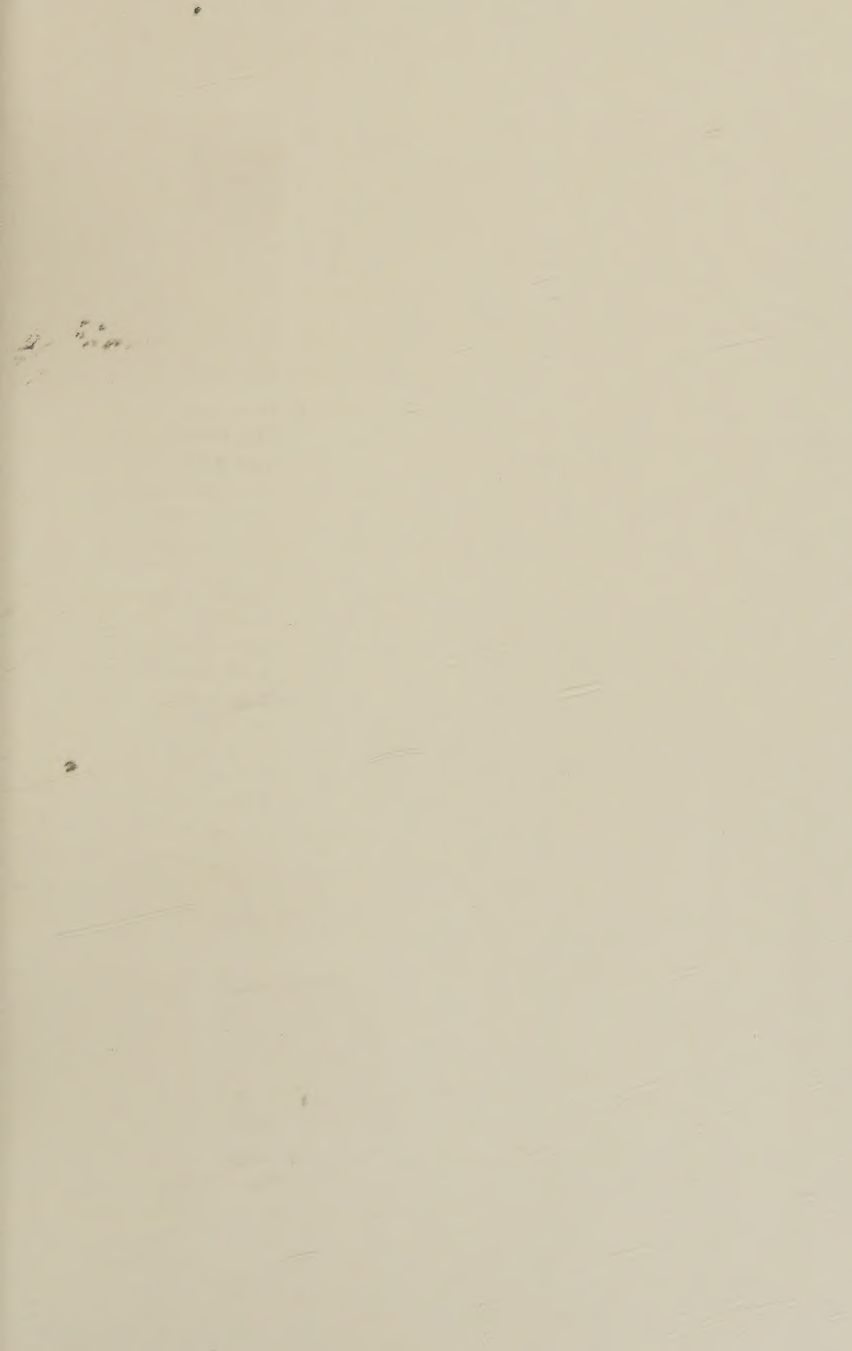
Ernst Gustav Lüttgau (Hrsg.)
Kölsche Bibel
 „Mir bedde op kölsch“
 164 Seiten, viele s/w-Abb.
ISBN:
978-3-933070-60-9

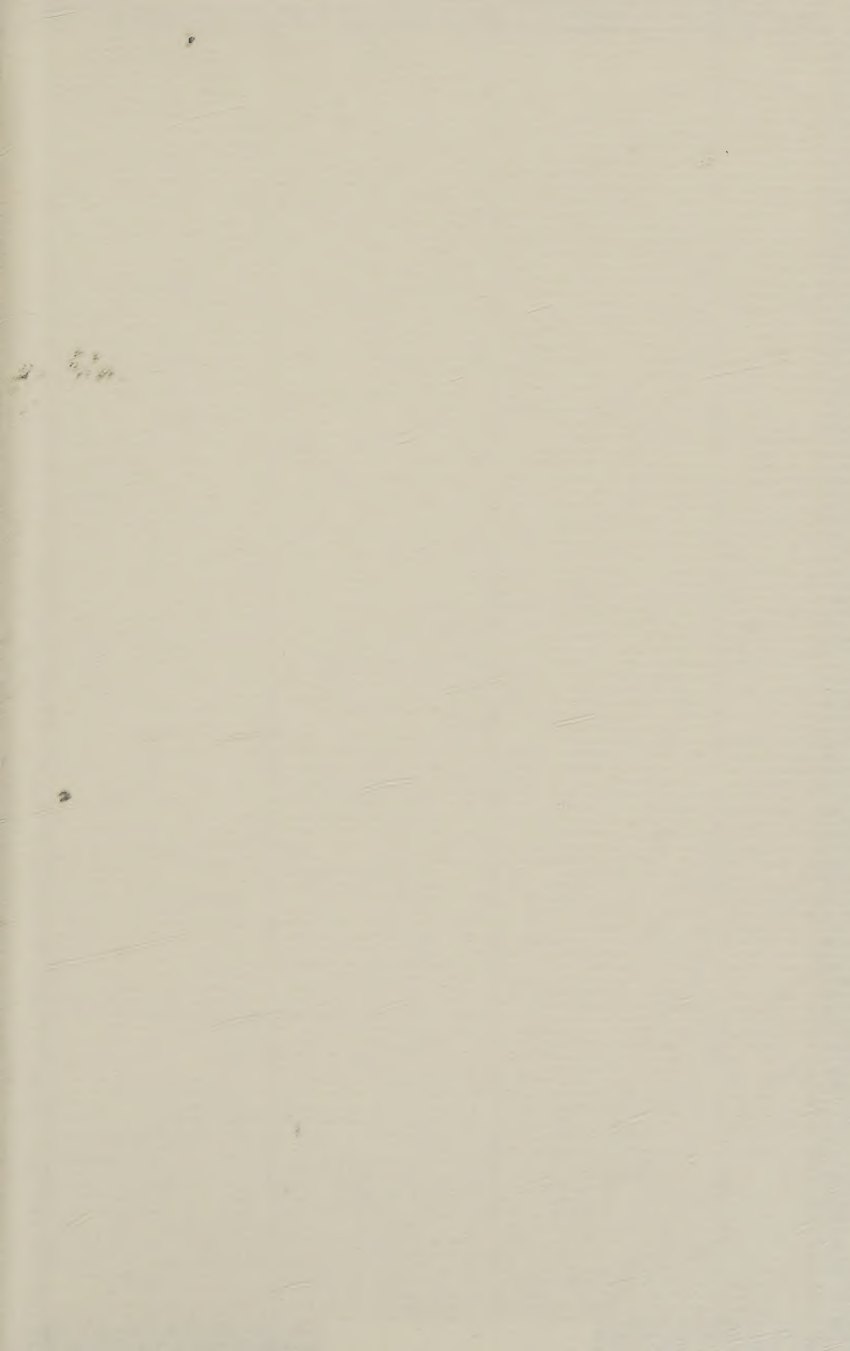


Ernst Gustav Lüttgau
Dat Kölsche Kamasutra
 „Maach’ et mir op Kölsch“
 128 Seiten, ca. 65 s/w-Abb.
ISBN:
978-3-929721-08-9



Ernst Gustav Lüttgau
Kölsche Schimpfwörter
 „Schäng met mir op Kölsch“
 146 Seiten, viele s/w-Abb.
ISBN:
978-3-933070-31-9





„Gebt mir Märchen und Sagen zum Lesen;
denn in ihnen ist der Keim zu allem Schönen,
Großen und Guten enthalten!“
(Schiller auf seinem Sterbelager)

Dieser Band mit alten Sagen rund um den Rhein
vermag das Ursprüngliche wie das Zauberhafte,
das den geliebten Strom umgibt, wunderbar
in Worte zu fassen. Lassen Sie sich entführen in
eine Welt, in der noch Geschichten um
das Unerklärliche gewoben wurden!

Neben vielen weiteren finden Sie
in diesem Buch die folgenden Sagen:

Bonn: Die Cassiushunde

Köln: Der Dombaumeister

Der Laacher See: Das versunkene Schloss

Das Ahrtal: Der letzte Ritter von Altenahr

Siebengebirge: Die Entstehung des Siebengebirges

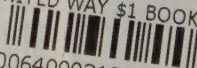
Illustriert sind die Geschichten mit zahlreichen
wunderschönen Stichen.

ISBN 978-3-9399



9 783939 908081

40064000310 *92
UNITED WAY \$1 BOOK



400640003100

\$1.00